Der Kinderfreund,

zum Unterricht in dem Lesen und bei dem Lesen, vornemlich für Landschulen,

von

F. E. Frhr. von Rochow.

Für

Oberdeutschland, insbesondere Schwaben,

bearbeitet

von

Riecke und Völter.

Zweiter Theil.

Zweite verbesserte Auflage.

Stuttgart, bei A. F. Macklot.

Der
Kinderfreund,
zum Unterricht
in dem Lesen und bei dem Lesen,
vornemlich für Landschulen,
von
F. E. Frhr. von Rochow.
Für
Oberdeutschland, insbesondere Schwaben,
bearbeitet
von
Riecke und Völter.

Zweiter Theil.

Zweite verbesserte Auflage.

Stuttgart, bei A. F. Macklot.

Innhalt.

		Seite
1.	Ein Räthsel	1
2.	Der Preriger und die Zuhörer.	1
3.	Die Zugvögel.	2
4.	Die beiden Schulkinder.	4
5.	Das Gebet. Ein Gespräch.	4
6.	Die Tugend ist eine lange Gewohnheit.	6
7.	Was Hänschen nicht gelernt hat, lernt manchmal Hans noch.	8
8.	Der Geschickte.	9
9.	Aergerniß.	10
10.	Nächstenliebe.	11
11.	Der Menschenfreund.	12
12.	Schicksal.	13
13.	Schaden der Unwissenheit.	14
14.	Vom Wesentlichen und Zufälligen.	15
15.	Laß ab vom Bösen und lerne Gutes thun.	17
16.	Endzweck (Absicht).	17
17.	Mittel.	18
18.	Wohlsein. Ein Gespräch.	20
19.	Tugend und Laster mit ihren Folgen.	21
20.	Vom Nutzen des richtigen Denkens beim Ackerbau.	23
21.	Vom Nutzen des richtigen Denkens beim Weinbau.	26
22.	Vom Nutzen des richtigen Denkens bei der Viehzucht.	27
23.	Die gute Schwester.	28
24.	Auch an die Nachkommen muß man denken.	29
25.	Die Kunst, ohne Reue fröhlich zu seyn.	30
26.	Der Werth des Bauernstandes.	31
27.	Frage eines Schulkindes an seinen Lehrer.	32
28.	Noch eine ähnliche Frage.	33
29.	Der Pachtlustige.	35

Seite

30. Die schlechte Hauswirthin aus Unreinlichkeit 36
31. Der Abwendigmacher 36
32. Der Eigensinnige. 37
33. Der große Zank aus kleinen Ursachen. 38
34. Der Todtschläger. 38
35. Das übelangewendete Sprüchwort. 39
36. Ein magerer Vergleich ist besser, als ein fetter Prozeß. 40
37. Verachtung des gemeinen Besten bringt oft eigenen Schaden. 40
38. Die bösen Drescher. 41
39. Der Verschwender. 42
40. Die Bienenzucht. 43
41. Behutsamkeit in Ansehung des Feuers. 50
42. Verhaltungsregeln bei Feuersbrünsten. 54
43. Die Wahrsager. 56
44. Zwei Spieler. 57
45. Ich bin ein Mensch. 61
46. Der Regenbogen. 62
47. Wie geht das zu? 63
48. Die Juden. 65
49. Ueber Auswanderung. 66
50. Der Geitzige, der größte Thor. 68
51. Die schädliche Erbschaft. 69
52. Unterschied zwischen Sparsamkeit und Geitz. 70
53. Die Kleinigkeit. 71
54. Die schädliche Kur 72
55. Der gute aber nicht geglaubte Rath. 72
56. Das thörichte Kind. 74
57. Die Viehseuche. 75
58. Von den Eigenschaften eines guten Hirten. 76
59. Die Hausmittel. 77
60. Die Kuhpocken, oder Schutzblattern. 82
61. Von den Mitteln, Todtscheinende zu retten. 89
62. Von den Kennzeichen eines gewissen Todes. 94
63. Von Nahrungsmitteln. 95
64. Das entdeckte Gespenst. 96

	Seite
65. Das Korn ist wohlfeil.	97
66. Von wahren und falschen Freuden.	98
67. Groß und klein.	99
68. Die Wahrheit.	100
69. Die Reisenden.	101
70. Der unbedingte Gehorsam.	102
71. Reinlichkeit.	103
72. Der Taschenspieler und der Bauer.	106
73. Der neue Pflug.	106
74. Von der Brache.	107
75. Von der Stallfütterung.	109
76. Das ordentliche Dorf.	112
77. Der Schulze.	113
78. Naher Vortheil bringt oft entfernten Schaden	114
79. Der durch Unordnung verarmte Bauer.	115
80. Wodurch du sündigest, dadurch wirst du oft gestraft.	115
81. Fleiß bleibt selten unbelohnt.	116
82. Die Aufhetzerin.	117
83. Der Halsstarrige oder Widerspenstige.	118
84. Die Communicanten.	119
85. Die großmüthigen Soldaten.	121
86. Der Freund in der Noth.	122
87. Vom Unterschied zwischen Muth und Tollkühnheit (Frechheit).	122
88. Mäßigkeit.	125
89. Der gewissenlose Wittwer	127
90. Die Stiefmutter.	129
91. Die schlimme Frau.	130
92. Die Lerche. Eine Fabel.	131
93. Die Glückseligkeit.	132
94. Der zufriedene Hausvater.	133
95. Die Josel Terra.	134
96. Die Schatzgräberei.	136
97. Er hatte sich in der Ursache geirrt.	137
98. Ein Wettergespräch.	139
99. Der Bibelleser.	141

		Seite
100.	Der Zuhörer wie er seyn soll.	142
101.	Anton, oder der unkluge Eiferer.	143
102.	Die Wiedererstattung.	143
103.	Der Herr kommt.	145
104.	Vom Glauben und Nichtglauben.	146
105.	Rechtthun. Ein Gespräch.	148
106.	Selbstprüfung.	152
107.	Sechzig Denkreimen.	155
108.	Die Prüfung.	160
109.	Der Frühling, ein Bild der Auferstehung.	161
110.	Auslegung des vollkommensten Gebets.	165
111.	Von der Seligkeit.	167
112.	Von Gottes Segen. Ein Gespräch.	169
113.	Des Alten Theil.	170
114.	Erkenntnißprüfung über allgemeine Religionswahrheiten.	171
115.	Erkenntnißprüfung über den Innhalt merkwürdiger Worte.	174
116.	Gute Vorsätze.	178
117.	Beitrag zur Erkenntniß Jesu.	179
118.	Merkwürdiger Stoff zum Unterricht in kurzen Sätzen.	184
119.	Die Stadt.	189
120.	Handwerk.	189
121.	Fabriken.	190
122.	Kauf und Verkauf.	190
123.	Münzen.	190
124.	Maaß und Gewicht.	190
125	Gesetze	191
126.	Gericht.	191
127.	Landesvertheidigung.	192
128.	Soldaten.	192
129.	Verhältniß.	193
130.	Das Fuhrwerk.	193
131.	Die Schiffahrt.	194
132.	Bergwerke.	194
133.	Kalender.	195
134.	Das Pflanzenreich.	195

Erster Anhang.

Gebete und Lieder.		1

Zweiter Anhang.

Beschreibung der gefährlichsten Giftpflanzen.		27

1. Ein Räthsel.

Es gibt ein Ding in der Welt, das kann Gutes thun und Böses unterlassen, wenn es will. Weil es aber gemeiniglich nicht will, so giebt es vor, es könne nicht. Wenns ihm übel geht, dann klagt es. Wer ihm die Ursachen entdeckt, woher sein Uebel kömmt, den mag es nicht leiden. Seiner Wohlfahrt Mittel sind ihm bekannt, und doch mag es sie nicht anwenden. Andere große Mühe scheut es nicht so sehr, als die geringere Bemühung, sich höchstglücklich zu machen. Und doch ist glückseligkeit sein Wunsch, und beständiges Verlangen. 1. B. Mos. 4, 7. Sir. 15, 14. 17. Matth. 23, 37. Jer. 10, 19. Joh. 8, 42. 59. Matth. 11. 30.

2. Der Prediger und die Zuhörer.

An einem gewissen Orte war ein Prediger, in dessen Predigten die Zuhörer oft schliefen, weswegen er denn fast in jeder Predigt seinen Unwillen bezeigte. Dieser Prediger starb. Sein Nachfolger bemerkte die böse Gewohnheit mit Betrübniß. Er ließ die Schläfer zu sich kommen, und stellte ihnen die Unnützlichkeit auch der besten Predigt, für nicht zuhörende oder gar schlafende Menschen, vor; ingleichen das böse Beyspiel, welches sie ihren Kindern damit gäben. „Ach lieber Herr Prediger,“ antworteten die Leute, „es thut uns recht leid, daß „wir schlafen, aber wir können es nicht lassen. Kaum „sitzen wir eine Weile da, und wollen recht zuhören, „so ists, als wenn uns etwas die Augen zudrückte.“

„Hört, lieben Leute,“ sagte der Prediger, „wenn „ihr mir folgen wollt, so sollt ihr der bösen Gewohn„heit bald los werden. Steht auf, sobald ihr Mü„digkeit merkt, und wer da wacht, der wecke „seinen einschlafenden Nachbar.“ Sie folgten ihm, und keiner schlief mehr fortan in der Kirche.

Gott hat die menschliche Natur so eingerichtet, daß der Mensch dem Reitze zum Bösen widerstehen kann, und wer aus allen Kräften widersteht, dem wird Gott den Sieg nicht vorenthalten. Stand z. E. hier das Mittel wider eine böse Gewohnheit nicht völlig in des Menschen Macht?

Lehre, wie mans machen muß, des Bösen los zu werden, und das Gute zu thun; so wird dein Lehramt gesegnet seyn.

1 Cor. 6, 11. Tit. 2, 11. 12.

3. Die Zugvögel.

Wilhelms kleiner Sohn, Karl, kam einst zu seinem Vater, und sprach: „Ich habe heute schon „unsere Schwalbe gesehen, die immer an unserm „Dache nistet, und so schön singt.“

Vater. Sahst du auch, wie gestern Abends die Mücken spielten?

Karl. O ja; aber was hat das mit den Schwalben zu thun?

Vater. Sehr viel; denn die Mücken sind der Schwalben Nahrung.

Karl. Auch unser Storch auf der Kirche ist schon gekommen.

Vater. Dann werden auch gewiß Frösche genug da seyn, und die Schlangen werden ihre Löcher in der Erde längst verlassen haben.

Karl. Kommen denn alle Thiere nicht eher, als bis ihre Nahrung da ist?

Vater. Nicht eher. Du weißt, mein Sohn, daß es vielerley wilde Vögel giebt. Einige darun-

ter leben von Körnern und Gewürmern zugleich, diese bleiben dann meist hier. Andere leben bloß von Gewürmen, und diese fliegen fast alle gegen den Winter von uns und nach solchen Ländern hin, wo es wärmer bleibt, und wo also das Gewürme nicht nöthig hat, der Kälte wegen sich zu verkriechen. Von nöthigen Kälte und Mangel an Nahrung sie zu diesen Wanderungen: z. B. Kraniche Störche, Schwalben, wilde Gänse, Krammetsvögel ꝛc. treten im Herbst, oft einzeln meistens aber in großen Gesellschaften, die größten Reisen an weit übers Meer und über einen beträchtlichen Theil unserer Erdkugel weg, und bringen den Winter unter wärmern Himmelsstrichen und in nahrhaftern Gegenden zu. Wenige Arten von Vögeln, wozu auch Schwalben gehören, verstecken sich im Nothfall, wenn sie sich verspäten, und ihr Nahrung aufhört, unter die Erde, verstecken sich in Sümpfen, erstarren und schlafen da den Winter hindurch.

Karl. Und dann kommen diese Vögel gegen den Frühling wieder, wenn sie merken, daß was zu essen für sie da ist?

Vater. Ja, wie du siehst, mein Sohn! Wer mag aber die Thiere das wohl gelehrt haben? Den Storch, daß er sein Nest, und die Schwalbe, daß sie das Dach ihres freundlichen Wirthes wieder findet?

Karl. Wer wollte sie das gelehrt haben, als der liebe Gott.

Vater. Recht, mein Sohn! Gott ist der Schöpfer ihrer so wunderbaren Natur, er hat den Thieren so viel Gutes gegeben, wie sie als Thier nur brauchten. Wenn du nun die Zugvögel wieder siehst, dann denke stets: „Gott trägt die Speisen „auf, ehe die Gäste kommen; — das muß ein lieber Gott seyn, der so für alles sorgt, auch für die „Menschen wird er gewiß ebenfalls gesorgt haben.“ Denn siehe, mein lieber Karl, auch für dich hatte Gott zuvor gesorgt, daß du Milch fandest, die

dich nährte, da du bey deiner Geburt eben auchals ein fremder Gast ankamst, und keine andere Speise dich so gut nähren und erhalten konnte.

Was meinst du wohl, Karl, was wolltest du Gott für eine solche große Wohlthat wohl geben?

Karl. Ich? — Ich habe nichts, das ich geben kann, aber ich will Gott lieb haben. 1 Joh. 4, 19.

Der Gott, der Thiere nährt, wird Menschen nicht verstoßen.

Wer groß im Kleinen ist, muß größer seyn im Großen.

Matth. 6, 25. 26. 31. 32. Luc. 12, 24.

4. Die beiden Schulkinder.

Zwey Schulkinder fragten einander, was sie für ein Spiel spielen wollten. Karl, der der Aelteste, aber nicht der Klügste war, sprach: „Komm, wir wollen „aufs große Eis gehen, und glitschen, (schleifen).“ Der kleine Wilhelm war klüger, und sagte: „Karl, „dahin gehe ich nicht mit. — Es hat erst wenige „Tage gefroren. — Ich habe noch keinen großen „Menschen auf dem Eise gesehen. — Du kannst ins „Wasser fallen.“ — Doch Karl nahm seinen Anlauf. — Als er aber auf die Mitte kam, da brach das Eis; er kam zu Schaden, und kaum ward er, mit großer Mühe, noch gerettet.

Karl war nun zwar auch belehrt, aber durch Schaden: Wilhelm hingegen (welches doch weit besser ist) wurde durch verständiges Nachdenken vor Schaden behütet. Sir. 6, 18. 33.

5. Das Gebet.

Ein Gespräch.

Das Kind.

Aber, lieber Vater, warum betet ihr immer, und warum beten wir nicht laut vor dem Ti-

sche, wie unsers Nachbars Fritze thut und die kleine Marie?

Der Vater. Kinder können noch nicht beten.

Kind. Warum nicht, lieber Vater? Seht nur, ich kann die Hände falten, und die Worte will ich schon auswendig lernen.

Vater. Das heißt nicht beten, mein lieber Karl!

Kind. Was heißt denn beten? O sagt mirs doch, lieber Vater! Ich wills so gerne wissen.

Vater. Beten heißt, mit Gott reden: Ihm für gegebene Wohlthat, oder für abgewendete Noth danken, ihm Gehorsam versprechen, und um fernern Beistand und Seegen bitten. Das alles verstehst du nun nicht, also kannst du auch nicht beten.

Kind. Ja, das verstehe ich wohl, und wenn ich nun sagte: Ich danke dir, lieber Gott, daß du mirs heute so wohl schmecken lässest, laß mirs ferner wohl schmecken! wäre das kein Gebet, lieber Vater?

Vater. Du willst doch damit so viel sagen, als: Lieber Gott! meine Gesundheit, oder, daß ich mit Lust essen kann, ist dein Geschenk, das hab ich von dir. Erhalte mich ferner gesund, lieber Gott!

Kind. Ja, lieber Vater, das meint' ich damit, ich weiß es nur nicht gleich so recht zu geben.

Vater. Darauf kömmt es nun eben am wenigsten an, mein Sohn, sondern darauf: ob mans auch recht meint? Ob man auch glaubt, daß z. E. die Gesundheit und alles Gute von Gott kommt, und daß man ihm billig dafür danken soll? — nur eins fehlt noch an deinem Gebet. —

Kind. O sagt mirs doch, lieber Vater! Ich wollte gar zu gerne beten können.

Vater. Das ists: Du hast Gott in deinem Gebet nichts versprochen. Als du sagtest: Gesundheit hättest du von Gott, wenn dir doch dabey eingefallen wäre, wozu du dieses Geschenk,

diese Gesundheit brauchen wolltest! Denn wer einem etwas schenkt der will doch auch wohl, daß man das Geschenk gut anwende?

Kind. Gewiß, das hab ich vergessen, lieber Vater! Ich will also künftig so beten: Lieber Gott! ich danke dir für deine viele — viele Wohlthat, und auch für meine Gesundheit. Gieb mir Verstand, daß ich sie gut gebrauche!

Vater. So ist es recht. Nun sehe ich, daß du beten kannst; und von nun an darfst du auch laut vor dem Tische beten. Besinne dich nur allemal eine Weile vorher, ehe du betest, wofür du Gott danken, welchem Fehler du ihm abbitten, was du ihm versprechen, und was du von ihm bitten willst. Wenn du das nicht vergissest, und was du im Gebet Gott versprichst, auch hältst; dann wird Gott dein kindliches Gebet gewiß immer gnädig annehmen und weil er so gern wohl thut, dir stets mehr Gelegenheit, ihm zu danken, verschaffen. 1 Joh. 3, 21. 22.

6. Die Tugend ist eine lange Gewohnheit.

Wilhelm hatte seine Kinder so gewöhnt, daß sie stets nützlich beschäftigt seyn wollten, aber nicht stets bei einerlei Arbeit.

Erst war die Schule; nach der Schule allerley eigentliche Arbeit, die nach ihren Jahren eingerichtet war; dann Erholungsstunden. Damit aber diese, in welchen die Kinder gemeiniglich die Zeit mit zwecklosen Spielen verschwenden, oder aus unberichtigtem Beschäftigungstriebe wirklichen Schaden thun, ihnen auch nützlich werden können; so sprach der Vater oft mit ihnen über alles, was seinen Garten- und Feldfrüchten schädlich war. Er lehrte sie mancherlei schädliche Gewürme und ihre Nester entdecken, den Reitwürmern, Feldmäusen, Maulwürfen und Ratten nachstellen, und die nöthigen Fallen dazu

verfertigen. Um dieses den Kindern noch mehr zur Lust zu machen, ward das ganze Revier ordentlich unter sie eingetheilt, und ein jedes gieng, so oft es die Witterung, oder andere Geschäfte zuließen, mit allen nöthigen Werkzeugen gerüstet, auf diese Jagd. Wessen Obstbäume dann in einer bestimmten Zeit am reinsten von Raupennestern, Moos und Wasserzweigen, wessen Wiesen am ebensten von Maulwurfshaufen waren, und wer die meisten getrockneten Köpfe von Mäusen, Ratten, Maulwürfen und Reitwürmern ꝛc vorzeigen konnte, der ward durch ein kleines Geschenk belohnt, oder erhielt einen bessern Platz bey Tische.

Wilhelms Tochter hatten eine andere Anweisung nützlich zu werden. Sie hatte die Mutter viel schädliche wildwachsende Pflanzen kennen gelehrt: von diesen reinigten sie in ihren Erholungsstunden, Garten, Wiesen und Aecker: und zwar dergestalt, daß sie nicht etwa, wie gewöhnlich, das Kraut nur oben abpflückten, sondern sie gruben gleich mit kleinen schmalen Grabscheiten, die ganzen Wurzeln und Pflanzen aus, und besäeten die Stellen mit Saamen von guten Futterkräutern. Auch wußten sie, welche Kräuter, Blüten und Wurzeln für Krankheiten, bey Menschen und Vieh, dienlich waren, so wie die rechte Zeit, sie zu sammeln. Wenn sie nun keine sitzende, oder häusliche Arbeit bey ihrer Mutter hatten; so waren sie doch schon als Kinder nützlich beschäftigt. Am Abende erzählte jedes Kind seine kleinen Begebenheiten des Tages, und holte dann über manchen zweifelhaften Fall den Rath seiner erfahrnen Aeltern ein.

Als nun auch einst davon geredet wurde, da sprach Wilhelms ältester Sohn Karl: „Aber, lieber „Vater! bald wird unser Feld kein schädlich Thier „oder Kraut mehr haben. Was fangen wir dann „an?“

Vater. Dann wollen wir unsre Nachbarn

bitten, daß sie uns erlauben, ihnen auch auf diese Art nützlich zu werden.

Sohn. Ja, Vater, das wollen wir thun. Ich will auch gern nichts dafür haben, wenn ich mich nur ferner nützlich beschäftigen darf.

Nützlich kann man auf drey Arten werden.

Die erste ist: Schaden verhüten.
Die zweite: Gutes hervorbringen.
Die dritte: das Gute, was schon da ist, verbessern oder veredlen.

Die erste Art des Nützlichwerdens schickt sich nun eigentlich für Kinder, und ihre angebohrne Thätigkeit kann bey dieser Richtung allein zum Nutzen gelenkt werden; da sie sich sonst meistentheils (obwohl ohne Schuld der Kinder) im Schadenthun und Verderben äussert.

Kinder lassen sich zum Guten — gewöhnen!
Spr. Sal. 22, 6. Sir. 33, 28. 29. 30.

7. Was Hänschen nicht gelernt hat, lernt manchmal Hans noch.

Vater, in der Schule lernen wir jetzt lateinisch — erzählte der kleine einfältige Jochen seinem Vater Hans.

Was? sagte der Vater, lateinisch? könntet ihr deutsch dafür.

Am folgenden Tage hatte Hans etwas bey dem Schullehrer zu bestellen. Bey dieser Gelegenheit sagte er dann: er habe sein Lebtage gehört, dafs die lateinischen Bauern nichts taugten, und dafs er darum bäte, aus seinem Jochen keinen Lateiner zu machen.

Lieber Nachbar Hans, versetzte der Schullehrer, wer hat ihm denn gesagt, dafs sein Jochen lateinisch lernt? Nur deutsch mit lateinischen Buchstaben gedrukt oder geschrieben, soll er lesen lernen; weil man heut zu Tage ganze

deutcshe Bücher mit lateinischen Buchstaben druckt. Mit der nämlichen Schrift wird auch englisch, französisch, italienisch und spanisch gedrukt und geschrieben; defswegen aber versteht man diese Sprachen noch nicht, wenn man die Buchstaben kennet.

Aber die Schrift wird schwer zu lernen seyn, meynte Hans.

Nichts weniger als dies! erwiederte der Schullehrer. In drey Tagen muſs er, als ein alter Mann, die lateinische Schrift lernen, wenn Er nur will.

Ey, das möchte ich doch probiren, sagte Hans. Der Schullehrer gab ihm ein deutsches Buch, mit lateinischer Schrift gedrukt, mit nach Hause, und nach etlichen Tagen brachte es Hans wieder.

Herr Schullehrer, sagte er, nun soll mir niemand mehr sagen: was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr!

Ich kenne nun die lateinischen Buchstaben so gut als die deutschen, und mein Jochen soll künftig alles lernen, was Sie für gut halten. Wenn es auch zu nichts hülfe: so trägt man ja nicht schwer daran.

8. Der Geschickte.

Martin hatte in der Jugend gelernt, mancherley Ackergeräthe zu machen, und wenn in langen Winterabenden die andern jungen Leute mit Schlafen, Müßiggang und Thorheiten, die Zeit verdarben; so saß Martin und schnitzte allerhand nützliche Sachen. Auch hatte alles ein Geschicke, was er verfertigte, und man konnte sehr gut damit handthieren. Als er nun groß wurde, da ward er bald Oberknecht oder Meyer, denn er konnte auch gut säen; bekam mehr Lohn, und hatte auch sonst mehr Vortheile zu

genießen, als andere Knechte. Als er sich endlich verheyrathete, und seine eigene Wirthschaft führte, kam ihm jene Geschicklichkeit gar wohl zu statten. Bei ihm verdiente der Wagner kaum halb Geld. Den Böttcher, (Faßbinder, Küfer) hatte er oft das ganze Jahr nicht nöthig, weil er selbst seine Fässer reinigte und mit frischen Reifen belegte, wenn sie schadhaft wurden. Wenn sonst etwas im Hause zu bessern war, so that er es in müßigen Stunden selbst, und ersparte dadurch alle Jahre wenigstens 30 fl. die seine Nachbarn baar hingeben mußten. Im ganzen Dorfe lobte man seine geschickte Hand, und viele Bauern und Tagelöhner hielten ihre Kinder an, auch so nützliche Nebenarbeiten zu lernen.

Wer geschickt ist, den hält man werth. Sir. 10, 28.

Was der Kluge Gutes sieht, ahmt er nach mit Freuden
Und die Fehler lernt er auch an Exempeln meyden.

9. Aergernifs.

Klausens Kinder hatten von ihrem Vater und Mutter nichts Gutes gesehen. Die Mutter war zanksüchtig und liederlich; der Vater oft betrunken, und trieb einen ordentlichen Handel mit gestohlnen und andern unerlaubten Waaren, wobey denn seine arglistigen Anstalten (wovon seine Kinder oft Zeuge waren) es machten, dafs er niemals ertappt wurde. Sein drittes Wort war fafst ein Fluch oder Schwur, und eine ganze Reihe von bösen Sprüchwörtern, die nach seinem Sinn waren, führte er stets im Munde, als:

JEDER FÜR SICH, GOTT FÜR ALLE.
GELD REGIERT DIE WELT.
UMSONST IST DER TOD.
ESSEN, WAS SCHMEKT, UND LEIDEN WAS MAN MUSS.

JEDER IST SICH SELBST DER NÆCHSTE.

HARTE ZEITEN, HARTE LEUTE.

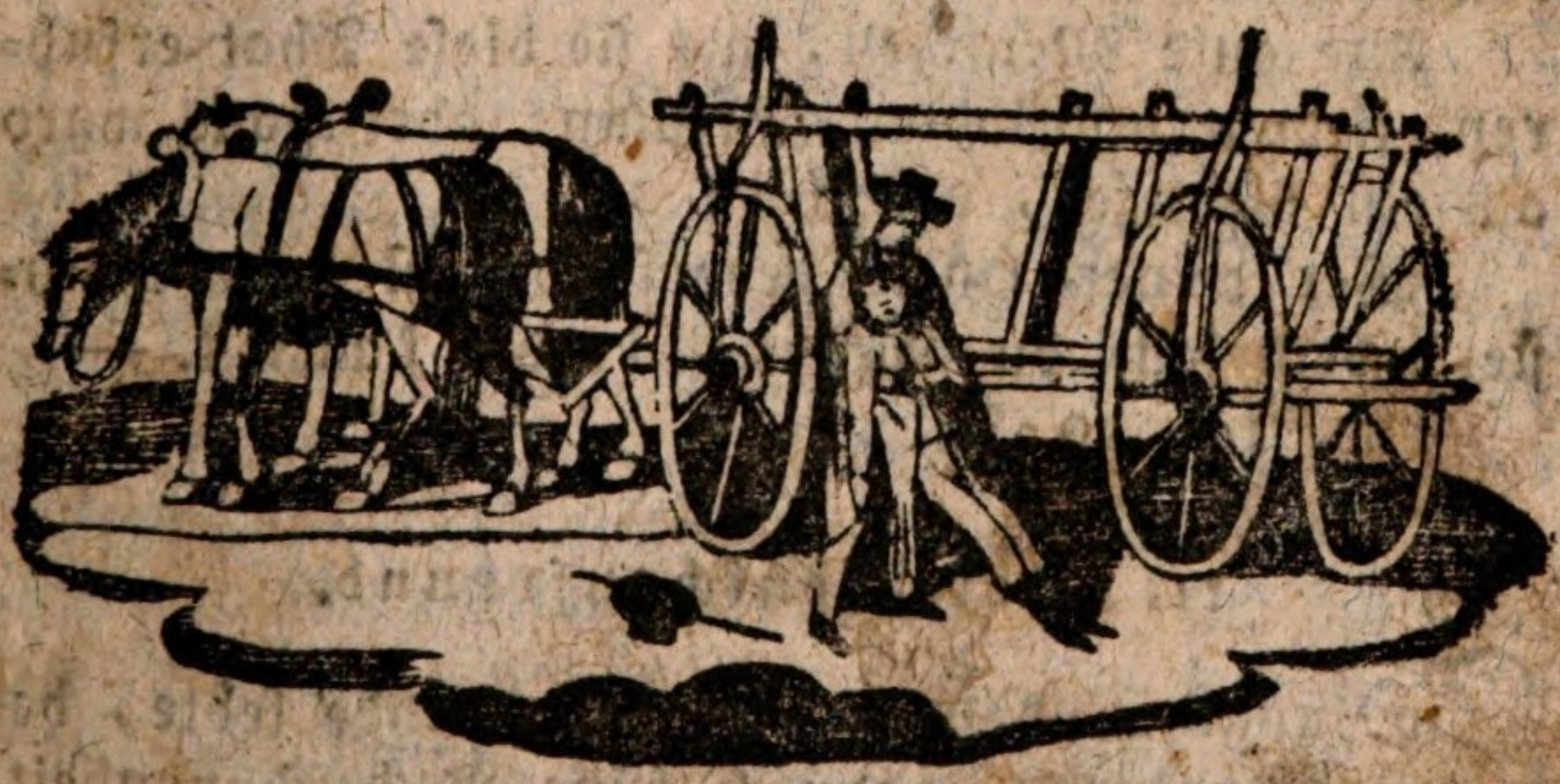
DUMME DIEBE WERDEN NUR GEHANGEN.

LUSTIG GELEBT UND SELIG GESTORBEN.

Und wie die Thorheiten alle heifsen.

Nun noch en der Lehrer und Prediger diesen Kindern noch so gute Lehren geben: das Beyspiel ihrer Aeltern, welches sie täglich sahen und hörten, wirkte viel mehr, und sie wurden schädliche Menschen. Klaus und seine Frau hatten also ihren Kindern ein Aergernifs gegeben oder gemacht, dafs die Kinder durch sie ärger wurden, als sie sonst wohl nicht geworden wären.

Wehe dem Menschen, durch welchen Aergernifs kömmt. Matth. 18, 7.



10. Nächstenliebe.

Ein armer Reisender konnte im tiefen Schnee die Stadt nicht erreichen sondern befand sich, als er, von Müdigkeit und Kälte betroffen, am Wege sitzend eingeschlafen war, in grofser Gefahr, zu erfrieren. Zwey Bauren fuhren aus der Stadt nach Hause.

Hans, der den ersten Wagen fuhr, sah den Schlafenden liegen. „Da liegt ein Mensch,“ rief er, „der ist entweder todt, oder betrunken.“ Christian, der den zweiten Wagen fuhr, hielt gleich still, stieg ab, und versuchte lange, ob er ihn aufwecken könnte; fand aber keine Bewegung an ihm. „Komm“ rief Hans, „laß ihn liegen; was geht er uns an? wir „müssen nach Hause.“ „Nein“ antwortete Christian, „ich habe in der Schule gehört, daß, wenn „ein Mensch auch schon erfroren ist, ein vernünftiger Arzt ihn dennoch retten könne. Hilf mir ihn „auf meinen Wagen laden, ich will zurück nach der „Stadt fahren, und ihn zum Arzt bringen.“ „Das „wäre mir eben recht“ antwortete Hans, „ich sitze „hier einmal warm, und sollte mir die Füße wieder kalt machen!“ Und damit fuhr er fort. Christian hob ihn also allein auf seinen Wagen, fuhr nach der Stadt zurück, und hatte die Freude, daß der verständige Arzt, zu dem er den Erfrornen brachte, ihn wieder herstellte.

Alle gute Menschen, als sie diese That erfuhren, liebten und lobten Christian; aber Hans ward als ein Liebloser, verachtet.

Wer deiner Hülfe bedarf, der ist dein Nächster; dem sollst du helfen, wie du kannst. —

Luc. 10, 29-37.

11. Der Menschenfreund.

So lange Wilhelm im Soldatenstande lebte, bewieß er sonderlich dadurch seine Rechtschaffenheit, daß er sich der jungen Leute oder Rekruten annahm, die von Zeit zu Zeit eingestellt wurden. Er wußte wohl, wie leicht die Jugend verführt werden kann, und wie mancher liederlicher Mensch nicht eher ruht, als bis er auch andre verführt hat. Darum war Wilhelm bemüht, zuerst das Vertrauen der jungen Leute dadurch zu gewinnen, daß er ihnen allerlei

Gefälligkeit erwies. So zeigte er ihnen z. E. die Vortheile bey manchen von ihren Geschäften; wies ihnen Arbeit zu, damit sie sich etwas verdienen konnten; besuchte sie, und half ihnen ihr Zeug in Ordnung bringen. Mit diesem Betragen erwarb er sich denn bald ihre Gewogenheit. Nun aber nahm sie auch gelegentlich gute Lehren willig von ihm an, und glaubten ihm, wenn er ihnen das Unglück des liederlichen Lebens schilderte, und es mit Beyspielen bewies; dagegen aber Rechtschaffenheit, Ordnung und Mäßigkeit, als das einzige Mittel, anpries, das Beschwerliche des Lebens, und ihres Standes insbesondere, zu ertragen und zu versüssen.

Als einstmal ein Soldat von denen tödtlich krank lag, deren er sich so freundschaftlich angenommen hatte; so ließ dieser Wilhelmen rufen, dankte ihm mit rührenden Worten, und bekannte frey vor allen Umstehenden, daß er, nächst Gott, durch Wilhelms Freundschaft und gute Lehren, vor Lastern sey bewahrt geblieben. Dan. 12, 3.

12. Das Schicksal.

Es war einmal eine Hochzeit nicht weit von einem Dorfe, auf dem dabey liegenden Hofe. Aus dem Dorfe war ein Bauer mit seiner Frau und zwey Kindern zum Hochzeitfeste eingeladen. Die Aeltern hatten es auch für sich und die Kinder zugesagt. Man kann denken, wie sehr sich die Kinder freueten, auf den Schmaus, die bunten Kleider, die Musik, und was ihnen sonst noch angenehm dabey vorkam. Auf den Mittag wurde der Mann sehr krank. Deßwegen mußte die Frau zu Hause bleiben, und ohne ihre Aeltern sollten die Kinder nicht nach diesem Hochzeitfeste hingehen. Da weinten die Kinder sehr, daß von ihnen diese Lust vergebens gehofft wäre. Das eine Kind war gar so unwillig, daß es sagte: „Warum mußte denn

„der Vater eben heute krank werden, da wir „einmal eine Luſt haben ſollen?“ Aber hört, Kinder, was geſchah! Den Abend kam Feuer in dem Hochzeithauſe aus; und weil es von unten an zu brennen anfieng, die Gäſte aber oben waren, ſo kamen viele Leute auf der Treppe zu Schaden, oder wurden vor Schrecken hernach krank. Da merkten die Aeltern, daß die Krankheit des Vaters (der hernach bald wieder beſſer ward), welche ſie verhindert hatte, auch dahin zu gehen, eine wohlthätige Schikkung und Regierung Gottes geweſen ſey, und lobten Gott dafür. Ihre Kinder aber belehrten ſie an dieſem Exempel, daß Gott auch bey zugeſchickten Leiden die beſten Abſichten habe, und daß, wenn wir oft nicht ſogleich wiſſen, wozu das Leiden uns gut iſt, wir doch hernach erfahren werden, wie gut es unſer himmliſcher Vater mit uns meyne. Röm. 8, 28.

13. Schaden der Unwiſſenheit.

Ein armer Taglöhner hatte einen Bruder in der Fremde, der war wohl zwanzig Jahre abweſend; und die Leute glaubten, er wäre todt, weil er ſo gar nichts von ſich hören ließ. Einmal kam ein Brief an den armen Taglöhner, als er eben in der Stadt war. Weil dieſer Mann aber ſelbſt weder gedruckte noch geſchriebene Schrift leſen konnte; ſo gieng er mit dem Briefe zu ſeinem Wirth, und bat, daß dieſer ihm den Brief doch vorleſen möchte. Als der Wirth den Brief eine Weile ſtille durchgeleſen hatte, ſagte er zum Taglöhner: „Hört! in dem „Briefe ſteht: euer Bruder in der Fremde wäre todt, „und hätte euch funfzig Gulden vermacht; aber „ihr müßtet ſogleich kommen, und das Geld „ſelbſt abholen.“ „Herr Wirth,“ ſagte der Taglöhner, wo ſoll ich denn hingehen, und das Geld „abholen?“ „Nach Amſterdam, über hundert Mei-

„len von hier," sagte der Wirth, „da liegt euer „Geld." „Ei," sagte der Mann, „hundert Mei„len hin, hundert Meilen her — das sind ja wohl „gar vierhundert Stunden, da kostete mir die Reise „und die Versäumniß bei der nahen Aernde mehr, „als ich erben soll." „Hört," sprach der Wirth, „gebt mir den Brief und verkauft mir euer Recht „daran für dreißig Gulden; so könnt ihr hier blei„ben, und ich will schon sehen, wie ich zum Scha„den komme. Aber ihr müßt keinen Menschen et„was von diesem Handel sagen — Wollt ihr das?" „Herzlich gern," antwortete der Taglöhner. Nun holte der Wirth und zählte die dreyßig Gulden auf. Der Taglöhner dankte, nahm sie, und gieng vergnügt nach Hause. Aber nach vielen Jahren, als der Wirth, der indeß liederlich und arm geworden, sterben sollte, da bekannte er mit großer Angst auf dem Todtbette, wie er den armen Taglöhner betrogen habe. Denn in dem Briefe hätte gestanden:

„Wer diesen Brief in Amsterdam bey einem „gewissen Manne vorzeigen würde, dem „sollten zweytausend Gulden (und also sehr viel„mal mehr, als der Wirth dem Taglöhner ge„geben) ausgezahlt werden."

Welche er denn auch erhalten, aber liederlich durchgebracht hatte.

Unschätzbar ist der Werth der Schulen! Lesen, Schreiben und Rechnen lernen, ist ein Hülfsmittel, zu aller wahren Weisheit zu gelangen, und viel Gutes zu kennen. Weish. 10, 8. (S. 1 Th. S. 121. f.)

14. Vom Wesentlichen und Zufälligen.

In einer gewissen Stadt war ein lustiger Thorschreiber. Wenn die Bauern zu Markte fuhren, und oft wegen ihrer Menge lange halten mußten, dann scherzte er mit einigen, die er kannte, und verachtete gewöhnlich den Stand der Ackersleute.

Einst scherzte er auch so mit Wilhelm, da kam er aber unrecht an. Denn dieser forderte von ihm eine genaue Beschreibung, was denn ein Bauer eigentlich wäre? Der Thorschreiber sagte: „Ein Bauer „ist grob, dumm und faul, und wenn er nicht muß, „so regt er weder Hand noch Fuß.“

„Ihr irrt,“ sagte Wilhelm. „Ein Bauer ist ein „Mensch, der aus dem Landbau und der Viehzucht „den größten Vortheil zu ziehen weiß. — Der das „Vorrecht hat, bey seiner Arbeit am meisten gesund „und stark zu bleiben. — Dem allein unter allen „Ständen die Kinder nicht zur Last sind. — Dessen „verständige Betreibung seines Berufs die meisten „wahren Reichthümer in den Staat bringt. — Der „die Welt ernährt und auch dem Herrn Thorschrei„ber sein Brod schafft, damit er noch länger leben „und spaßen kann. Seht mein Freund: das soll „und kann der Bauer seyn. Grobheit steht ihm so „wenig an, als dem Bürger in der Stadt, und „gute Schullehrer und Eltern auf dem Dorfe suchen „eben so wohl als in Städten, ihre Kinder klug, „fleißig und höflich zu ziehen. Wenn ihr also künf„tig wieder eine Beschreibung von einem Dinge „macht: so unterscheidet fein das Wesentliche vom „Zufälligen.“

Da schämte sich der Thorschreiber und gieng schweigend fort.

Zufällig ist das an einem Dinge, was daran seyn kann, aber eben nicht nothwendig seyn muß. Wesentlich hingegen dasjenige, ohne welches ein Ding nicht das oder nicht so vollkommen ist, was es seyn soll. So ist es z. E. in dieser Geschichte am Ackermanne keine nothwendige Eigenschaft, daß er grob, dumm und faul seyn müße: obgleich aus mancherlei Ursachen es sich oft ereignet, daß er es ist.

15. Laß ab vom Bösen, und lerne Gutes thun.

Wenn man oft dieselbe Handlung wiederholt, so gewöhnt man sich daran, und endlich hält es schwer, sie zu unterlassen. Doch wenn die Handlung uns und andern schädlich ist, so müssen wir sie uns abgewöhnen. Wenn wir nur erst den Schaden, welchen das Böse bringt, einsehen, dann erschrecken wir über unsere Gefahr; wie einst Christoph erschrack, der zum Zorn und zum Schimpfen und Schelten bey der geringsten Gelegenheit sich gewöhnt hatte. Ein verständiger Mann erzählte ihm; daß vor kurzem ein Mensch, der einen andern im Zorn erschlagen hatte, sey enthauptet worden. Das kann dir auch noch wiederfahren, dachte Christoph und sprach: Ich bin auch oft zornig und auffahrend. Wie mache ich es wohl, daß ich den Fehler los werde? Da rieth ihm der verständige Mann, sogleich zu denen, die er im Zorn beleidigt hatte, zu gehen, ihnen seinen Vorsatz, sich das zornige Wesen abzugewöhnen, aufrichtig zu melden und sie um Verzeihung wegen des Geschehenen zu bitten. Dabei aber gab er ihm noch den Rath, täglich an diesen Vorsatz oft zu denken, und alle Gelegenheit zum alten Fehler dadurch zu vermeiden, daß Christoph gleich wegglenge, wo sich Anlaß zu Zank und Streit fände.

16. Endzweck (Absicht).

Was man sich vorsetzt, durch einzelne oder eine Reihe von Handlungen zu erreichen, das nennt man einen Endzweck. Der Endzweck kann gut oder böse seyn.

Ist er gut, d. h. wehrt er, wenn er gelingt, irgend einem schädlichen Ding, und befördert er irgend etwas Gemeinnütziches; so darf ich bei deren Bekanntwerdung nicht erröthen, gute Menschen billigen, loben und unterstützen wohl mein Unternehmen, und ich habe nichts zu fürchten, als daß ich

mich etwa in der Wahl der Mittel irren könnte. Ist die Absicht hingegen böse, d. h. wird durch ihre Erreichung Schaden gestiftet, so habe ich vielerlei zu fürchten: als: die Entdeckung, den Widerstand derer, die darunter leiden sollen, den beschimpfenden Namen: „schädlicher und schändlicher Mensch," die Abneigung der Guten, ihr Zurückziehen von mir und meinem Umgange, und die bürgerliche Strafe, die gemeiniglich auch mit Unkosten und Schaden verknüpft ist ꝛc.

Dieses sind die äusserlichen gewöhnlichen Folgen, je nachdem unsre Endzwecke oder Absichten gut oder böse sind.

Die innerlichen Folgen sind bei guten Endzwecken: Freudigkeit, Ruhe des Gewissens, Hoffnung und Zuversicht. Bei bösen Endzwecken aber Furcht, Angst und banges Erwarten der Dinge, die da kommen sollen.

Was soll der Hauptzweck eines jeden Menschen seyn? Er sey der:

Ich will gut seyn,

das heißt:

Ich will recht thun.

Ich will keinen beleidigen, keinem schaden. Ich will fleißig lernen, wie man nützlich und brauchbar werden kann. Ich will meine Gesundheit durch Mäßigkeit und Vorsichtigkeit erhalten. Ich will aus Dankbarkeit meinen Eltern, Lehrern oder Pflegern durch mein ordentliches Betragen Freude machen. Ich will, so weit meine Kräfte reichen, auch Andern helfen gut werden, und daher niemanden ein Böses Beispiel geben. Ich will meinen Körper durch Uebung dauerhaft und stark machen, u. s. w.

17. Mittel.

Man nennt das, was man anwendet, um irgend einen Zweck, Absicht, oder Endzweck zu erreichen, ein Mittel.

So sind die Arzneien, die man gegen Krankheiten gebraucht, um den Zweck, nemlich gesund zu werden, erreichen zu können, Mittel.

So ist das Geld ein Mittel, um im Handel über den Werth eines Dings sich zu verständigen und auseinander zu kommen.

So ist die Sprache ein Mittel, unsre Gedanken mit zu theilen.

So ist der rechte Schulunterricht ein Mittel, verständig zu werden 2c. 2c.

Wer die schicklichsten Mittel zur Erreichung guter Absichten oder Endzwecke verwendet, der handelt gut, weise, klug, verständig. Das ist ein Hauptzweck, wornach ein Mensch streben soll.

Wer unter euch, liebe Kinder, möchte nicht gerne verständig werden? Ist das euer Ernst, so ist euer Endzweck gut und löblich. Ihn zu erreichen, dient der ganze Schulunterricht.

Aber was müßet ihr euerseits darzu beitragen?

Das erste Mittel ist, Aufmerksamkeit,
daß zweite ist, Wiederholen und Ueberdenken der gehörten Lehre,
das dritte ist, Uebung und Gehorsam.

Nicht alle Mittel helfen allemal, z. B. die besten Arzneimittel stellen oft die Gesundheit nicht wieder her, 2c. aber jene drei Mittel verfehlen nie ihren Endzweck, weil sie in der Einrichtung der menschlichen Seele gegründet sind.

Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen.

Auch bei allen Handarbeiten, die wir treiben, auch bei dem Ackerbau gibt es Zweck und Mittel.

Das fertige Stück, z. B. das Garn, ist der Zweck des Spinners, seine Arbeit ist das Mittel. Neben- oder Hülfsmittel bei der Arbeit sind die verschiedenen Handwerkszeuge, als z. B. bei dem Schmiede: Hammer, Ambos und Zange, bei dem Ackerbau: Wagen, Pflug, Egge 2c.

Aber der End- oder Hauptzweck bei jeder unternommenen Arbeit, der Handwerker sowohl als der Bauersleute, ist der Lohn, oder Verdienst, den sie ihnen bringt. Denn dieser Lohn ist das Mittel zur Ernährung und Erhaltung der Arbeiter und ihrer Familien.

18. Wohlseyn. Ein Gespräch.

Lehrer.

Gib Acht, Karl, ich werde dir einen schönen Vers vorsagen:

Wahrheit richtet unsern Sinn
Auf das wahre Wohlseyn hin,
Daß wir nicht des Zwecks verfehlen,
Oder Mittel unrecht wählen.

Karl. Lieber Lehrer, was heißt wahres Wohlseyn?

Lehrer. Wie ist dir, wenn du gesund bist?

Karl. Wohl, sehr wohl.

Lehrer. Und wie ist dir, wenn du deinen Eltern Verdruß gemacht, oder dich mit deinen Geschwistern und Gespielen veruneiniget und gezankt, oder dir selbst durch Unmäßigkeit und Leichtsinn an deiner Gesundheit Schaden gethan hast?

Karl. Dann bin ich verdrießlich und unlustig.

Lehrer. Was wird nun zum wahren Wohlseyn erfordert?

Karl. Daß ich durch meine Schuld, weder krank noch verdrießlich, sondern gesund und froh sey.

Lehrer. Recht! doch wäre nicht Eins von beiden schon hinreichen zum wahren Wohlseyn? z. E. wenn du gesund aber verdrießlich, oder zufrieden aber krank wärest?

Karl. Nein, lieber Lehrer, beides muß wohl beisammen seyn, wo ein wahres Wohlseyn ist. Aber was thut nun die Weisheit dazu?

Lehrer. Sie lehrt uns, sowohl das

Beßte zum Zweck wählen: als auch die rechten Mittel kennen, wodurch wir den guten Zweck erlangen. Was ist denn wohl dein Hauptzweck?

Karl. Es soll mir zeitlich und ewig wohl gehen.

Lehrer. Ich werde sehen, ob es wahr ist, wenn ich die Mittel beobachte, deren du dich bedienst, um diesen Zweck zu erreichen.

Karl. Helfen sie mir, lieber Lehrer, mit ihrem Rathe, wenn ich die unrechten Mittel wählen sollte; und Gott wird mir ja auch helfen.

Lehrer. Von dieser Seite kannst du gewiß seyn, daß dir geholfen wird. Aber werden dir auch unsere Mittel gefallen? Wirst du nicht oft dein Ziel dir verrücken lassen?

Karl. Eben deßwegen will ich mich bemühen, recht verständig zu werden; damit ich nicht durch Irrthum und falschen Schein bethört, oder von Sinnlichkeit und böser Lust verleitet werde.

Lehrer. Thue das, mein lieber Karl nnd wenn dir dann Weisheit noch mangelt: so bitte Gott und du wirst sie erhalten. Sir. 6, 33. 37. Jac. 1, 8. Spr. 1, 5.

19. Tugend und Laster mit ihren Folgen.

Es war einmal ein Junge, mit Namen Klaus, der wollte nichts lernen; weil er auf nichts Achtung gab. Er wollte nicht einmal gerne in die Schule gehen. Die Aeltern mußten ihn immer vor sich her in die Schule treiben; wie man ein Thier vor sich her treibt. Da seufzeten die Aeltern oft über Klausen und sagten: „du böses Kind! aus dir wird nichts Gutes.“ — In der Schule hatte der Schulmeister seine Noth mit dem Jungen. Entweder er saß nicht stille, und hinderte die andern Kinder; oder er gab nicht Achtung, und war nicht aufmerksam auf das, was der Schulmeister lehrte. Erst ermahnte

ihn der Schulmeister mit aller Güte; als aber das nicht half; so strafte er ihn hart mit allerlei Strafen, die sehr wehe thaten. Er blieb aber, wie er war. Da rief denn der Schulmeister oft im Unwillen über seine böse Streiche: „Junge, dir wird „es dein Lebetage nicht wohl gehen!“ Was geschah? Als der Junge älter und stärker ward, da wollte er niemand gehorchen und sich keiner Ordnung unterwerfen. Er diente bey vielen Herren; aber keiner konnte mit ihm fertig werden. Endlich bestahl er seinen Herrn; und da ihn dieser dabei antraf: so wehrte er sich, schlug seinen Herrn so hart, daß er daran sterben mußte, und entfloh mit seinem vollen Geldbeutel. Aber er ward ergriffen und gefangen gesetzt. Die Obrigkeit ließ ihm, andern bösen Buben zum Schrekken, alle Glieder bey lebendigem Leibe zerschlagen, und ihn tödten; seinen Körper aber auf das Rad legen, wo ihn die Raben fressen.

Hätte dieser Mensch nicht in der Jugend seinen Aeltern und Lehrer so viel Verdruß gemacht, so hätten sie nicht über ihn geseufzt und ihn verwünscht. Genau traf bei ihm ein, was seine Aeltern und Lehrer vorher sagten. Denn es ward nichts Gutes aus ihm; es gieng ihm sein Lebetage nicht wohl, und er nahm ein schlechtes Ende.

Aber in eben diesem Dorfe war ein anderes Schulkind armer Aeltern, Namens Fritz. Er gieng gern zur Schule; wenn er in der Schule war, hörte er recht aufmerksam zu, und ausser der Schule dachte Fritz wieder an das Gute, was er in der Schule verstehn gelernt hatte. Fritz ließ sich auch zu allem Guten willig lenken, und bezeigte sich nicht schläfrig, trotzig oder unwillig, wenn ihm eine Lehre gesagt, oder er wegen eines kindischen Fehlers getadelt und zurechte gewiesen wurde. Je mehr Fritz nun an Alter zunahm, je mehr nahm er auch zu an dem, was gefällig, nützlich und gut war. Ein jeder und vornehmlich seine Aeltern und Lehrer freu-

ten sich darüber, und die Aeltern konnten Fritzen im 10ten Jahre schon in ihrer Haushaltung gebrauchen, und ihm manches anvertrauen. Als Fritz nun groß und stark genug geworden war, um bey andern Leuten zu dienen, da war sein Abschied von seinen Aeltern und Lehrern recht rührend. Er dankte ihnen für ihre Sorgfalt und Treue mit Thränen, und rühmte das viele Gute, was er von ihrentwegen hätte. Sie aber rühmten seinen Fleiß und Gehorsam, segneten und küßten ihn. Sein Lehrer sprach noch zuletzt manches mit Fritzen, und schrieb ihm diese Worte zum Andenken auf: „Bleibe fromm, und „thue recht, denn solchen wirds zuletzt wohl geben!“

Dieses versprach Fritz zu thun, und er hielt es auch. Denn Fritz blieb als ein völlig erwachsener Mann stets treu, suchte stets den wahren Nutzen seiner Herrschaft zu befördern, und ward immer geschickter und verständiger.

Und nun gieng es ihm auch wohl. Denn er hatte bald die besten Herrschaften, welche, sobald sie von ihm hörten, ihn in ihren Dienst haben wollten, weil sie auch immer gerne die besten Dienstboten zu haben wünschten. Er war also auch gut belohnt worden, und da er seinen Lohn durch Sparsamkeit zusammen hielt, so kam er bald in den Stand, sein eigen Brod zu essen. Denn als er lange genug gedient hatte, kaufte er sich ein kleines Gut, und heurathete eine fromme und fleißige Frau; mit welcher er vergnügt lebte. Auf diese Weise war der Seegen seiner Aeltern sichtbar erfüllt, und wer ein glückliches Leben beschreiben wollte, der erzählte von diesen guten Leuten.

20. Vom Nutzen des richtigen Denkens beim Ackerbau.

Wilhelm hatte einen verständigen Lehrer in der Schule gehabt. Anstatt die Kinder bloß zum Auswendig lernen von Wörtern zu zwingen, die die

Kinder nicht verstehen, weil sie ihnen nicht gehörig erklärt werden, oder Dinge bedeuten, die für ihre Jahre noch zu hoch sind; hatte dieser Lehrer mit Wilhelm und den übrigen Schulkindern über alles deutlich gesprochen, und die Kinder von Jugend auf zum Bemerken, Verstehen und Ueberlegen alles dessen, was sie sahen, hörten oder thaten, und sonderlich dessen, was zu ihrem künftigen Beruf gehörte, gewöhnet. Von diesem verständigen Unterrichte hatte besonders Wilhelm großen Nutzen. Denn als er nach seines Vaters Tode das Ackergut erbte, und seines Soldatenstandes entlassen wurde, da zeigte sich an dem, was er that. Zwar hatte Wilhelm, so lange der Vater lebte, die Mängel der Wirthschaft auch wohl eingesehen, und wußte die Ursachen, warum sie nichts vor sich brachten, ganz genau. Auch wagte ers zuweilen, wenn der Vater über Mangel klagte, auf eine bescheidene Art es ihm vorzustellen. Aber der Vater ließ sich von der alten Wirthschaftsart nicht abbringen: und weil zu dem, was der Sohn vorschlug, vollends ein Vorschuß an baarem Gelde gehörte, so wollte der Vater, der weder lesen, schreiben, noch rechnen konnte, und nur aufs Gegenwärtige sah, nichts davon wissen.

Nun aber war Wilhelm frey, und säumte nicht, zu besserm Betrieb seiner Wirthschaft, die nöthigen ihm wohl bekannten Mittel anzuwenden. Erstlich hatte er zu viel Ackerland unter dem Pflug: dieses konnte er weder zu rechter Zeit, noch gehörig bestellen. Dann mangelte der nöthige Dünger, weil er zwar viel Zugvieh halten mußte, aber nicht genug Futter dazu gewann, daher denn das Vieh elend und kraftlos war. Wilhelm ließ also gleich den schlechten Acker liegen, und verbesserte zuerst den nächsten und besten so gut er konnte. Und weil es ihm an Futter fehlte, so miethete er noch Wiesen; wohlwissend, daß ihm diese Ausgabe reichlich

würde eingebracht werden. Auch behalf er sich die ersten Jahre deswegen genau. Als er nun durch dreijährige bessere Bestellung diesen Acker in tragbaren Stand gesetzt hatte, so vermehrte sich sein Vorrath an Dünger dergestalt, daß er jährlich ein Stück von dem schlechten und entfernten Acker wieder unter den Pflug nehmen, und auch verbessern konnte. Nach zwölf Jahren war Wilhelm mit allem seinem Ackerland in Ordnung; sein Vieh, welches er blos zum Ackerbau hielt, war in dem besten Stande, so wie sein Garten und sein Hauswesen. Sonst hatte er es mit dem Vieh und der Mistslätte gerade so gehalten, wie Georg im ersten Theile des Kinderfreundes Nr. 74. An den Seiten seiner Aecker, wo sie an Fuhrwege stießen, machte er Fußpfade von Feldsteinen, statt daß sein Vater nur Dornen hingesteckt hatte, die ihm weggerissen und gestohlen wurden, und oft nur machten, daß der Weg noch tiefer in den Acker hineingebahnt wurde. Seinen Grasgarten, seine nahen Wiesen und ein paar mittelmässige Aecker besetzte er mit Kirschbäume, Zwetschgen und anderem Obste, woraus er jährlich viel Geld lösete. Weil er seine Bäume ziemlich hoch und weit auseinander pflanzte, so, daß die Aeste erst sechs Schuhe von der Erde anfiengen, so wuchs noch genug Gras und anderes, was er hin und wieder pflanzte, unter ihnen.

Seine Wiesen besprengte er öfters im Frühlinge mit rothem Wiesenklee und überfuhr ihn dann scharf mit dem Rechen. Er hatte nemlich bemerkt, daß der Klee nothwendig ausrosten muß, wenn man nicht nachhilft, weil das Heu immer eher gemähet wird, als der Same reif wird, und wenn dieser auch hin und wieder reif wird, doch nicht gehörig unter die Erde kommt.

Beim Getraideverkaufe paßte er nicht immer auf Theurung, wie sein Vater, der oft in der Hofnung,

das es noch theurer werden könnte, die beste Verkaufszeit versäumte.

Auf diese Weise kam Wilhelm täglich in bessern Stand, und wurde in einer Zeit von 12 Jahren völlig schuldenfrei, so, daß er nun Geld auf Zinsen leihen konnte.

Sollte wohl nicht ein ganzes Land großen Vortheil davon haben, wenn alle Bauern so richtig dächten, als Wilhelm? Weish. 3, 15.

21. Vom Nutzen des richtigen Denkens beim Weinbau.

Wilhelms Vetter und Schulkamerad, Namens Klug, der in einem benachbarten Weingärtnersdorfe wohnte, wendete das alles auch auf seinen Weinbau an, und verbesserte sein väterliches Gut ungemein, nachdem ihn die Schule im Denken sehr geübt und ihm Anleitung gegeben hatte, alles besser zu machen. Sein Vater hatte nemlich zu viele Weinberge, und konnte sie mit seiner Familie nicht bestreiten: daher hatte er sie durch Taglöhner bauen lassen müssen. Aber diese thaten oft ihre Arbeit schlecht, und kosteten eine Menge Geld. Ueberdieß waren verschiedene von seinen Weinbergen in schlechtem Zustande. Der Alte hatte keinen frisch anlegen lassen, weil er die Unkosten scheute, die Stöcke waren nicht vollzählig, und die meisten trugen wenige und schlechte Trauben. Zum Glück waren einige davon zehendfrei, mit denen also Klug machen durfte, was er wollte. Weil sie ziemlich flach und niedrig waren, so reutete er sie sogleich aus, und besäete sie mit Monatsklee, weil er Futter für sein Vieh brauchte, und weil ihm dieß noch soviel eintrug, als ein schlechter Weinberg. Die wenigen andern Weinberge legte er nach und nach frisch an, und zog in der Folge den Drangsatz, den es kostete, wohl sechsfach heraus: denn von den wenigen Wein-

bergen bekam er mehr und weit bessern Most, als sein Vater, der wohl noch einmal soviel hatte. Da die Weinkäufer im Herbste gewahr wurden, daß seine neue Reben, statt der vielen Putzscheeren, die sein Vater aus falscher Gewinnsucht gebaut hatte, nun von viel edlerer und schmackhafterer Art waren: so liefen sie alle lieber zu ihm, als zu vielen seiner Nachbarn, und bezahlten seinen Most theurer als jeden andern.

Wilhelm und Klug waren gute Freunde, kamen oft zusammen, berathschlagten sich an den Sonntagsabenden über Verbesserung ihrer Grundstücke, und freuten sich, so oft einer dem andern einen neuen guten Gedanken an die Hand gab.

22. Vom Nutzen des richtigen Denkens bei der Viehzucht.

Wilhelm hatte sich keine unverständige Frau genommen. Denn er dachte: „Was hilfts dir, wenn „du auch alles noch so gut machst, und deine Frau „ist in allen Stücken dem Guten zuwider, oder ei„gensinnig, und läßt sich nicht bedeuten (belehren, „zurechtweisen)?“ Er konnte aus andern Dörfern viel reichere Mädchen heyrathen, aber er sprach: „Ich will lieber ein ärmeres unter denen mir wäh„len, die mit mir bei unserm Schulmeister in die „Schule gegangen sind. — Was denen an Geld „fehlt, das haben sie an Verstand und Geschick„lichkeit.“ Er hatte also ein Mädchen, Namens Marie, geheirathet, mit der er sehr vergnügt lebte.

Als diese nun sahe, wie richtig ihr Mann dachte, und wie klug er es anfieng, auf eine rechtmäßige Art in bessere Umstände zu kommen, da dachte sie auch ihrer Seits darauf, wie sie Vortheil brächte; und weil sie rechnen konnte, so überrechnete sie bei jedem Entwurf, den sie machte, Schaden und Vortheil genau.

Einmal, da sie sich mit einander über ihre Wirth-

schaft berathschlagten; that Marie ihrem Manne unter andern den Vorschlag: Alles was sie in der Brache gewönnen an Kartoffeln, Rüben ꝛc. künftig nicht mehr zu verkaufen; sondern den Winter durch ihren Kühen zu geben, weil es doch nur spottwohlfeil Milch und Butter aber theuer wären: so würde der Vortheil größer seyn. Das Vieh würde nemlich dabey fett werden, auch die Versäumniß des Verfahrens dieser Früchte gespart, und von besser gemästetem Vieh auch stärkere Kälber, und besserer und mehrerer Dünger erhalten werden können.

Wilhelm fand den Vorschlag seiner Frau so nützlich, daß er ihn billigte, und eine so verständige Frau täglich lieber gewann.

Sollte vielleicht dieses dem Lande nicht großen Vortheil bringen, wenn auch das weibliche Geschlecht zum richtigen Denken in Schulen mehr, als bisher, angeführt würde? Spr. Sal. 31, 10. 11. 26. 27. 31. Sir. 25, 11.

23. Die gute Schwester.

Als Marie mit Wilhelm einige Jahre verheyrathet war, da fand sie in ihrer Wirthschaft viel zu thun. Und weil auch ihre Kinder noch klein waren; so hatte sie von ihnen noch keine Hülfe, wohl aber manche Last, und allein auf das Gesinde konnte sie sich vollends nicht verlassen. Aber sie hatte noch eine jüngere Schwester, die hieß Lise. Diese, welche sie sehr liebte, sagte zu rechter Zeit ihren Dienst bey ihrer Herrschaft auf, kam zu Marien, und erbot sich, einige Jahre bey ihr zu bleiben, und gegen ein Geringes an Gelde, zu den nöthigen Kleidungsstücken, ihr in ihrem Hauswesen beizustehen. Wilhelm und Marie nahmen dieses Anerbieten mit Freuden an. Durch diese Hülfe hatten sie nach und nach viel gewonnen. Nach einigen Jahren fand sich eine Gelegenheit, daß Lise heyra-

then konnte. Da rechneten Wilhelm und Marie heimlich zusammen, was Lise indeß etwa würde verdient haben, wenn sie bey andern Leuten gedient hätte, und an ihrem Verlobungstage gaben sie ihr dieses an Geld und Hausgeräth zu ihrer Ausstattung. Sir. 25, 1. 2.

Geschwistern steht es fein,
Wenn sie sich zärtlich lieben,
Und ohne Zank und Streit
Die Eintracht täglich üben.

Geschwister! lebet doch in allem
Einander gerne zu gefallen.
Helft, gebet, dient euch unbeschwert,
Das macht euch Gott und Menschen werth.

24. Auch an die Nachkommen muſs man denken.

Wenn Wilhelm einen Obstbaum pfropfte (belzte), so setzte er gemeiniglich einen Zweig von einem Borsdorferapfel darauf. Einst besuchte ihn sein Nachbar Hans, fand ihn bey dieser Arbeit, und tadelte ihn deſswegen. „Ey Gevatter,“ sprach er, „warum nehmt ihr nicht „lieber Pfropfreiser von andern Aepfelarten, „die eher tragen? das könnt ihr noch erle„ben, aber die Borsdorfer tragen vielleicht „in zwanzig Jahren noch nicht recht viel Obst.“

„Aber wenn diese denn doch endlich tra„gen,“ antwortete Wilhelm, „dann haben „auch meine Nachkommen auf lange Zeit desto „reichlicheren Vortheil.“

So wie es mit manchen Dingen in der leblosen Natur beschaffen ist, so geht es auch mit guten Anstalten und Einrichtungen. Sie müssen daher natürlicher Weise immer seltner werden, jemehr die Menschen sich gewöhnen, nur aufs Gegenwärtige begierig zu sehen,

und an die Zukunft gar nicht zu denken. Denn gewöhnlich entsteht alles vorzüglich Gute langsam, und befriedigt nicht sogleich in der ersten Zeit die Ungeduld unserer Erwartungen und Wünsche; dauert aber, wenn es emporkömmt, desto länger, und belohnt dann reichlich den Fleifs und die Hoffnung des Menschenfreundes.

25. Die Kunst, ohne Reue fröhlich zu seyn.

Klaus konnte den ganzen Frühling hindurch Blumen sehen, Nachtigallen schlagen hören, die schönsten Kornfelder durchwandeln, und ihm kam auch nicht ein froher Gedanke in den Sinn. Wenn er froh werden sollte, so mußte Wein, oder Kaffee und Kuchen da seyn. — Er mußte im Spiel gewinnen, oder den besten Rock in der Gesellschaft anhaben. — Oder es mußte ein einfältiger Mensch gegenwärtig seyn, den er verspotten konnte. — Nur bey dergleichen Anlässen pflegte Klaus zu lachen.

Einst gieng er über ein kleines Feld an einem Orte zu Gaste, und sah, wie gewöhnlich, gedankenlos vor sich nieder. Da fand er seinen armen Vetter Karl vor einem wilden Apfelbaume, der eben in voller Blüthe stand. Er sang mit leiser Stimme den Vers:

„Mich, ruft der Baum in seiner Pracht,
„Auch mich, auch mich hat Gott gemacht!
„Gebt unserm Gott die Ehre!“

und weinte vor freudiger Empfindung des allgütigen Schöpfers. „Wie kannst du dich über einen Baum „so freuen?“ sagte Klaus mürrisch zu Karl, der ihn nun mit froher und wohlwollender Seele grüßte. „Ey, lieber Vetter,“ antwortete Karl, „wenn es „nicht wohlfeile Freuden gäbe, wo wollte ich „Armer welche hernehmen? Ich kann keine Freu„den bezahlen. Aber darum hab ich Gott so lieb,

„daß er auch für uns Arme Freuden bereitet hat. „— Denn ich kann ohne Kosten und ohne Reue fröh„lich seyn. Aber es ist eine ordentliche Kunst.“ „Nun, was ist das für eine?“ sprach Klaus. Da „ist sie, wenn du mich hören willst,“ antwortete Karl: „Ich sehe alles recht an, was da ist; Großes „und Kleines, was Gott gemacht hat; und finde „alle Tage etwas Neues und Schönes. Dann denke „ich nach: warum, und wozu dieses und jenes „wohl da seyn, und wozu es wohl nützen mag? „Und wenn ich dabey der Weisheit des Schöpfers „zuweilen auf die Spur komme, dann kann ich „gleich mit meinen eigenen Worten beten; weil ich „von der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes als„dann ganz durchdrungen bin. Und so geh' ich mit „Vorsätzen, dem Allgütigen zu gefallen, munter „und froh an meine Arbeit.“

„Lebe wohl,“ sprach Klaus, und gieng fort.

2 Cor. 13, 11. 1 Thess. 5, 16. 18. Phil. 4, 4.

26. Der Werth des Baurenstandes.

Der Bauer ist ein Ehrenmann,
Denn er bebaut das Feld.
Wer eines Bauren spotten kann,
Ist mir ein schlechter Held.

Er pflügt und drischt, und Baurenschweiß
Erhält den ganzen Staat;
Was hilft Gelehrsamkeit und Fleiß,
Wenn man nicht Bauren hat?

Früh Morgens, wenn der Tag kaum graut,
Da hat er schon geschwitzt,
Und eh der Himmel Lerchen schaut,
Hat er schon viel genützt.

Und eh die liebe Sonne kommt,
Geht er schon seinen Gang,
Und thut, was allen Menschen frommt (nützt)
Mit Lust und mit Gesang.

Im Schweiße seines Angesichts
Ißt er sein täglich Brod.
Wir hätten ohne Bauren nichts,
Die Städter litten Noth.

Und darum sey der Baurenstand
Uns aller Ehre werth;
Denn kurz und gut, wo ist ein Land,
Das nicht der Bauer nährt?

(S. auch im 1. Th. Nr. 72. und 2. Th Nr. 9.)

27. Frage eines Schulkindes an seinen Lehrer.

Das Schulkind.

Aber, lieber Lehrer, wenn ich nun keine Arbeit bekommen kann, wie soll ich denn dem Müßiggange entfliehen?

Der Lehrer. Wie vielerlei Hauptarten der Arbeit mag es wohl geben?

Schulkind. Nun, ich denke, zwey, Kopf- und Handarbeiten.

Lehrer. Und der Handarbeiten — kannst du sie alle nennen?

Schulkind. Nein, es mögen sehr viele seyn.

Lehrer. Ob alle diejenigen, die bey den vielen Handarbeiten nöthig sind, lauter Meister seyn mögen?

Schulkind. Nein, es giebt auch Gesellen und Lehrjungen.

Lehrer. Sonst hast du keine Gattung Menschen bemerkt? Z. B. bey den Maurern? wie heißt der, der den Sand und Kalk und Steine zuträgt?

Schulkind. Ein Handlanger (Taglöhner).

Lehrer. Ob auch diese nöthig seyn mögen?

Schulkind. Ja; denn sonst müßte ein anderer brauchbarer Arbeiter sich damit beschäftigen, der indeß etwas Besseres thun könnte.

Lehrer. Der Handlanger erhält aber wohl eben so viel Lohn, als der Meister?

Schulkind. Nein, ich glaube nicht; denn dazu kann man ja einen jeden gesunden Menschen brauchen: der Meister hingegen muß sein Handwerk schon ordentlich gelernt haben, und mehr verstehen, aber dann auch mehr Lohn haben.

Lehrer. Freilich: nach dem einer nützt, nach dem wird er gemeiniglich bezahlt. Was wolltest du also thun, wenn du etwa mit dem Handwerke, welches du eigentlich gelernt hättest, vor jetzt nichts verdienen könntest? Wolltest du lieber so lange müssig gehen, betteln, stehlen oder hungern?

Schulkind. Nein, ich wollte mich nach anderer Arbeit erkundigen, und wo jemand Hülfe brauchte, helfen.

Lehrer. Aber, wenn du die Arbeit noch nie gethan hättest, würdest du gleich so viel Lohn fordern können, als ein geübter Arbeiter, oder würden Verständige dir ihn geben wollen?

Schulkind. Nein. Im Anfang, bis ich die neue Arbeit recht thun könnte, würde ich lieber weniger Lohn fordern, als die andern.

Lehrer. Nun hast du dir selbst auf deine erste Frage geantwortet.

Handle nach deinen Vorsätzen. Suche du Arbeit, wenn sie dich nicht sucht. So wirst du nicht allein niemals müßig gehen; sondern auch gewiß nicht leicht über Mangel an Arbeit zu klagen haben. Sir. 31, 27.

28. Noch eine ähnliche Frage.

Schulkind. Aber wenn ich z. B. ein Maurer, Steinhauer, Zimmermann oder so ein Handwerker

wäre: so könnte ich ja im Winter weder auf dem Handwerke noch als Handlanger arbeiten, weil diese Profeßionen im Winter nicht getrieben werden?

Lehrer. Ließe sich denn wohl kein Geschäft für den müßigen Winter ausfindig machen?

Schulkind. Vielleicht: nur müßte man erst eines verstehen.

Lehrer. Sollte es schwer seyn, so etwas zu lernen? Lust und Lieb zu einem Ding macht alle Müh und Arbeit ring. So hörte und sah ich neulich, als ich durch Aalen, Schwäbisch Gmünd und Ellwangen reisete, wie gut und anständig sich die Leute in jener Gegend des Winters zu beschäftigen und fortzubringen wissen. Die Männer kartätschen Baumwolle, ihre Weiber und Kinder spinnen sie, zum Theil sehr fein, für Garnhändler und Weber. Andere spinnen Schafwolle, und lassen sie durch die Ihrigen für verschiedene Wollenarbeiter spinnen. Noch andere weben schmale Bänder (Bändel) von leinen oder wollen Garn, oder stricken Netze, dergleichen reiche Gartenliebhaber gerne kaufen, um ihre Beete im Frühjahr damit zu bedecken, damit die Vögel die Sämereien und junge Pflanzen nicht ausfressen. Auch in meinem Geburtsorte sind hierinnen die meisten Leute musterhaft, und zeigen vielen Gewerbfleiß. Ein Maurer flicht den ganzen Winter durch warme Schuhe von Tuch-Enden, und strickt auch dergleichen von Wolle und Haaren. Ein Tagelöhner macht stroherne Bienenkörbe, Schuh- und Pfannenbäuste, Mehlkörbe ꝛc. Sein Schwager, auch ein Tagelöhner, macht allerlei Weidenkörbe, Rechen, Kochlöffel, und dergleichen Dinge. Der Schäfer verfertigt schöne Tabacksköpfe, auch Löffel und Gabeln von Ahornholz, die er an vornehme Leute reissend verkauft, als welche dergleichen beim Salate brauchen. Die Weiber und Kinder stricken Handschuhe und Strümpfe auf den Verkauf und färben sie selbst. Sogar in der Schule

stricken die Mädchen und Jungen, wenn ihre Lektion vorüber ist, und ein Zimmergeselle lehrt im Winter seinen 10jährigen Knaben, hobeln, sägen; leimen, schnitzeln, drechslen, Uhren machen, und allerhand Spielwerk zu Weihnachtsgeschenken für Stadtkinder verfertigen: mit dieser kleinen Arbeit zieht er dann auf die Jahrmärkte, und verdient sich nicht wenig Geld. Daher ist im ganzen Dorfe gute Nahrung, und kein Mensch untersteht sich zu sagen; daß er nichts zu verdienen wisse, weil man da das Sprüchwort hat: wer keine Arbeit hat, muß sich eine machen.

Schulkind. Ey, wenn das bei uns auch so wäre! Nun will ich aber gewiß solche Nebenarbeiten lernen, damit ich, wenn ich groß werde, mich besser ernähren, und der Welt nützlich werden kann. 1 Thess. 4, 11. 2 Thess. 3, 7–12.

29. Der Pachtlustige.

Balthasar stand bei einem guten Herrn als Maher in Diensten. Er hatte reichlich Lohn, und konnte sich und Frau und Kinder ernähren, kleiden und erziehen. Aber er wollte durchaus pachten: nemlich wie er sagte, sein eigener Herr werden, und was vor sich bringen. Denn er mochte nicht gerne gehorchen, war geizig und eigensinnig, und glaubte alles besser zu wissen, wenn es gleich der Augenschein anders lehrte. Er zog also weg, und pachtete einen großen Baurenhof. Sein erworbenes Vermögen gieng gleich auf die erste Einrichtung hin; die Getraidepreise fielen; es kamen Dürre, Nässe, Schafsterben, und schlechte Jahre nach einander. Und in sechs Jahren war er so verarmt, daß er den letzten Pachttermin schuldig blieb; darüber wurde er gefangen gesetzt, endlich davon gejagt, und starb kläglich.

Man hat noch nie gehört, daß ein ehrlicher und

geschickter Mayer verarmt wäre, aber wohl viele Pächter (Hofbeständer). 1 Cor. 7, 20.

Genieße, was dir Gott beschieden=
Entbehre gern, was du nicht hast;
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand hat seine Last.

30. Die schlechte Hauswirthin aus Unreinlichkeit.

Balthasars Frau sollte aus dem Milchwesen den grösten Theil des Vortheils anschaffen, der bei seiner Pachtung zu haben war; und man konnte ihr auch eben nicht vorwerfen, daß sie etwas davon verschwendete; denn auf ihrem eigenen Tische war nichts seltner, als Milch, Butter und Käse. Doch konnte sie wenig verkaufen, und die Kunden, welche der verstorbenen Pächterin alles reissend abgekauft hatten, verlohren sich nach und nach gänzlich. Was war davon die Ursache? Keine andere, als daß Balthasars Frau äußerst unreinlich einhergieng auch eben dieses an ihren Mägden und Kindern litt. Und wer in ihre Milchstube kam, der verlohr vollends allen Appetit zu ihren Waaren.

Unreinlichkeit ist eine böse Gewohnheit. Denn sie hat allemal Ungesundheit zur Folge, und sehr oft auch Armuth. Spr. Sal. 31, 25 — 27.

Reinlichkeit erhält den Leib,
Zieret Kinder, Mann und Weib.

Niemand mag die Kinder sehn,
Die zerlumpt und schmuzig gehn.

31. Der Abwendigmacher.

„Warum bleibt ihr doch bei eurer Herrschaft?“ so sagte zu Fritzen ein neidischer Nachbar, den es verdroß, daß Fritz seinem Herrn so nützlich wurde, und ihn deshalb gern abwendig machen wollte. — „Ich hab es euch schon oft angeboten; zieht zu mir!

„ich will euch mehr Lohn und alle Jahre noch ein gut „Kleidungsstück geben.“ „Nein mein Herr!“ antwortete Fritz, „alles, was an mir Gutes ist, das „hab ich, nächst Gott, meiner Herrschaft zu danken: Sie hat in meiner Jugend an meinen Unterricht viel gewendet, und mich manche nützliche Arbeit gelehrt: Es ist also billig, daß ich ihr auch „wieder Nutzen bringe. So lange mich also meine „jetzige Herrschaft behalten will, bleib ich aus „Dankbarkeit bey ihr.“

Der Nachbar schämte sich, und gieng fort.

Was deines Nächsten ist, es sey Haus, Gut, Acker, Dienstboten (Gesinde), oder alles, was sein ist, das sollst du nicht begehren an dich zu bringen, wider seinen Willen. 2 Mos. 20, 17.

32. Der Eigensinnige.

Von seinen Aeltern und in der Schule hatte Klaus eine schlechte Erziehung erhalten. Man hatte ihn niemals gewöhnt, andern Leuten etwas zu Gefallen zu thun, oder etwa zu denken: So wie du gerne siehst, wie dir deine Fehler vergeben werden, so vergieb auch andern Leuten ihre Fehler: und so lange du nicht vollkommen bist, so erzürne dich nicht so sehr über die Unvollkommenheit der andern. Einer trage des andern Schwachheiten mit Geduld und Langmuth; so wird das Gebot Christi erfüllet ꝛc. Kurz, alles dieses that und dachte Klaus nicht. Er fuhr die Leute hart an; wollte alles besser wissen, und widersprach Jedermann. Mit seiner Frau zankte er beständig. Seine Dienstboten mußten mehrentheils nackend und blos von ihm laufen, und kein einziger Mensch wollte sein Freund seyn. Aber es war auch nichts als Fluch und Unsegen in seinem Hause. Seine Frau hatte sich krank geärgert und gegrämt; elende siechе Kinder hatte sie geboren, die das Bild des Verdrusses, der beständig im Hause

war, auf ihrem Gesichte trugen. Sehr oft war Klaus bestohlen, oder hatte Processe, die ihm das Meiste kosteten, weil er meistentheils Unrecht hatte. Er kam auf keinen grünen Zweig, und hinterließ seinen Kindern ein sehr geringes Erbgut.

Sey freundlich und gefällig gegen Jedermann. Liebe, so wirst du auch geliebt werden.

Sir. 4, 35.

33. Der große Zank aus kleinen Ursachen.

Zwey Tagelöhnerfamilien wohnten beysammen in einer großen Stube, weil der Leute viel, und des Platzes wenig war.

Aus Unachtsamkeit hatte die Frau des einen den Schemel der andern, der dem ihrigen ganz ähnlich war, genommen, um sich dessen beym Spinnen zu bedienen. Bald darauf kam die Eigenthümerin des Schemels in die Stube, fand diesen Irrthum, und nun schalt sie jene Frau sofort eine Diebin und schlechte Person. Jene verantwortete sich endlich, es kam zu einer ärgerlichen Zänkerei, und so hätten sie sich bald gar geschlagen, wenn nicht ihre verständigen Männer dazu gekommen wären, und durch bessere Vorstellungen dem Streit ein Ende gemacht hätten.

Gal. 6, 1. Spr. 25, 8. Sir. 25, 23. 24.

34. Der Todtschläger.

Ein Knabe wurde von einem andern unversehens im Spiele mit dem Ball am Auge beschädigt. Ein Verwandter dieses Beschädigten gerieth darüber in den heftigsten Zorn, ergriff jenes Kind, welches das andere beschädigt hatte, und sich gegen ihn unbescheiden verantwortete, bei den Haaren, und schlug und trat es so lange, bis es unter seinen Händen starb. Die Obrigkeit ließ ihn ins Gefängniß setzen, und ihm ward das Leben durch den Scharfrichter genommen. Denn wer einen Menschen

vorsätzlich tödtet, ohne daß es ihm von der Obrigkeit befohlen wird, der muß, andern zum warnenden Beispiel, wieder sterben, sonst wäre keiner seines Lebens sicher.

Hütet euch vor Zorn, und gebt auch andern nicht Gelegenheit dazu: denn aus Zorn kann Todtschlag entstehen, und du sollst nicht allein nicht tödten; sondern auch keinen Todtschlag veranlassen, oder Gelegenheit dazu geben.

Matth. 5, 21. 22. Spr. Sal. 24 7.

Im Zorn denkt niemand ernstlich nach,
Was Gott gefallen sollte.
Die Rache selbst vermehrt die Schmach,
Die man bestrafen wollte.
Kein Schmerz wird ungeschehn gemacht,
Wenn deine Rache wild erwacht.

35. Das übel angewandte Sprüchwort.

„Ja, unrecht Gut gedeihet nicht!“ So sprach einst Hans zu seinem verständigen Nachbar Wilhelm, dessen diesem ein Stück Waizen verhagelt war. Hans hatte vor kurzem di[illegible] Acker, welches [illegible] Wilhelms Vater un[illegible] des Pfandschillin[illegible] ben müssen. Un[illegible] war, als das P[illegible] hielt er das Urth[illegible] antwortete ganz g[illegible] „doch dieses gute E[illegible] „habt euer Geld er[illegible] „pfändeten Acker. „woran ich jetzt E[illegible] „bei der Landwirth[illegible] „diesen Schaden erti[illegible]

Nicht immer wa[illegible] tes Gut. Oft das

beim Besitz nicht froh wird, verdient diesen Namen. Sir. 12, 7.

36. Ein magerer Vergleich ist besser, als ein fetter Proceß.

Christoph und Gürge standen vor Gericht wegen eines Grasefleckes, der zwischen beiden streitig war. Gürge wollte den Grasefleck ganz allein haben, obgleich Christophs Vater schon, und Christoph selbst, darauf seit dreyßig Jahren mit gehütet, und mit gemähet hatten. Denn Gürge hatte in seinen Briefschaften etwas gefunden, woraus es so halb und halb zu schließen war, daß vor Alters seinen Vorfahren der Grasefleck wohl möchte ganz allein zugehört haben. Als sie nun ihre beiderseitigen Gründe dem Richter gemeldet hatten: und es jetzt an dem war, daß die Klage sollte übergeben werden; da fragte Christoph nach: wie viel es wohl an Kosten betragen könnte, bis die Sache zu Ende käme? Und da fand sichs, daß es beiden Theilen weit mehr kosten würde, als er Grasefleck werth wäre. Christoph bot also Gürforderte die Hälfte.
en Theil des streitigen
auch dieses gefallen
e zu Hause, und je-
niedene Unruhe und
ol. 3, 13. 15.

ls klein Unrecht thun!
ehrt.

neinbestens bringt
Schaden.

ll unverständiger böser
t einander lebten. An
der einst überlief und
einen Bauern Acker

lag gerade bei dem Loche des Dammes, und litte großen Schaden. Er that sein Möglichstes, um das Loch im Damme zu stopfen. Aber es war für eine Familie zu viel Arbeit; und die andern wollten ihm nicht helfen, weil es ihnen noch keinen Schaden brachte, und keiner des andern Freund war, oder das gemeine Beste suchte. Endlich ward das Loch so breit und so tief, daß der ganze Fluß da hinausstürzte, und über alle Aecker des Dorfs herfloß. Da gieng denn das Ganze Dorf zu Grunde.

Hätten nun die thörichten Bauern einander beizeiten geholfen, so wäre ihr Schade nicht so groß geworden, und sie wären im Wohlstande geblieben.

38. Die bösen Dreſcher.

Ein Herr hatte ein Gut, worauf viele Taglöhner wohnten. Damit diese Leute Brod haben sollten; so ließ er unter andern alles Getraide um Scheffelzahl, das ist, etwan um den vierzehnten Scheffel von diesen Taglöhnern ausdreschen, da er es doch mit großem Vortheil für Taglohn hätte können dreschen lassen; denn das Korn war theuer. Er hatte sie oft ermahnt, rein auszudreschen, und kein Korn zu entwenden. Sie aber thaten keins von beiden. Aus Faulheit dreschten sie nicht rein, und jeder trug alle Tage, Mittags und Abends, seine beiden Taschen voll Korn nach Hause.

Der Herr merkte dieses lange nicht. Endlich aber ward es entdeckt, und acht von ihnen dabey betroffen. Sie sagten, als sie darüber vernommen wurden, es wäre ja nur eine Kleinigkeit, und baten, es darum so genau nicht zu nehmen. Aber der Herr ließ die Taschen nachmessen, da sich dann fand, daß in beide über eine halbe Simri gieng, und daß gar leicht, täglich zweimal von acht Taglöhnern gerechnet, des Tags einen Scheffel, mithin über hundert Scheffel nach und nach konnten gestohlen seyn. Welches nach damaligem Kornpreiß

an vierhundert Gulden machte. Sie wurden als Hausdiebe zu harter Strafe gezogen, und die andern verlohren durch sie den Verdienst in der Scheune (Scheuer); denn der Herr ließ nunmehr alles unter Aufsicht für Lohn, in baarem Gelde ausdreschen. Da beschwerten sich die andern Taglöhner, die es wohl gewußt hatten, nur aber des Diebstahls nicht überführt werden konnten, daß sie darunter leiden müßten. Aber der Herr antwortete: „Ihr habt es „euch selbst zuzuschreiben; denn ihr habt es gewußt, „und nicht angegeben. Wie kann ich euch trauen?“

Macht euch durch Verhehlen und Verschweigen nicht theilhaftig fremder Sünden, sondern wehret so viel an euch ist, dadurch, daß ihr selbst kein Unrecht leidet, allem Unrechte.

Der Hehler ist wie der Stehler. Spr. 29, 24.

Ehrlich Hand geht durch das ganze Land.

39. Der Verschwender.

Als einmal im März die Sonne warm schien, Veilchen blühten und Lerchen sangen, da trat ein Schäfer vor seine Thüre, und sprach zu sich selbst: „Bist du nicht ein Thor, daß du den Heuboden so „schonst. Was soll dir das Heu? Es wächst alle „Tage mehr Gras zu, und ist jetzt schon genug da, „daß die Schafe leben können.“ Sogleich gieng er in den Schafstall, und hieb die Stangen entzwei, worauf das Heu lag, so daß es in großen Haufen in den Stall fiel. Als die Schafe nach Haus kamen, und die Menge Heu gewahr wurden, da suchten sie sich das Beste heraus, und das andere, welches sie ordentlich und mäßig vorgelegt, auch wohl gefressen hätten, das traten sie nun unter die Füsse. Aber etwa nach acht Tagen änderte sich die Witterung, es fror und schneite gewaltig, die Schafe mußten viele Tage zu Hause bleiben, und der Schäfer gerieth in Gefahr, Hungers wegen, seine ganze Schäferey zu verlieren.

Spar' in der Zeit, so hast du in der Noth. Sir. 32, 24.

40. Die Bienenzucht.

An einem Feyertag Abends saßen einst mehrere Landleute unter einer Linde mitten in ihrem Dorfe, und besprachen sich über allerhand landwirthschaftliche Gegenstände. Bald kamen sie auch auf das Halten der Bienen, und einer unter ihnen, der oft ins Pfarrhaus kam, erzählte, wie glücklich ihr Herr Pfarrer, der 3 honigarmen Jahre seines Hierseyns ungeachtet, mit seinen Bienenstöcken gewesen, und was für ein erfahrner Bienenwirth er sey. Ei, sagte Michel, ich sah ihn so eben in seinem Garten, laßt uns zu ihm gehen, und ihn bitten, daß er uns über die Bienenzucht belehren möge. Sein Vorschlag fand Beifall, und stracks giengs dem Pfarrgarten zu. Als sie hier ihren Gruß und Bitte angebracht hatten, so führte sie der erfreute Pfarrer in seinem Bienenhause herum, und zeigte ihnen seine Bienenstöcke. Endlich ließ er sie sämtlich sich setzen, und fieng folgendermassen an, sie zu belehren.

„Die Bienen, sagte er, sind Thierchen, die schon seit undenklichen Zeiten die Aufmerksamkeit der Menschen beschäftigen, und dennoch ist noch manches von ihrer Natur unbekannt. — In einem jeden Stocke sind dreierlei Bienen. Die erste und unentbehrlichste ist die Königin (Weisel, Meister). Sie ist weiblichen Geschlechts, und legt alle Eyer, aus welchen die Bienen, und zwar männlichen und weiblichen Geschlechts, entstehen. Weil ein Stock nicht mehr, als eine einzige vollkommene Mutter nöthig hat, so werden alle übrigen weiblichen Eyer, die etwas kleiner sind, als die männlichen, in den kleinen Zellen erbrütet. Sie können in diesen engen Zellen unmöglich ihre ganze Vollkommenheit erreichen, und verlieren — nach den

neuesten Entdeckungen — das Vermögen, jemals Eyer zu legen und ihr Geschlecht fortzupflanzen. Diese nennt man Arbeitsbienen, weil sie alle Arbeit im Stocke verrichten, und im Felde Blumenstaub und Honig sammeln. Endlich hat ein jeder Stock auch seine Männchen, welche man Drohnen (Brutbienen) nennt. Im Sommer findet man alle diese drei Gattungen in einem Bienenkorbe beisammen: im August hingegen schaffen die Arbeitsbienen alle Drohnen ab, weil sie den Winter hindurch so viele entbehrliche Gäste nicht wohl ernähren können, und erst im folgenden Frühjahr wird von der Königinn, die von der im Sommer geschehenen Begattung ihre Fruchtbarkeit auch den Winter hindurch behält, aufs neue Drohnenbrut angesetzt.

Wenn man im Frühjahr einen Bienenstock ausstellt, so muß man auf alles aufmerksam seyn. 1) Muß man sein Flugbrett reinigen; 2) den Korb auf dem gereinigten Flugbrette verstreichen, damit sich keine fremden Bienen durch eine Nebenöffnung einschleichen, und eine Räuberey verursachen können; 3) den Stock, im Fall er Mangel an Honig leidet, mit reinem Honig füttern, und ihm lieber zu viel, als zu wenig geben. Wer fleißig und reichlich füttert, der befördert eben damit die junge Brut, und solche Stöcke schwärmen gewöhnlich früher, als andere. 4) Muß man besonders darauf aufmerksam seyn, ob die Bienen im Frühjahre bei guter Witterung viele und vollkommene Höschen eintragen. Wenn sie durchaus kleine und unbedeutende Höschen bringen, so fehlt ihnen gemeiniglich die Königinn; bringen sie wenige, aber ganz vollkommene Höschen, so ist der Stock entweder zu schwach an Volk, oder faulbrütig. Die Faulbrut gibt sich durch einen sehr garstigen Geruch zu erkennen, der demjenigen ähnlich ist, den man bei Leimsiedereien antrift. Ein faulbrütiger Stock muß in eine neue Wohnung getrieben, ein volkarmer aber mit einem

starken verstellt werden. Solltet ihr einmal in den Fall kommen, daß ihr über diese beide Stücke ausführlichere Belehrung bedürfet, so kommt zu mir, ich will euch Schriften mittheilen worinn ihr über alles das Mehrere finden werdet *).

Wenn ein im Frühjahr ausgestellter Stock schön und lebhaft einträgt, so wird er auch ungefähr nach Verflaß von 2 Monaten schwärmen. Ihr wisset es schon lange, wie man einen Schwarm faßt. Daher will ich euch nur vor einigen Fehlern warnen, die man bisher sehr oft gemacht hat. 1) Viele lassen dem Schwarm entweder nicht Zeit genug, um sich recht anzuhängen und zu versammeln, oder sie lassen ihn zu lange hängen. Im ersten Falle fehlt bisweilen noch die Königinn, im letztern macht sich der Schwarm gern in die Luft und fliegt davon. Beides läßt sich also wohl verhüten. 2) Andere lassen den gefaßten Schwarm bis auf den Abend an dem Orte stehen, wo er gefaßt worden ist: man thut aber weit besser, wenn man ihn, so bald er eingezogen ist, sogleich neben den Mutterstock auf den Stand stellt. 3) Wenn bald darauf etwa am 2ten oder 3ten Tage, Regenwetter einfällt, so vergessen viele, ihre Schwärme zu füttern, und damit schaden sie sich beträchtlich.

Ist der Schwarm gefaß, aufgestellt und verstrichen, so hat man weiter gar nichts zu thun, als daß man ihm, wenn er etwa schon in 16 — 18 Tagen seine Wohnung vollgebaut haben sollte, deßwegen einen Untersatz gibt, damit er theils keinen Jungfernschwarm ausstößt (nicht selbst wieder

---

*) Z. B. Christs Anleitung zur Bienenzucht. Andreä's Anleitung für den Landmann. Wursters Anleitung zur Magazinbienenzucht, in welcher besonders für den gemeinen Mann durch eine sehr faßliche Schreibart gesorgt worden ist. Auch wird Wursters Journal einem Jeden der es mit Aufmerksamkeit liest, viele Vortheile zeigen.

schwärmt), der äusserst selten ein Ständer wird, und den Mutterstock sehr oft zu Grunde richtet, theils damit er mehr Raum bekommt, um zur Zeit anhaltender Honigthaue sich desto mehr Vorrath sammeln zu können.

Wenn ein Stock nach dem Vorschwarm noch einen Schwarm ausstoßt, so nennt man diesen einen Nachschwarm (Aefterling). Auch diese gedeihen selten; doch sind sie mir viel angenehmer, als Jungfernschwärme. Nur muß man einen Nachschwarm, so bald man ihn gefaßt hat, auf den Platz des Mutterstocks stellen diesem hingegen einen neuen Platz auf dem Stande anweisen. Auf diese Art wird der Nachschwarm dergestalt verstärkt, daß er in den meisten Fällen ein recht guter Ständer wird. Sehr oft wird auch der Mutterstock noch brauchbar. Sollte er jedoch zu wenig Honig einsammeln, so bricht man ihn im Herbst ein, läßt sein Volk zu seinem Nachbar einfliegen, und nimmt seinen ganzen Vorrath zur Ausbeute.

Die Bienen di man hinausjagt, und zu dem Nachbar einfliegen läßt, sind nichts weniger, als Raubbienen. Eine Biene raubt nur alsdann, wenn sie eine Wohnung hat, wohin sie ihren Raub bringen kann. Die besten Bienenstöcke sind daher Räuber. Laßt euch übrigens vor den Räubern nicht bange seyn: wenn ihr gute volkreiche Stöcke haltet, keinen abgeschwärmten Mutterstock, im Fall er keine neue Königinn bekommen hat, (d. h. weisellos geblieben ist) auf eurem Stande duldet, weder im Frühjahr noch im Herbste an einem warmen Tage ein mit Honig gefülltes Futtergeschirr in einem Stocke stehen lasset, und endlich alle Nebenöffnungen sorgfältig verstopfet: so habt ihr gewiß keine Räuber zu fürchten. Weisellose Stöcke werden allemal zuerst angefallen und ausgeraubt. Ist ein Räuber auf diese Art glücklich gewesen so wird er frech, und fällt auch die übrigen Stöcke wütend an. Ist

die Gegenwehr nicht ganz lebhaft, so wird er gewiß auch hier den Sieg erringen. — Suchet wo möglich den Räuber auf, welches eine leichte Sache ist. Ihr bestreuet nemlich die ans dem beraubten Stocke herausfliegenden Räuber mit gesiebter Asche (ja nicht mit Mehl!) und gebet einer andern Person den Auftrag, daß sie in demselben Augenblicke bei den benachbarten Bienenständen auf die zurückkommenden Bienen aufmerksam seyn soll. Derjenige ist der Räuaer, zu dem mit Asche bestreute Bienen eingehen. Der Räuber muß am folgenden Morgen in aller Frühe eine Stunde weit fortgetragen werden. Ist die Räuberei durch Weisellosigkeit veranlaßt worden, so kommt gewiß, obschon der erste Räuber nicht mehr da ist, in kurzer Zeit ein anderer Stock, und vollendet, was jener angefangen hat: ist er hingegen durch eine Nebenöffnung eingedrungen, oder durch sein vorheriges Glück zum Uebermuth gebracht worden, so hört das Rauben auf, so bald die Nebenöffnungen verstopft werden.

Es gibt bisweilen einen sehr honigreichen Sommer, wo man darauf bedacht seyn muß, daß es einem Stocke nie an Raum mangeln möge, um recht viel Honig einsammeln zu können. Deßwegen hat man die Magazinbienenzucht an vielen Orten mit dem glücklichsten Erfolg eingeführt. Ihr sehet dort auf meinem Stande solche Wohnungen, welche aus Kästchen zusammengesetzt sind. Solche Wohnungen kann man nach Zeit und Umständen größer oder kleiner machen, indem man ein Kästchen hinsetzt oder eines hinwegnimmt. Auch die bloße Korbbienenzcht kann man magazinmäßig einrichten. Lasset euch solche Strohkörbe machen, die etwa 14 — 15 Zoll hoch und 11 — 12 Zoll weit sind. Diese Körbe müßen oben eine Oeffnung haben, welche 4 Zoll im Durchschnitt hat. Bekommet ihr einen frühen Schwarm, so verbindet ihr mit dem Korbe eine Kappe, welche, vollgebaut,

6—8 Pfund Honig enthalten kann. Sind Kappe und Korb voll ausgebaut, so gebet einen Untersatz, der gleichfalls von Stroh geflochten ist, und der eine gleiche Weite mit dem Korbe haben muß. Bekommet ihr einen späten Schwarm, so fasset ihn in einen Korb oder Kappe, und verschließet zuvor die obere Oeffnung mit einem Deckel von Stroh. Gesetzt, daß dieser späte Schwarm, zumal wenn er ein Jungfern- oder Nachschwarm ist, zwar erträglich, doch kein vollkommener Ständer werden sollte, so hebet einem früh gekommenen Schwarme, der Ueberfluß hat, die mit Honig gefüllte Kappe ab, und setzet sie dem Stocke, der noch einer Aushülfe bedarf, auf, so ist dieser auf einmal gefüttert, und ihr dürft wegen seiner Ueberwinterung im geringsten nicht angefochten seyn. Wenn ihr eine solche Kappe einem andern aufsetzet, so müßet ihr die in der Mitte der Kappe befindlichen Waben losbrechen, damit sie auf den Waben im Korbe gleichsam aufliegen. Diese Vorsicht ist deßwegen nöthig, weil die Bienen im Winter, wenn sie unten aufgezehrt haben, nicht in die Kappe hinauf gehen, im Fall die Waben nicht zusammenhängen. Habt ihr keinen schwachen Stock, so ist diese Honigkappe für euch eine kostbare Ausbeute, weil gerade in solchen Kappen der reinste Honig gefunden wird.

Kommt der Herbst, so müßet ihr die Fluglöcher mit einer Mischung von Kühmist und Kalk enger, und zwar so klein machen, daß keine Maus hinein kommen kann. Der Kalk ist hiebei das beste: denn die Mäuse verderben sich, wenn sie den angeklebten Kalk durchnagen wollen, die Zähne so, daß sie ablassen.

Habt ihr gar zu honigarme oder ausserordentlich schwere Stöcke auf eurem Stande, so behaltet diejentgen, die mit Korb und Brett von 35 bis auf 40 Pfund im Gewicht haben, die übrigen brechet ein. Da müßet ihr aber ja nicht so

unbarmherzig seyn, und diese armen Geschöpfe mit Schwefel tödten. Nehmet sie vom Stande, und brechet in einer Entfernung von 40 — 50 Schritten eine Wabe nach der andern aus. Die Bienen fliegen theils auf den vorigen Platz zurück, theils hängen sie sich nach und nach ausserhalb am Korbe an. Rücket nun den Nachbar näher auf den Platz hin, wo der Stock stund, den ihr ausbrechet, so werden die ankommenden Bienen, die einen Vorrath von Honig mitbringen, zu ihm einziehen, und in den meisten Fällen friedlich aufgenommen werden. Die am Korbe zurück gebliebenen Bienen stosset auf ein Flugbrett, und lasset sie ebenfalls einziehen. Dergleichen Stöcke zehren ihrer Volksmenge ungeachtet des Winters oft ungleich weniger, als andere, die im Volke schwach sind. Denn volkarme Stöcke müssen sich besonders gegen ungewöhnliche Kälte dadurch schützen, daß sie mehr Honig zu sich nehmen.

Habt ihr Honig und Wachs auszumachen, so thut es auf folgende Art: Füllet mehrere Schüsseln mit Honigwaben und stellet sie, wenn ihr backet, so bald ihr das Brod aus dem Ofen genommen habt, hinein. Der Honig wird flüßig, und das Wachs setzt sich oben hin. So bald das Wachs in der Kälte gestanden ist, so giesset den Honig, der goldgelb und äußerst durchsichtig seyn wird, in Töpfe, welche ihr fest zubinden, und vor den Mäusen verwahren müsset. Die zurückgebliebenen Wachsdeckel werfet in eine messingene Pfanne, giesset ein wenig Wasser hinzu, und siedet alles ab. Auf diese Art bekommet ihr einen Nachhonig. Endlich siedet das Wachs mit vielem Wasser ab, und presset alles aus, so bekommet ihr das von den Träbern abgesonderte Wachs. Dieses leget in kleinen Stückchen in eine Pfanne, lasset es über einem gelinden Kohlfeuer flüßig werden, nehmet es hinweg, lasset es ein wenig erkalten, damit sich indeß aller Unrath zu Boden setzen kann, und giesset es jetzt behutsam

in ein Geschirr von Erde ab, das kurz zuvor mit kaltem Wasser ausgespühlt seyn muß, damit der Wachsguß leicht herausgenommen werden kann.

Kommt der Winter, so stellet eure Bienen an einen trockenen und ruhigen Ort, wo sie ungestört bleiben können, bis der sehnlich erwartete Frühling wieder kommt. Bedecket sie, besonders bei einer ungewöhnlichen Kälte mit alten Säcken, und beunruhiget sie so wenig, als euch nur möglich ist.

Hier schloß der Pfarrer, erbot sich, seine Zuhörer mit Rath und That bei ihrer Bienenzucht zu unterstützen, und jeder gieng dankend, und mit dem Vorsatze, künftig seine Bienenzucht so zu treiben, nach Hause.

41. Behutsamkeit in Ansehung des Feuers.

1. Kinder sollen nicht mit Sachen, durch welche man Feuer macht, zu Hause oder auf der Strasse spielen. Sie sollen keine Brenngläser, keine Feuersteine, keinen Stahl bei sich führen, noch daran Feuer schlagen.

2. Sie sollen keine brennbare Materialien bei sich tragen, noch mit denselben spielen. Sie dürfen z. B. keinen Schwefel, keinen Schwamm, kein Pulver zu ihren Spielen gebrauchen, oder Feuerwerk machen.

3. Feuergewehre taugen für Kinder schlechterdings nichts. Man weiß tausend Beispiele, daß sich Kinder mit denselben nicht nur selbst und andere erschossen, sondern auch durch das Abfeuern derselben auf Dächer, Stroh oder Mist u. d. gl. große Feuersbrünste veranlaßt haben.

4. Wenn Kinder das Licht putzen, so sollen sie es nicht mit den Fingern noch mit der Gabel thun, sondern mit einer ordentlichen Putzscheere, oder dieses Geschäft lieber Aeltern überlassen. Sie sollen

die glühenden Lichtschnuppen nicht in der Stube herumschleudern, oder wie manche unvernünftige Leute thun, gar zum Fenster hinaus werfen.

5. Kinder sollen des Nachts nichts mit dem bloßen Lichte suchen. Wenn euch etwas in eine Ecke gefallen ist, so bittet einen Erwachsenen, daß er es euch hervorsuche. Kinder dürfen das Licht nur in einer wohl verwahrten gläsernen Laterne hin und her tragen.

6. Oftmals hängen die Kinder ihre Kleider zu nahe an den erhitzten Ofen, legen Späne, Papier oder andere leicht feuerfangende Sachen um denselben herum, und verursachen Unglück.

7. Manche leichtsinnige Knaben stehlen ihren Eltern die teutschen Schlüssel hinweg, feilen Löcher hinein, und schießen sie wie Pistolen los. Hiedurch sind schon viele Häuser eingeäschert und viele Kinder um das Leben gebracht, oder auf ihr ganzes Leben unglücklich geworden.

8. Die Hirtenbuben (Ochsenbuben) tragen öfters auf der Waide oder im Walde Holz zusammen und zünden es an, um sich zu wärmen. Selten löschen sie die Brände ganz aus. Wenn nun der Wind die Funken auseinander jagt, so ereignen sich die traurigsten Fälle, Waldbrände u. d. gl. — Höchst strafbar sind diejenigen, welche Bäume anzünden.

9. Blödsinnigen, betrunkenen oder blinden Leuten soll man eben so wenig, wie den Kindern, Licht oder leicht brennende Sachen anvertrauen. Nie soll man, wenn es auch ganz erwachsene Leute sind, Knechten und Mägden erlauben, mit einem bloßen Lichte, oder ohne eine gut verwahrte, mit Drath überflochtene Laterne über die Straße oder gar in Ställe, Scheuren und solche Orte zu gehen, wo Stroh, Heu, Holz, Flachs, Werg u. d. gl. liegen.

10. Fuhrleute und Knechte, welche mit der Tabackspfeife im Munde die Ställe oder Scheuren betreten, oder gar darinn Feuer schlagen, und Schwamm anzünden, sind im höchsten Grade strafbar und der Obrigkeit anzuzeigen.

11. Wenn man Butter oder andere fette, leicht aufwallende Sachen zergehen läßt, so muß man das Geschirr untersuchen, ob keine Risse darinn sind. Entzündet sich das Schmalz im Pfännchen (Tiegel), so giesse man — ja kein Wasser dazu, sondern man schütte Sand oder kalte Asche darüber, man benehme durch eine Sturzdeckel (Stürze) u. d. gl. die Luft, oder giesse das Fett in die Asche. Firnisse und Lacke dürfen nur auf der freyen Strasse oder auf dem Felde gekocht werden.

12. Man dulde nicht, daß Katzen im Ofen oder am Heerde schlafen: denn wenn sie sich den Balg anbrennen, und hernach ins Heu oder Stroh schlupfen, so entstehen Brände.

13. Die Asche aus dem Ofen oder vom Heerde muß erst 8 Tage lang an einem feuervesten Orte gelegen seyn, ehe man sie in ein holzernes Gefäß oder auf den Boden schütten darf. Sicherer ist es, wenn man letztes ganz unterläßt.

14. Man soll im Ofen und am Feuerheerde kein Holz dürre machen, weil es sich leicht entzündet, und die größten Unglücksfälle anrichtet. Eben so gefährlich ist alles Dörren des Flachses oder Hanfs am Stuben- oder im Backofen, und das Dörren des Obstes auf Brettern.

15. Wenn man eine grosse Schmauserei (Gastung), Hochzeitmahl u. d. gl. hält, so muß man auf das Feuer besonders Achtung geben. Man stellt daher eine kluge Person zum Nachsehen auf.

16. Man lege keinen ungelöschten Kalk an Orte wo Nässe eindringen kann; denn er entzündet sich leicht.

17. Eben so leicht entzünden sich feuchtes Stroh, Getraide, Heu, Taubenmist, Sägespäne, Lohe, Flachs, Hanf u. d. gl. wenn sie vest auf einander liegen, besonders wenn sie nicht recht trocken sind.

18. Besonders gefährlich sind auch, um in der Stube zu kochen, die gewöhnlichen Ofenthürchen

19. Wenn man in der Stube Späne brennen muß, so setze man eine Schüssel voll Wassers darunter, damit die glühenden Kohlen hinein fallen.

20. Ist man genöthigt, im Stalle Rauch zu machen, so setze man das Rauchgefäß in eine tiefe mit Wasser gefüllte Schüssel.

21. Muß man den Kamin (Rauchfang) öfters, wenigstens einmal in der Woche, mit einem stumpfen Besen abkehren. Auch muß man auf die Kaminfeger Achtung geben, daß sie rein kehren (fegen).

22. Das Feuerzeug muß in gehörigem Zustande seyn, so oft es aber gebraucht wird, wieder gut ausgedrückt und an einen sichern Ort gestellt werden.

23. Ehe man sich des Nachts zu Bette legt, oder auch — ehe man bei Tage aus dem Hause geht, soll man nach dem Ofen und Feuerheerde sehen, und alle Gefahr hinwegräumen.

24. Es ist eine gefährliche Gewohnheit, wenn Manche die Tabakspfeife mit ins Bette nehmen, oder des Nachts im Bette lesen.

25. Wenn man einer Krankheit oder anderer dringender Ursachen halber ein Nachtlicht brennen muß, so soll es in eine tiefe irdene Schüssel gesetzt werden, worinn etwas Wasser ist.

26. Ganz besonders ist es nöthig, daß man beim Hause, hauptsächlich in den obern Stockwerken desselben, immer Wasser zum Löschen bereit halte.

42. Verhaltungs-Regeln bei Feuersbrünsten.

Bei ausgebrochenen Feuersbrünsten beobachtet folgende Regeln, meine Kinder:

1. Wenn ihr Feuer merket — sei es auch von euch selbst verursacht — so verheimlichet es ja nicht, sondern rufet augenblicklich: Feuer! Feuer!

2. Schwache Kinder müssen bei dergleichen Feuersbrünsten zu Hause bleiben. Sie können zur schleunigen Tilgung der Flammen nichts beitragen, stehen den andern brauchbaren Leuten nur im Wege, und richten neue Verwirrungen an; ja, sie werden nicht selten herum gestoßen, geschlagen und gefährlich verletzt.

3. Erwachsene und starke Leute müssen mit vollem Eifer zum Löschen herbei eilen. Das ist heilige Pflicht der Menschenliebe, von der wir uns nicht lossagen können, besonders wenn wir von unserer Obrigkeit den Befehl haben, entweder bei der Feuerspritze zu erscheinen, oder mit Feuereimern herbei zu springen, oder sonst ein Amt in dergleichen Nothfällen zu versehen.

4. Doch ist es heilsam, daß in jedem Hause eine verständige Person zurückbleibe, damit nichts von bösen Leuten, die sich dergleichen Unglücksfälle zu Nutze machen, gestohlen werde; oder damit sie überall die Schlüssel einstecke, Säcke bereit halte, nöthigen Falls ausräumen und Lerm machen könne, wenn etwa in der Nachbarschaft oder im Hause selbst Feuer ausbrechen sollte.

5. Unter den löschenden Personen muß die genaueste Ordnung herrschen. Daher muß jeder schon lange voraus wissen, was er zu thun habe, wenn sich ein solches Unglück ereignen sollte.

6. Man muß das Wasser aus der Spritze nicht in die hochlodernde Flamme, sondern gerade an den Ort hinrichten, wo sie aufsteigt.

7. Nichts ist unanständiger, als in einer sol-

chen Noth den müssigen Gaffer zu spielen, und andern Leuten im Wege zu stehen. Wer gar noch lachen und an der lodernden Flamme seine Freude bezeugen kann, zeigt ein sehr gefühlloses Herz.

8. Kann man nassen Sand oder Schlamm aus einem Teiche haben, so muß man ihn mit Schaufeln ins Feuer werfen. Dieses löscht sehr gut.

9. Eine Hauptregel ist; man benehme dem Feuer die Luft! Man ersticke es!

10. Man werfe daher auf brennenden Hanf oder Flachs u. d. gl. nur Sand, Erde, Mist, breite Steine, Thüren, Säcke u. s. w.

11. Brennt der Ruß im Ofen, so wird das Ofenloch geschwind mit Mist verstopft. Eben so macht man es auch, wenn der Flachs im Backofen anbrennt.

12. Brennt der Ruß im Kamin oder im Rauchfange, so steige geschwind jemand aufs Dach, und verstopfe oben das Kamin mit Mist. Ein anderer halte auf einem irdenen Gefässe angezündete Schwefelfäden oder Schwefelhölzer gerade unter den brennenden Rauchfang. Es ist daher nöthig, daß man immer ein Bündchen Schwefel vorräthig habe.

13. Sieht man, daß das brennende Haus nicht mehr zu retten, und dabei zu fürchten sei, es möchten die benachbarten Häuser angezündet werden; so reißt man solches nieder.

14. Wenn auch dem Ansehen nach der Brand schon in einem Hause gelöschet ist, so darf man doch nicht sicher seyn, sondern man muß noch mehrere Tage lang fleißig nachsehen, ob sich keine Glut mehr spüren lasse.

15. Abergläubische Mittel zum Löschen des Feuers, Feuersegen u. d. gl. verlacht der Vernünftige.

Gebt Acht aufs Feu'r! Gebt Acht aufs Licht!
Denkt nicht: ein Funke schadet nicht!
Ein Funke Feu'r, auch noch so klein,
Der äschert Städt' und Dörfer ein. Jac. 3, 5.

43. Die Wahrsager.

Einst kamen Zigeuner in ein Dorf, welche vorgaben, sie könnten zukünftige Dinge vorhersagen. Viele einfältige Leute gaben ihnen Geld, Mehl, Schmalz, Speck und andere Lebensmittel, und liessen sich dafür prophezeihen. Dieses Dorf hatte aber einen Schulzen, der aus vernünftigen Gründen ein Feind alles Aberglaubens war. Als es dieser erfuhr, so nahm er in aller Stille bewaffnete Bürger zu sich, suchte die Wahrsager auf, und nahm sie gefangen. — Sie wollten sich durch allerhand Droworte und zweideutige Redensarten losreden; allein man achtete nicht darauf. Vielmehr mußten sie alles Geld, nebst den andern Sachen, die sie in diesem Dorfe zusammengetragen hatten, wieder hergeben. Dann wurden sie auf Befehl der Obrigkeit über die Grenzen des Landes gebracht, wo ihnen aufs ernstlichste angedeutet wurde, daß man sie einige Jahre in das Zuchthaus einsperren würde, wofern sie sich hier wieder würden sehen lassen. — Am folgenden Sonntage berief der Schulze die Gemeinde zusammen, und gab denen, die sich hatten wahrsagen lassen, das Geld und die andern Sachen wieder, die sie den Betrügern gegeben hatten. Hierauf sagte er: „Lieben Leute! Glaubet doch nicht solchen Betrügern. Sie wissen eben so wenig, als ihr selbst, was euch in Zukunft begegnen wird. Hätten sie wirklich wahrsagen, d. h. zukünftige Dinge vorher wissen können; so würden sie auch ihre eigene Gefangennehmung gewußt haben, und derselben durch die Flucht entgangen seyn. — Man darf auch ihre Drohungen nicht fürchten. Sie können niemand etwas thun. — Faule Landstreicher sind sie, die ihr Brod mit Müssiggehen erwerben wollen. — Sie sind die abgefeimtesten Diebe, die den Leuten mit sehenden Augen das Ihrige nehmen.“ — „Ja, das ist wahr,“ sagte Georg,

„sie haben bei mir ein schönes neues Halstuch und „ein paar gute Strümpfe mitgenommen — und wir „waren doch alle in der Stube.“ „Bei mir wars „noch schlimmer,“ erwiederte Samuel, „denn sie „haben meiner Grete unter dem Reden gar das „Geldbüchschen aus dem Sacke gezogen.“ — „Nun „ja, solche Menschen sinds,“ sprach der Schulze, „werdet also künftig klüger, laßt euch nicht mit ih„nen ein!“ 3 Mos. 19, 31. K. 20, 6. 27.

Gott hat uns unsere künftige Schicksale weislich verborgen. Pred. 7, 15.

Weislich hüllt in Finsternissen
Gott die Zukunft ein;
Deutlich sie voraus zu wissen.
Würde Strafe seyn.
Säh' ich Glück auf meinem Wege,
Würd ich Stolz mich blähn;
Und leichtsinnig oder träge
Meinen Zweck versehn.
Säh' ich Unglück, würd' ich zittern,
Und die künft'ge Zeit
Würde mir das Glück verbittern,
Das mich jetzt erfreut.
Was ich habe, will ich nützen,
Keinen Gram nicht scheun,
Und soll ich ein Glück besitzen,
Meines Glücks mich freu'n.

44. Die Spieler.

Adam. Du gehst also nicht mit, Konrad?

Konrad. Laß mich!

A. Dir wurmt etwas im Kopfe? Sag mirs!

K. Ich mag — ich kann nicht.

A. Warum nicht? Wenns auch ein Geheimniß ist, traust du mir nicht?

K. Nein! — Laß mich heute allein!

A. Wenn du zu Hause bleibst, so wirds noch ärger wurmen. Komm nur, trink ein Glas Wein und sey lustig.

K. Wenns beim Glas Wein bliebe!

A. Was denn?

K. Es ist doch wieder aufs Spielen abgesehen?

A. Je nun! — Spielst du denn nimmer?

K. Nein!

A. Im Ernste nimmer?

K. So wahr mir Gott helfe!

A. Das ist ja gar ein Eid. — Narr, gelt weil du letzthin ein wenig verloren hast, so bist du jetzt böse.

K. Wenig? — Alles verlieren, heißt das wenig?

A. Spiel' wieder! Gestern verloren, heute gewonnen, so gehts ja immer.

K. Spiel' nimmer, sag ich.

A. Auch zu mir?

K. Auch zu dir.

A. Ich gewinne meistens! warum soll ich nimmer spielen?

K. Ich verliere alles: warum soll ich fortspielen? Und wenns nur weiter nichts wäre, als verloren haben! — Aber ach! —

A. Was denn? — Sprich!

K. O das verdammte Spiel!

A. Was weiter?

K. O das gottlose, unverantwortliche Spiel!

A. Immer das Nehmliche?

K. Das Höllenspiel! das Teufelsspiel!

A. Ho! Ho! — und die Spieler? —

K. Elende, verworfene, heillose Menschen!

A. Also auch ich?

K. Du und ich! — Ich möchte von Sinnen kommen, daß ich so dumm, so hirnlos gewesen bin — daß ich gespielt, daß ich alles verloren habe. — Ach Himmel! daß ich —

A. Es scheint in deinem Kopfe zu toben — wenn du nun auch verspielt hast, so läßt dichs ja, wer du bist.

K. Nein, es läßt mich nicht; es macht mich toll — rasend. —

A. Daß doch eine Handvoll Geld —

K. Ach Geld! — nicht Geld — da lies den Brief!

(er gibt ihm einen Brief hin und A. liest.)

Mein lieber Sohn!

„Es kommt mich sauer an, diesen Brief an dich „zu schreiben. Wie hätte ich vor einigen Jahren „denken sollen, daß ich in meinem Alter arm und „hülflos würde? Aber wie kanns anders seyn? So „lange im Wittwenstande zu leben! ohne Vermö„gen! ohne Güter! und seit geraumer Zeit ohne „Handarbeit! Ich habe dir vor zwei Jahren ge„schrieben, daß ich von Gliederschmerzen befallen „worden sey. Seither kann ich nimmer arbeiten. — „Und deine Schwester, die mich bisher erhalten hat, „ist nun auch krank. Wir müßten verschmachten, „wenn Gott nicht für uns sorgte und gute Herzen „erweckte. Ach! lieber Sohn, nächst Gott steht „meine Zuversicht noch zu dir. — Du hast vor an„derthalb Jahren geschrieben, daß du in ein gutes „Haus gekommen seyest, daß du da auf lange Zeit „Arbeit und guten Lohn habest, daß du auch ein „Ansehnliches zurück legen könnest. Ich weiß ge„wiß, du hast schon etwas Schönes erspart. Aber, „daß ich dich nun um etwas ansprechen muß! daß „ich dir das, was du mit saurer Arbeit errungen „und zusammen gehalten hast, abnehmen soll! das „schmerzt mich, das durchbohrt mein ganzes Herz. „Aber glaube mir, daß ichs in Ewigkeit nicht ge„than haben würde, wenn mich nicht die Noth, „nicht die äusserste Armuth dazu triebe. Verzeihe „mir, lieber Sohn, wenn ich dich bitte, daß du „mir einige Gulden schicken wollest. Ich bin dem „Barbier schuldig, der nimmer zu mir kommen wür„de, wenn ich ihn nicht bezahlte. Ich bin dem „Müller schuldig, der mich bisher mit Mehl ver-

„sorgt hast. Und wenn du auch noch etwas darauf „thun magst, daß wir nur auch ein paar Monate „leben können, so thu es doch! Gott wird dirs loh„nen, lieber Sohn, und dirs einmal im Ehestande „mit tausendfachen Segen vergelten. Ach! thu's „gerne und willig, und ehre deine alte Mutter, auf „daß dirs wohl gehe, und du glücklich leben mö„gest auf Erden. Ich habe dich ja mit Schmerzen „geboren und mit so vieler Mühe erzogen. Du „wirst dein Herz nicht vor mir verschliessen. Du „wirst noch so gut und fromm seyn, wie du aus „deiner Mutter Hause gegangen bist. O mit was „für einem Verlangen erwarte ich deinen Brief! „Und oft denke ich auch, er treffe mich nimmer! „Vielleicht bin ich bis dahin von den Schmerzen „meines Leibes erlöst! Nun, wenn es Gottes Wille „ist, daß ich dich in dieser Welt nimmer sehen soll, „so leb' wohl, tausendmal wohl! Nimm dich dei„ner armen, kranken Schwester an. Ich will für „dich beten, so lange ich lebe: ich wills noch im „Himmel für dich thun, lieber, theurer Herzens„sohn!" ꝛc.

K. Hasts gelesen?

A. (schweigt).

K. Hasts gelesen? Verstanden? Empfunden? Ach! (er fängt an, laut zu weinen).

A. (geht ans Fenster, noch immer schweigend).

K. Aus der Welt möcht ich! — Hier ist mir zu enge. — Mir liegts wie ein Mühlstein auf. —

A. Sey ruhig, Bruder! ich bin entschlossen —

K. Wozu?

A. Mach keine Worte! Hier nimm zehn dicke Thaler, die sind dein und deiner Mutter, und — weissest du was? — ich spiele nimmer!

K. Was sagst du? Was thust du?

A. Ich spiele nimmer, sag' ich, in meinem Leben nimmer: so wahr mir Gott helfe!

K. Und das Geld?

A. Das ist dein!

K. Aber, wie kann ich d'rs so bald wieder geben?

A. Dein ists, sag' ich; ich habe dirs nach und nach abgewonnen: sag' also keinen Dank dafür.

K. O Herzens-Kamerad.

A. Mach geschwind, schreib an deine Mutter, ehe die Post abgeht. Und wenn du geschrieben hast, so trinken wir ein Glas Wein, aber nimmer da, wo Spielgesellschaft ist, nimmer, in unserm Leben nimmer!

45. Ich bin ein Mensch.

Ich weiß, daß ich lebe und wo ich bin — ich habe Bewußtseyn.

Ich kann denken — ich habe eine Denkkraft.

Ich kann meine Gedanken durch Worte aussprechen — ich habe Sprachvermögen.

Wenn Vater oder Mutter in meiner Sprache mit mir reden, das kann ich verstehen — ich habe Verstand.

Wenn ich etwas gesehen oder gehört habe, so kann ich mich dessen erinnern — ich habe ein Erinnerungsvermögen.

Wenn ich meine Eltern auch nicht sehe, so kann ich an sie denken und sie mir wieder vorstellen, als wenn ich sie jetzt vor mir sähe — ich habe Vorstellungskraft.

Wenn ich etwas oft in einem Buche aufmerksam gelesen und wieder gelesen habe, das weiß ich ohne Buch, ich habe es behalten — ich habe Gedächtniß.

Ich kann eine Sache erkennen und sie von jeder andern unterscheiden, z. B. einen Baum von einem Pferde — ich habe Unterscheidungsvermögen.

Ich kann erkennen und unterscheiden, was gut und was böse ist. Wenn ich unterscheide, ob etwas gut oder böse ist, so urtheile ich — ich habe Beurtheilungskraft.

Ich kann das Gute wollen und das Böse nicht wollen, — ich habe Vernunft.

Ich kann das erkannte Gute thun und das erkannte Böse unterlassen — ich habe Freiheit.

Ich kann täglich besser werden, denn ich kann meine Fehler ablegen und mich im Gutesthun täglich mehr üben — ich soll täglich besser werden.

Das alles kann ich, weil ich ein Mensch bin.

Diese große Vorzüge, die kein anderes Geschöpf auf der Erde besitzt, hat mir nebst Allem, was ich bin und habe, mein gütiger Gott gegeben.

Ich bin ein Wunder deiner Macht,
Mein Schöpfer und Erhalter!
O, möcht' ich, Vater, ewig dein
Mit allen meinen Kräften seyn!

46. Der Regenbogen.

Der Regenbogen entsteht, wenn es an einem Ende der Himmelsgegend regnet, und dieser gegen über die Sonne scheint. Es brechen sich nemlich die Sonnenstrahlen in den niederfallenden Regentropfen, werden in ihre siebenfarbige Strahlen zerlegt, und so erscheint bei einem ordentlichen Regenbogen von oben nach unten: die rothe, orangegelbe, gelbe, grüne, hellblaue und die dunkelblaue ins Violette übergehende Farbe. Zu dieser Erscheinung wird erfordert, daß die Sonne niedrig stehe, es wird sich daher im Sommer niemals des Mittags, wo die Sonne sehr hoch steht, sondern immer des Morgens oder Abends ein Regenbogen zeigen. Wegen der runden Gestalt der Sonne siehet man auch den Regenbogen rund und als einen halben Kreis, weil die andere Hälfte unter die Oberfläche der Er-

de fällt, wo niemals ein Regenbogen seyn kann. Bisweilen sieht man nur ein Stück von einem Bogen, weil da die Tropfen fehlen, wo sich das Uebrige bilden sollte.

Ausser diesem ordentlichen Regenbogen zeigt sich bisweilen auch ein sogenannter ausserordentlicher oder verkehrter Regenbogen, der über jenem steht. Dieser verkehrte Regenbogen erscheint uns mit schwächeren Farben und verkehrt, weil die Lichtstrahlen öfter als bei den vorhergehenden gebrochen werden, ehe sie zu unsern Augen gelangen.

Man siehet nun leicht ein, wie thöricht das Mährchen von den goldenen und silbernen Regenbogenschüsselchen ist. Was man gewöhnlich als solche zeigt, sind alte unbekannte kleine Münzen, die man nach einem Regen zuweilen auf der Oberfläche frisch gepflügter Aecker findet u. d. gl.

47. Wie geht das zu?

Einem Bauer wurde einst des Morgens sehr früh ein Stück Leinwand (Tuch) von der Bleiche gestohlen. Ein alter Schmid, welcher im Orte wohnte, gab vor, er könne gestohlene Sachen wieder herbeischaffen, zumal wenn der Dieb mit denselben nicht über das Wasser gegangen wäre. Zu diesem gieng der Bauer, und bat ihn, er möcht ihm doch sagen, wo seine Leinwand hingekommen wäre. — „Ja, das „will ich wohl," antwortete der Schmid; „aber „was gibst du mir für meine Mühe?" „Einen „halben Scheffel Korn, erwiederte der Bauer, und „noch eine gute Mahlzeit." „Gut," sagte der Schmid, „auf die Nacht gegen 11 Uhr komme ich zu dir. „Laß nur indeß die andere Leinwand auf der Blei„che liegen; der Dieb muß das gestohlene Stück, „wenn ers nicht über das Wasser getragen hat, „wieder an Ort und Stelle bringen. Du hast auch „nicht nöthig, jemanden zur Aufsicht zu stellen. So

„lange ich im Spiele bin, nimmt gewiß niemand „nichts.“ — Der Bauer gieng nun ruhig nach Hause. Der Schmid kam zur bestimmten Zeit. Man bewillkommte und bewirthete ihn aufs beste. Gegen 12 Uhr sagte er: „Nun, Kinder, verhaltet euch „ruhig, und geht nicht eher aus der Stube, als „bis ich es euch erlauben werde.“ — Hierauf machte er mit einer Kohle verschiedene Kreise und Zeichen in der Stube, murmelte unverständige Worte her, und trieb sonst noch allerhand seltsame Dinge. Nach einer kleinen Weile rief er laut: „nun ist es „da, kommt! laßt uns hinaus gehen!“ — Als sie auf den Bleichplatz kamen, so fanden sie zu ihrem grossen Erstaunen das fehlende Stück Leinwand. — Der Schmid bekam den halben Scheffel Korn und die einfältigen Leute glaubten nun gewiß, daß er übernatürliche Dinge thun könne.

Wie gieng das zu? — Ganz natürlich. Denn der Schmid hatte die Leinwand, als er selbigen Morgen früh vorbei gegangen war, selbst weggenommen, und sie in einen dabey stehenden hohlen Baum gesteckt, und dann Abends wieder an Ort und Stelle gelegt. Auch hielt er sich Leute fürs Geld, welche andere etwas nehmen und es alsdann auf seinen Befehl wieder bringen mußten, doch so, daß sie dabei unbekannt blieben. — Mancher Dieb brachte auch wohl aus Furcht vor dem Schmiede das Gestohlene wieder zurück, denn man sagte von ihm, er könnte dem, der es nicht wieder brächte, einen stechen Körper machen. — Kam etwa einmal jemand, dem wirklich etwas gestohlen worden war, so wußte er sich damit zu entschuldigen; es wäre übers Wasser getragen worden, und da könnte er es nicht wieder herschaffen. Doch ließ er sich seine Mühe tüchtig bezahlen. — Diese Betrügerei trieb er bis in sein hohes Alter, ließ sich auch daneben noch zum Brandlöschen wobei er sich jedoch nach vorhergegangenem Segensprechen einer Salbe bediente,

zum Bannen der Gespenster, zum vertreiben der sogenannten Hexen, und zu andern ähnlichen Betrügereien gebrauchen. — Als er auf das Sterbebett kam, so entdeckte er seinem Beichtvater alles, und bat ihn, er möchte die Leute künftighin vor dergleichen Betrügern und Beutelschneidern warnen.

Sehet, Kinder! So ist es mit allen sogenannten Teufelsbeschwörern, Hexenmeistern und weisen Frauen beschaffen. Ihre ganze Kunst besteht — in Betrügerei. Nur einfältige und abergläubische Leute lassen sich von ihnen betrügen. 3 Mos. 19, 31. 20, 6. 27.

48. Die Juden.

Dieses von Vielen mit Unrecht verachtete Volk ist gewiß einem jeden unter euch bekannt, meine Kinder! den der Jude zeichnet sich nicht nur durch seine Denkungsart, sondern auch durch sein Aeusseres, durch seine Sprache und Handlungen, vor andern Völkern merklich aus. Es gibt aber recht viele gute Menschen unter den Juden, und doch verachten wir Christen dieses unglückliche Volk leider! sehr. Nur da, wo die Jugend auf eine vernünftigere Weise unterrichtet wird, vermindert sich die Verachtung und der Haß gegen dieses Volk etwas! Es ist ein sicheres Zeichen eines unausgebildeten Verstandes, und einer vernachlässigten Erziehung, wenn wir so oft noch junge Leute antreffen, welche einen Juden verspotten oder gar mishandeln. Da den Juden das Leben und die Erwerbung ihres Unterhalts so schwer gemacht wird, und es sogar viele Christen gleichsam für erlaubt ansehen, einen Juden zu betrügen: ist es denn noch zu verwundern, wenn die Juden selbst oft wider ihren Willen betrügen und einen vielleicht gerechten Haß auf ihre Unterdrücker werfen? Sind sie keine Menschen? Haben sie nicht mit allen Menschen ohne Ausnahme gewisse Rechte und Pflichten

gemein? Jesus, unser Vorbild, verachtete die Andersdenkenden nicht.

49. Ueber Auswanderung.

Es war von je her nichts fremdes, daß teutsche Bürger und Familien, besonders Schwaben und Pfälzer, ihren bisherigen Wohnort verliessen und in andere Länder zogen, um sich daselbst anzusiedeln und bürgerlich niederzulassen. Diese Auswanderungssucht befiel insbesondere seit wenigen Jahren neuerdings viele unter unsern Landleuten. Sie wandern theils in das dürftige und kalte preußisch Pohlen, theils in das größtentheils noch unangebaute obschon wärmere, Russische Podolien und in die Krimme, einen Theil der Tartarei, oder auch nach Nordamerika aus. Man kann diese Auswanderer füglich in 6 Klassen abtheilen. Zur ersten und stärksten Klasse rechnen wir die Lumpen oder Aushauser, welche in dem neuen Lande wieder Haus, Güter, Vieh und etwas in die Hände zu bekommen hoffen. Ob sie gleich wissen, daß sie alles, was man ihnen dort gibt nach und nach wieder bezahlen sollen, so sind sie doch darüber unbekümmert, und sehen es als eine erwünschte Gelegenheit an, ihre schlechte Lebensart noch eine Zeitlang fortzusetzen; denn Lump bleibt Lump, er lebe hier oder dort, und das Land, das dergleichen lästigen Bewohner wegziehen läßt, gewinnt ebendadurch. Andere sind entweder mit der Regierung, mit der Verfassung, mit der Ortsobrigkeit, oder auch mit ihren eigenen Familien unzufrieden, und wollen, ob sie gleich meistens selbst Schuld daran sind, daß es ihnen nicht nach Wunsche geht; es eben jetzt mit andern versuchen. Drittens gibt es sogenannte Glücksritter, das heißt, solche, die unter jedem andern Himmel Verbesserung ihrer Glücksumstände hoffen, nur un-

ter dem nicht, worunter sie wohnen. Diese ziehen lieber in ein Land, mit dessen Beschaffenheit sie nicht bekannt sind, und wo sie erst wieder neu lernen müssen, als daß sie in ihrem alten Lande bleiben, und sich durch Fleiß und Arbeitsamkeit ihr Brod erwerben mögen. Allein sie werden, wie schon viele ihrer betrogenen Mitbrüder gethan haben, ihre Voreiligkeit bitter genug, jedoch zu spät, beweinen. 4) Manche sind wirklich Arme, die weder Arbeit noch Nahrung haben, oder doch weder Verdienst noch Brod zu finden wissen. Diese wandern aus Verzweiflung aus, und wollen ihr Heil anderswo suchen, weil es ihnen im Nothfalle einerlei scheint, ob sie in einem Lande, wo man sie kennt, oder in einem fremden mit Mangel kämpfen. 5) Es gibt aber unter den Auswanderern auch schamhafte Arme, die durch widrige Schicksale in ihrem Vermögen und Ansehen geschwächt und herabgekommen sind. Sie wollen nicht mehr da umher wandeln, wo man sie im Wohlstande kannte, und wählen lieber ein fremdes Land, wo sie unbekannt zu bleiben hoffen. Endlich die letzte Klasse besteht aus Schwärmern, besonders Separatisten, die deßwegen nach Amerka auswandern, weil die Regierung ihre Abweichungen von den Gesetzen des Vaterlandes nicht dulden kann, und weil sie vielleicht dort einen eigenen Staat errichten zu dürfen glauben. —

Daß alle dergleichen Leute thöricht handeln, und daß unter Tausenden kaum Zehen ihr Glück finden, sieht jeder Vernünftige leicht ein, und die traurige Erfahrung mancher Zurückgekommenen bestätiget solches überflüssig. —

Wer aus seinem Vaterlande auswandert, das sich, selbst in den härtesten Zeiten, in jeder Hinsicht vor den meisten Ländern des Erdbodens so vortheilhaft auszeichnet, wo allgemeiner Wohlstand, Nahrung, Sitten, Religion, Erziehung, Erwerbsquel-

len u. s. w. unter öffentlicher Aufsicht stehen, wo noch viele wüste, öde, zum Anbau taugliche Plätze liegen, wo man der einreissenden Liederlichkeit des Saufens, Spielens, Müssiggangs u. d. gl. möglichst Einhalt thut, wo die sorgfältigste Pflege der Gerechtigkeit, die nützlichsten Anstalten blühen u. s. fort und dieses alles eben so gut oder noch besser da zu finden träumt, wo er selbst noch unbekannt ist, wo Luft und Wasser anders sind, wo es zum Theil an den ersten Bedürfnissen des Lebens mangelt, oder wo man sich, in der Nachbarschaft roher kriegerischer Völker oder gar mit ihnen vermischt, an bisher wüst gelegenen Oertern, fern von der Regierung erst neu anbauen soll, wo es gemeiniglich an Kirchen- und Schulanstalten fehlt, wo man seines Lebens und seiner Nahrung nicht sicher ist, keine Freunde und Verwandte, keine treue Nachbarn hat — wie soll man den nennen? —

Gewiß, kein arbeitsamer und mäßiger, kein vernünftiger, sein Geburtsland liebender Bürger wird so aufs Gerathewohl auswandern!

Wie sehr sind daher jene leichtgläubigen, sonst gute Menschen und Familien zu bedauern, die sich durch die Vorspieglungen gedungener Werber oder auch durch die falschen Nachrichten ihrer bereits ausgewanderten Freunde zu einem so unüberlegten Schritte verleiten lassen!!! Sir. 11, 25. Ps. 37, 3. Es. 30, 2. 15.

50. Der Geitzige, der größte Thor.

Klaus hatte Geld genug, aber er fürchtete sich, es anzuwenden, auch wenn es zu seinem eigenen Besten gereichte. Unter andern war seln Ofen so schadhaft, daß er neu gesetzt werden mußte, und es ward ihm oft gesagt, daß, wenn er einfiele, das Feuer Schaden thun könnte. — Aber Klaus kehrte sich nicht daran, und heitzte lieber gar nicht ein.

Doch zwang ihn einst die bittere Kälte des strengen Winters dazu, daß er einheitzen mußte; und als eben niemand in der Stube war, fiel der Ofen des Morgen zusammen. Das Feuer ergriff den nahen Flachs an den Spinnrädern, drauf die nicht weit davon stehende Lade, dann das Bette. Nun ward Lärmen im Dorfe. Klaus, der in der Scheune war, eilte herbei und wollte sein Geld retten. Indeß kamen die Spritzen, denn es brannte schon zum Dache heraus. Und weil keiner mehr das Haus erhalten konnte; ward es eingerissen, um wenigstens die übrigen Gebäude, ja das ganze Dorf zu retten. So löschte man denn auch glücklich das Feuer; aber man vermißte Klausen. Als nun der Schutt auseinander gebracht wurde, da fand sich sein Körper vor der verbrannten Lade bei dem Gelde liegend, wo er vermuthlich vom Dampfe erstickt war.

Wer das Geld zum Zwecke macht, das doch nur zum Mittel bestimmt ist, der ist geitzig. Sir. 4, 36. 14, 3 — 21.

51. Die schädliche Erbschaft.

Ein Handwerksmann in einer kleinen Stadt hatte guten Verdienst und nährte sich von seinem Handwerke reichlich manches Jahr.

Endlich starb sein Vetter, der ihm einen Weinberg im Testament vermachte.

Seine verständige Frau rieth ihm, die Erbschaft zu verkaufen, aber er wollte nicht. Denn der Weinberg stand in einer sehr lustigen Lage, und er war sehr gerne in dem kleinen Hause, welches darin gebaut war. Wenn er nun im Weinberge sich aufhielt, so besuchten ihn müßige Leute allerlei Standes, die er mit trockenem Munde weggehen zu lassen sich schämte. Das Häuschen war ihm nun bald zu klein. Er schaffte mehr Hausgeräth an,

und bauete endlich gar das Haus größer. Als er nun darüber sein Handwerk versäumte, und wenig zu Hause war, da thaten die Gesellen indeß, was sie wollen, arbeiteten schlecht; und er verlohr bald alle Kunden.

In wenig Jahren mußte er den Weinberg Schulden halber verkaufen, und weil er sich den Müßiggang nun einmal angewöhnt hatte: so konnte er die anhaltende Arbeit nicht wieder gewohnt werden; sonderlich da er deswegen, weil er als Meister keinen Vorschuß mehr thun konnte, nun als Geselle dienen mußte. Er grämte sich darüber, verfiel in eine hitzige Krankheit, und starb in den besten Jahren.

So gibt Zuwacht an Gütern nicht stets Zuwachs an wahrer Glückseligkeit. Sir. 11, 10. 18, 32. 33.

52. Unterschied zwischen Sparsamkeit und Geitz.

Zwei von den Einwohnern eines mit der völligen Aerndte durch den Blitz eingeäscherten Dorfs, wurden von ihrer Gemeine in die umliegende Gegend gesendet, für diese Verunglückten einige Beisteuer zu erbitten. Unter andern kamen sie früh Morgens auf den Hof eines wohlhabenden Landmanns. Sie fanden ihn vor dem Stalle, und hörten, als sie sich ihm näherten, wie er dem Knecht es ernstlich verwies, daß er die Stricke, woran die Ochsen gespannt gewesen, über Nacht im Regen am Pfluge gelassen, und nicht ins Trockne gebracht hatte. „O weh! der Mann ist genau, sprach einer zum andern, hier wird es nicht viel geben!“ Nun wurde der Herr des Hofs die Fremden gewahr, und indeß er mit ihnen in sein Haus gieng, erzählten sie ihm ihr Unglück, und brachten ihr Begehren an. Groß war ihre Verwunderung, als er ihnen bald eine ansehnliches Geschenk an Gelde gab, und noch versprach: eben so viel an Saatkorn der verunglückten Gemeine zu schicken. Ja sie konnten in ihrer dankbaren

Rührung sich nicht enthalten, ihrem Wohlthäter, während des Frühstücks, es zu gestehen, wie seine Mildthätigkeit ihnen um so mehr unerwartet gewesen sey, da sie ihn, wegen des vorhin um eine Kleinigkeit dem Knecht gegebnen Verweises, für sehr genau gehalten hätten.

„Lieben Freunde;“ war seine Antwort, „eben „dadurch, daß ich das Meinige jederzeit zu Rathe „hielt, kam ich in den glücklichen Zustand, wohl„thätig seyn zu können.“

Wie mancher schämt sich der Sparsamkeit, der des Geizes sich zu schämen glaubt! Und wie mancher schämt sich der Wohlthätigkeit, weil er sie fälschlich für Verschwendung hält.

Unwissenheit war stets des Lasters Mutter. Sir. 4, 1-6. 19, 1. 29, 12. Spr. 19, 17. 2 Thess. 3, 13.

53. Die Kleinigkeit.

Kunz war leichtsinnig und nahm nicht gern gute Lehren an. Einst hatte er an einem schwülen Tage sich im Laufen sehr erhitzt. Ein kühler Gewitterregen erfolgte, und nun stellte sich Kunz, der seinen Rock ausgezogen hatte, unter dem Thorweg in die Zugluft. Sein Herr warnte ihn vor der unausbleiblichen Verkältung, aber Kunz meinte, das wäre eine Kleinigkeit für ihn — er könne alles vertragen. Den Abend hatte er schon den Schnupfen, und war so heiser, daß er nicht laut reden konnte. Sein verständiger Herr wollte ihn nun viel warmen Hollunderblüthenthee trinken, und früh zu Bette gehen lassen, damit durch die hergestellte Ausdünstung (denn Verkältung ist nichts anders, als gehemmte Ausdünstung) die größere Gefahr vermieden würde. Aber Kunz sprach: der Schnupfen wäre eine Kleinigkeit, der Hals würde sich schon von selbst wieder geben — und war so wenig dazu

zu bewegen, daß er vielmehr noch den Abend ausgieng, und spät nach Hause kam. Aber am andern Morgen war er auf eine unruhige Nacht träge, und hatte unleidliche Kopfschmerzen. Nachmittags trat, mit einem Eckel am Essen, das Fieber ein; der Hals ward entzündet, und am vierten Tage starb Kunz an der Bräune, oder der Entzündung des Halses.

Die Verkältung war also keine Kleinigkeit. Sir. 5, 18. 31, 26. 37, 30.

54. Die schädliche Kur.

Louise war mit dem dreitägigen Fieber zu Ende des Winters befallen. Diese Art Fieber vergeht aber im Frühlinge meistens von selbst, oder auf wenige Arzneien, wenn man nur mäßig lebt, leicht verdauliche Speisen genießt, den Schweis am Ende jedes Fieberanfalls gehörig abwartet, und sich vor Erkältung hütet. Doch thörichte Rathgeber vermochten Louisen, daß sie sich durch sogenannte Fiebertropfen das Fieber stillen lies. Nun vergieng zwar das Fieber; aber Louise ward deswegen nicht wieder völlig gesund, sondern blieb kränkelnd und siech. Und wenn sie nicht bald in die Hände eines verständigen Arztes gekommen wäre, so hätte sie an der Wassersucht sterben können.

55. Der gute, aber nicht geglaubte Rath.

In einem Dorfe wohnten acht Bauern und der Prediger. Der Prediger war ein verständiger, guter Mann, der viel Wahrheiten wußte, und noch täglich mehr dazu lernte. Einst kam im Winter eine ansteckende hitzige Krankheit in das Dorf, und in vielen Häusern waren Kranke. Da sagte der Prediger: „Lieben Leute, folgt meinem treuen Rath! „Haltet die Kranken nicht so heiß mit Einheitzen

„und Zudecken mit Deckbetten; sie haben doch Hitze „genug! Schickt in Zeiten zum Arzte in die Stadt, „denn wenn ihr wartet bis euch der Athem aus„gehen will; dann kann der Arzt nicht mehr hel„fen! Braucht ohne seine Verordnung ja keine hitzi„ge Arzneien, sie sind oft schädlich und bringen eure „Krankheit leicht zu einem solchen Grade, daß die „besten Medikamente nicht mehr nützen können. Laßt „eben so wenig ohne seine Erlaubniß zu Aber, ihr „könntet euch dadurch schwächen, und die Krank„heit vermehren. Glaubet ja nicht, daß ihr gleich „durch die erste Arznei, die ihr einnehmet, gesund „werden müsset, und werdet in Fortsetzung ihres Ge„brauchs nicht müde: denn es gibt wenige Krank„heiten, die man über Nacht heilen kann. Laßt „alle Tage frische Luft durch die Fenster in die Stu„ben, und trinkt, Gesunde und Kranke, nach Durst „einen Trank von abgekochter Gerste mit etwas „Essig, so werden viele Kranke besser werden, und „viele Gesunde werden vor der Krankheit bewahrt „bleiben!“ Drei Hausväter glaubten dem Prediger, daß er die Wahrheit lehrte. Denn sie kannten ihn, daß er ein rechtschaffener, verständiger Mann war. Sie machten es so, wie er sagte, und fragten ihn um Rath, wo sie sich nicht zu rathen wußten. In allen diesen Häusern nahm die Krankheit nicht überhand. Die andern fünfe waren zweifelsüchtig. Sie sprachen: „Das wollen wir wohl bleiben lassen! „Warum ist denn eingeheitzt, wenn man ein Fenster „aufmachen soll? Das Holz ist theuer. Hitze muß „Hitze vertreiben. Unser Schäfer soll den Doktor „noch wohl was lehren können. Brantewein und „Pfeffer, spricht er, wem das nicht hilft, dem kann „nicht geholfen werden. Stark Bier muß der Kran„ke trinken, damit er Kräfte kriegt. Er ist ja so „schon matt, und soll noch Wasser mit Essig trin„ken?“ Was geschah? Die fünf zweifelsüchtigen oder unglaubigen Hauswirthe starben in kurzem mit

vielen Kindern und dem Gesinde dahin. Und es blieb in der ganzen Gegend das Dorf bekannt wegen dieser Geschichte.

So wie dieser gute Prediger that, hat Gott manchmal und auf mancherlei Weise, die Menschen belehrt, was gut und schädlich ist, aber die wenigsten haben ihm geglaubt. Ebr. 1, 1.

56. Das thörichte Kind.

In einem gewissen Dorfe herrschte eine Krankheit unter den Kindern. Unter andern wurde ein Kind plötzlich sehr krank. Die Aeltern schickten gleich nach dem Arzte. Der Arzt kam, und brachte Arznei mit, von derselben Art, als er schon bei vielen Kranken mit Nutzen gebraucht hatte. Denn alle, die sie zu rechter Zeit eingenommen hatten, waren besser geworden. Dieses kranke Kind aber wollte durchaus nicht die Arznei einnehmen. Die Aeltern fragten das Kind; ob es denn nicht wünschte wieder gesund zu werden? „O ja, liebe Aeltern! ich wünsche recht bald „gesund zu werden," sagte das Kind. „Nun „so must du auch die Arzneimittel brauchen „und sie einnehmen; damit du gesund wer„den könnest," sprachen die Aeltern. Aber das Kind blieb bei seinem Eigensinne. Es wollte gern gesund werden, aber doch keine Arznei, die die Krankheit vertreibt, einnehmen. In wenig Tagen mufste das Kind sterben. Zuletzt nahm es gern ein, aber da war es zu spät und die Krankheit hatte zu sehr zugenommen. Sir. 38, 4.

Was weh thut, thut hernach oft wohl:
Drum nimm Arznei und Strafe
Stets dankbar an, und denke,
Dafs sie dich bessern soll.

57. Die Viehseuche.

In der Nachbarschaft eines Dorfes wütete einst eine tödtliche Viehsucht. Sogleich ermahnte der Prediger alle Bauren, daß sie ihre Grenzen wohl bewachen, und ja nichts durchlassen sollten, was eine Ansteckung herbei führen könnte. Ja er gab ihnen noch folgenden Rath:

„Sobald ihr merket, sagte er, daß ein Stück „Vieh in einem eurer Ställe angesteckt ist, so zei„get es augenblicklich der Ortsobrigkeit an, und „diese lasse nicht nur das angesteckte, sondern alle „übrigen Stücke dieses Stalls auf der Stelle todt„schlagen und mit Haut und Haaren an einem ab„gesonderten entlegenen Orte tief verscharren. So„dann bestimme sie den Werth des todtgeschlagenen „Viehes unpartheiisch, und lasse solchen dem Eigen„thümer durch alle Viehhalter des Dorfes nach dem „Verhältniß ihres kleineren oder größeren Viehstan„des, oder aus der Gemeindskasse ersetzen: so wer„det ihr weiteres Unglück verhüten.“

Allein niemand wollte dem klugen Rathe folgen, denn jeder hoffte, die Seuche würde doch nicht in sämtliche Ställe eindringen, oder wenigstens den seinigen verschonen. Bald nachher brach die Seuche wirklich ein, und es fiel alles Vieh im Dorfe bis an 6 Stücke, die sich erst nach und nach wieder erholten, aber lange keinen Nutzen gaben. — Wie sehr bereueten nun die Thörichten ihren Mangel an Gemeinsinn und ihren Eigennutz. Aber es war zu spät! Sir. 32, 22. 24.

58. Von den Eigenschaften eines guten Hirten.

Es gehört mehr zu einem guten Hirten, als man denkt. Wer das Vieh von einem Orte zum andern treiben, und mit seinem Hunde hetzen kann, ist darum noch kein guter Hirte.

Ein guter Hirte er sei bei großem oder kleinem Vieh, muß die Art und Natur des Viehes, welches er hütet, und welche Weide sich zu den verschiedenen Jahres- und Tageszeiten dafür schickt, wohl kennen; bei schädlichen Witterungen und Nebeln es nicht zu früh austreiben, und die Eigenthümer in Zeiten warnen, es nicht ganz nüchtern auf die Weide zu lassen, bei plötzlichen Zufällen des Viehes, welche aus Ueberfluß oder Stockung des Blutes entstehen, muß er eine Ader geschickt zu öffnen wissen, und die Mühe, das Vieh bei großer Hitze oft an frisches Wasser zu bringen, nicht scheuen. Beim Auflaufen des Rindviehes und der Pferde, muß er die Kunst verstehn, allerlei dienliche Mittel und vorzüglich den Trokar zu gebrauchen.

Der Trokar besteht aus einem dicken Pfriemen, der in einer gleichfalls runden eisernen Scheide steckt, die sehr genau anpassen, unten offen, und einen Zoll kürzer seyn muß, als der Pfriemen damit dieser durch die Röhre hinausgeht. So bald nun das Vieh gefährlich aufgetrieben ist, wird der Trokar in die linke Weiche auf der sogenannten Hungergrube bis in den Magen gestoßen, der Pfriemen heraus gezogen und die Scheide noch tiefer hinein geschoben, welche so lange stecken bleibt, bis die meisten Blähungen heraus sind. Wo man keinen Trokar bei der Hand hat, (welcher aber von Gemeinswegen angeschafft werden sollte) kann man auch ein Messer gebrauchen und eine Hollunderröhre in die Oeffnung stecken. Wenn alles geschehen ist, so führt man das Vieh sachte herum, und bestreicht den Stich täglich etlichemal mit Wagenschmiere. Dieß und noch weit mehr muß ein guter Hirte verstehen. Kurz: er muß, als Hirte, das Wohl seiner Heerde, und dadurch den Nutzen der Eigenthümer derselben auf alle mögliche und erlaubte Art, nicht allein zu befördern verstehen, sondern auch befördern wollen.

Wer diese Eigenschaften hat, der ist ein guter Hirte.

59. Die Hausmittel.

Auf einem Dorfe wohnte ein Prediger, der seine Nebenmenschen liebte, und ihnen gern auf alle Weise nützlich werden wollte. Er begnügte sich nicht damit, daß er ihre Kinder lehrte, und den Erwachsenen nützliche Predigten hielt, sondern er besuchte auch die Kranken in seiner Gemeine fleißig. Da jammerte ihn denn sonderlich der hülflose Zustand solcher Leute, die entweder aus Armuth keinen Arzt oder theure Arznei bezahlen konnten, oder zu weit von den Städten, wo dergleichen zu haben sind, wohnten,

und doch baldige Hülfe nöthig hatten. Schon lange hatte er nützliche Bücher, die davon handelten, gelesen, und rechtschaffene Aerzte nach wohlfeilen, und doch wirksamen Arzneimitteln gefragt, die man darum auch Hausmittel nennt, weil sie billig in allen Häusern seyn sollten. Diese Hausmittel mußte der Barbierer des Orts vorräthig haben. Es waren folgende:

1. Brechmittel, wenn nach Ueberladung des Magens, durch zu viele oder durch schwerverdauliche Speisen ein Drücken in der Herzgrube mit Eckel und Neigung zum Erbrechen entstand, und nicht etwa Blutspeien oder ein Bruch es zu verordnen hinderte. Das Brechmittel war Brechwasser, welches der Kranke Löffelweis alle Viertelstunde nehmen und laues Wasser dazu trinken mußte, bis drei bis viermal Erbrechen erfolgt war. Er ließ es auch Kindern nach Verschiedenheit des Alters Kaffeelöffelchenweiß-reichen, wenn sie mit Husten befallen, allen Schleim hinunterschluckten, und dadurch nicht nur schwerathmend (keisterich) wurden, sondern auch die Eßlust verlohren. Geschah es ja einmal, daß hierauf zu viel Erbrechen erfolgte, so ließ er fleißig laue Milch trinken, worauf es bald aufhörte.

2. Abführungsmittel, wenn wegen Brustbeschwerden, Blutspeien oder einem Bruche das Brechmittel nicht gereicht werden konnte; oder wenn der Kranke durch das Erbrechen zwar erleichtert war, aber noch einigen Druck in der Herzgrube mit Spannung und Schwere im Unterleib, fühlte. Hierzu ließ er anderthalb bis zwei Loth Friedrichs Salz in einem Schoppen Wasser auflösen, und nach und nach trinken. Blieb nach dem Laxieren noch eine Schwäche im Magen zurück, so rieth er auf eine Handvoll Biberklee oder Tausendguldenkraut eine halbe Maaß siedend Wasser zu gießen, etwas aufwallen und dann kalt werden zu lassen, abzugießen und auszudrücken, und hievon einigemal des Tages ein Glas

voll zu trinken: aber auch sich zugleich vor dem Genusse schwerer Speisen zu hüten.

Starke Abführungen, wie die verschiedenen Arten von Laxierpillen, Universalpillen, Purgiertropfen und dergleichen oft allzustark angreifenden und schädlichen Arzneimittel rieth er ernstlich ab, und überzeugte die Leute, daß man gemeiniglich schon durch 3 — 4 Stuhlgänge genug abgeführt sei, und daß zu starkes Laxieren den Körper ohne Noth schwäche, wenn sich auch nicht sogleich auffallende schlimme Folgen zeigen. Eben so wenig duldete er die üble Gewohnheit der Leute, von Zeit zu Zeit, etwa im Frühjahre und Herbst, zu purgieren oder auch zu Ader zu lassen, ohne daß ihnen gerade was fehlt: denn so was ist äußerst schädlich.

5. Bei verschiedenen andern Unpäßlichkeiten, z. B. dem Schnupfen, Husten, Zahnweh, Heiserkeit Halsweh von geschwollenen Mandeln, Rothlauf und leichten Fieberanfällen rieth er Hollunder-Muß (Geselz) und Hollunderthee; bei geschwollenen Mandeln hieß er sie auch den Hals mit Salbeithee und Honig gurgeln.

4. Wider Brustbeschwerden und trocknen Husten ließ er einen Schoppen siedend Wasser auf eine halbe Hand voll gequetschten Leinsamen giessen, dieses mußte eine Weile anziehen, dann wurde es abgegossen und öfters davon mit Milch getrunken. Reitzte der Husten besonders stark, und war wenig, wäßeriger oder gar kein Auswurf, so ließ er einen starken Thee von Klatschrosen und Eibischkraut trinken.

5. Wider Leibschmerzen verordnete er den Kranken, Kamillen- oder Pfeffermünzthee häufig zu trinken, den Bauch mit warmem Baumöl einzureiben, und mit warmen Tüchern zu bedecken. War Verstopfung dabei, so hatte er einige Klystierröhre und Blasen angeschafft, und durch etliche Klystiere, die von Kamillenthee mit etlichen Löffeln voll Baumöl

oder von Leinsamen in Milch gekocht und durchgeseiget, laulicht dem Kranken beigebracht worden, waren sie meistens glücklich gehoben. Hatte aber der mit Leibschmerzen Behaftete einen Bruch, so mußte ihn sogleich der Barbierer vorsichtig zurükzubringen suchen; gelang dieß nicht leicht, so wurde ein geschickter Arzt oder Wundarzt aus der Nachbarschaft herbeigerufen.

6. Wider die Ruhr mußte der Kranke täglich 3—4 mal ein Klystier von Gersten- oder Haferschleim nehmen, und durch warmes Getränke und leichte Weinsuppen die Ausdünstung befördern. Waren aber starkes Uebelseyns, Abgeschlagenheit, Neigung zum Erbrechen, heftige Leibschmerzen und dergleichen dabei, so ließ er in Zeiten bei einem geschickten Arzte Hülfe suchen, damit diese Anfangs gemeiniglich leicht zu hebende Krankheit nicht zu einer fürchterlichen Höhe stieg, die den Tod zu bringen pflegt. Vor seiner Zeit waren gar viele Leute an der Ruhr gestorben, weil sie sich vor dem Klystieren mehr fürchteten, als vor dem Tode; und Branntwein, Eyer, geschabtes Sigellack, Muskatennsse und andere stopfende Sachen eingenommen hatten, wodurch die Gedärme in Brand übergiengen.

7. Bei Fiebern, die oft wieder kamen, nachdem sie eine Weile ausgeblieben, bei bösen Geschwüren und Schäden, ließ er die abgeschälte Rinde von der Knack- oder Bruchweide, handvollweise, mit einem Quart Wasser jede gute Handvoll einmal aufgekocht, etliche Wochen, täglich ein Quart dieses Wassers trinken.

8. Bei Gichtschmerzen, oder Reissen in den Gliedern, mußten die Kranken folgenden Trank, sechs Wochen lang trinken.

Nimm grosse Klettenwurzeln, die im Frühling gegraben, getrocknet und klein geschnitten sind, davon jeden Tag sechs Loth, mit einem Maaß,

Wasser auf die Hälfte eingekocht, und alle Tage, sechs Wochen lang, dieses eingekochte und abgeklärte Maaß Wasser kalt getrunken.

Alle diese Mittel sind wohlfeil: die Kräuter, Blüthen und Wurzeln kann man umsonst sammlen.

9. Hatte sich jemand durch Fallen oder Stossen ꝛc. beschädigt, so ließ er sogleich die Wunde mit reinem Baumöl verbinden, und wo ausgetretenes Blut unter der Haut zu vermuthen war, (welches man meistens aus der bald entstehenden Geschwulst erkennt) 2 Theile Wasser mit einem Theil Essig vermischen, und Salz darein thun, so viel sich darinn auflöste, den beschädigten Theil mit Leinwand, die in dieses kalte Salzwasser getaugt worden, bedecken, und die Leinwand, so oft sie trocken werden wollte, wieder frisch anfeuchten. War eine Wunde zugleich mit ausgetretenem Blut unter der Haut da, so wurde die wunde Stelle zuerst mit in Oel getauchter ausgezupfter Leinwand (Charpie) bedeckt, und über diese erst der Salzwasserumschlag gemacht. Verlor sich die Geschwulst nach etlichen Tagen nicht, so wurde Raute, Salbei Quendel (Künle) in Wein gekocht, den Leinwand darein getaucht, und warm umgeschlagen, die Wunden aber, wenn sie nicht so bedeutend waren, daß sie die weitere Hülfe eines Wundarztes nöthig machten, bis zu ihrer völligen Heilung täglich zweimal mit Oel verbunden.

Und so half dieser verständige Mann vielen Menschen, für einige Groschen Ausgabe, zu ihrer Gesundheit: aber in hitzigen Fiebern, Seitenstechen, Bluthusten, Blutstürzen ꝛc. eilte er, so sehr er konnte, einen geschickten Arzt zu rufen, und lies sich von demselben genau bestimmen, wie er die Krankheit behandeln, was für Arzneien der Kranke brauchen, und was für Speisen ꝛc. er genieſſen soll. In kurzem wunderte sich alle Welt über die geringe Sterblichkeit der Menschen in seinem Dorfe.

Wie viel Menschen werden durch gewinnsüchtige Marktschreier, Tyroler, Scharfrichter, Schäfer, Viehhirten, Schmiede und andere Betrüger um ihr Geld, und durch unrechte Arzneimittel um ihre Gesundheit gebracht! Die vortrefflichsten Arzneimittel sind wohlfeil, oder kosten nur die Mühe, sie kennen zu lernen, und zu rechter Zeit in Vorrath zu sammlen. Die beste Zeit, die Wurzeln und Rinden zu sammlen, ist im ersten Frühling, die Kräuter aber um Johannis.

Gelobt sei die Güte des Schöpfers, der oft in ein geringes Kraut, Wurzel und Rinde große Heilkräfte gelegt hat! Sir 38, 1-4. 6. 7.

60. Die Kuhpocken oder Schutzblattern.

Der Prediger.

Guten Morgen, Kunz. Wollt Ihr mich auch einmal wieder besuchen?

Kunz. Ja, lieber Herr Pfarrer. Und zwar möcht' ich mich gern wieder in etwas Raths bei Ihnen erholen, wie ich schon oft zu meinem großen Nutzen gethan habe.

Pred. Ich danke Euch für Euer Zutrauen. Worinn kann ich Euch rathen?

Kunz. Ich war gestern in Wolldorf und hörte, daß daselbst fast alle Kinder an den Blattern (Urschlechten, Pocken) krank liegen, und daß die meisten an dieser häßlichen Krankheit sterben. Da dacht' ich: O wenn dir dein Lischen auf diese Art stürbe, wie würde dieß dich und deine Marie betrüben! besonders da wir nur dieß einzige Kind haben.

Pred. Es wurde Euch um so mehr Kummer machen, lieber Kunz, da wir heutiges Tages, Gottlob! ein untrügliches Mittel kennen, unsere lieben Kinder vor der häßlichen Blatternpest zu sichern.

Kunz. Ja, das wird wohl das Einimpfen

der Kuhpocken seyn. Aber dagegen hat man eben so mancherlei einzuwenden, lieber Herr Pfarrer.

Pred. Alles, was man dawider sagt, sind Vorurtheile, dergleichen die Leute, besonders hier im Dorfe, wie ihr wohl wisset, gegen alles haben, was neu ist, wenn es auch noch so nützlich wäre. Ihr glaubet doch, daß mir meine Kinder lieb sind?

Kunz. Welchem Vater sollten seine Kinder nicht lieb seyn?

Pred. Eben diese Vaterliebe trieb mich an, mit meinen Kindern nach Stuttgart zu reisen, und ihnen daselbst die Kuhpocken einpfropfen zu lassen.

Kunz. Sagen Sie mir doch, wie es gegangen ist, und ob Sie Ihre Kinder nun vor den häßlichen Blattern völlig gesichert halten?

Pred. Um Euch auf einmal alles zu sagen, was Ihr dießfalls zu wissen nöthig habt, will ich Euch hier etwas vorlesen. Merket nur wohl darauf. Ihr werdet gewiß nach mir der Erste im Dorfe seyn, der seinem Kinde die Schutzpocken inokuliren läßt, und nicht darauf achten, was die Leute dazu sagen.

Kunz. Ich weiß nicht. Doch lesen Sie gefälligst, ich will Ihnen so aufmerksam zuhören, als ob ich in der Kirche wäre.

„Die Pocken (Blattern oder Urschlechten kannte man vor tausend Jahren in Europa noch nicht. Sie kamen erst aus Afrika zu uns, von wo aus auch die Pest nach Europa kam. Sie sind die schwerste, schmerzlichste und abscheulichste Krankheit, und verbreiten, wie jeder weiß, Jammer und Elend, Ansteckung und Tod um sich her. Man hat die Berechnung gemacht, daß jährlich nur in Teutschland 600,000 Menschen an den Blattern krank lagen, und 75,000 starben. Ja die Erfahrung lehrte, daß diese häßliche Krankheit den zehnten Theil derer, die am Leben blieben, ihrer Schönheit, und den zwanzigsten Theil ihrer Gesundheit beraubte,

und Blindheit, Thränenfluß, (böse Augen) Taubheit, Schwindsucht, Fisteln, Knochenfraß (Beinfraß) und lahme Glieder hinterließen.

Vernünftige Aerzte dachten daher schon lange darauf, wie man dieses Uebel der Menschheit unschädlicher machen, oder es wohl gar wieder aus dem Vaterlande verbannen könnte.

Durch das Einimpfen der natürlichen Blattern, wozu man die gutartigste Materie nahm, und durch das Absondern der Blatternkranken von den Gesunden rettete man zwar schon vielen Menschen das Leben; allein da doch auch die eingeimpften natürlichen Blattern manchmal ein Kind sterben liessen, auch bei aller Vorsicht Ansteckung anderer um sich her verbreiteten: so war das einfache Mittel zur gänzlichen Ausrottung der Blattern, eine der wohlthätigsten Erscheinungen, für welche wir Gott nie genug danken können.

Die Erfindung dieses gesegneten Mittels war einem Englischen Arzte, Herrn Doktor Jenner, vorbehalten, dessen Andenken der Menschheit ehrwürdig bleiben wird. — Da die Kühe in seiner Gegend bisweilen an ihren Eitern und an den Strichen derselben eine Art von Pocken bekommen, und dieser aufmerksame Arzt bemerkte, daß Personen, die die natürlichen Blattern noch nicht gehabt hatten, wenn sie dergleichen Kühe mit Händen molken, an welchen Ritzen (Schrunden) oder kleine Verwundungen waren; die Kuhpocken bekamen, und eben dadurch vor der Krankheit der natürlichen Blattern für immer gesichert blieben; so stellte er alsbald mehrere Versuche an, ob nicht die Einimpfung der Kuhpocken im Allgemeinen eben dieselben glücklichen Wirkungen hervorbringen könnte. Mit dem Stoffe (Materie), den ein solches angestecktes Milchmädchen, Sarah Nelmes, an der Hand hatte, pfropfte er im Jahr 1796 einem achtjährigen Knaben, Philipps, die ersten Kuh- oder Schutz-

pocken ein, und machte erst nach vielen Versuchen und Gegenversuchen 2 Jahre darauf in einem eigenen Buche die frohe Botschaft bekannt: daß die eingeimpften Kuhpocken

1) den Menschen vor den natürlichen Blattern schützten;

2) daß sie ohne Gefahr für Gesundheit und Leben wären; und

3) daß sie unendlich leichter, als die natürlichen Blattern seyen.

Diese frohliche Kunde erscholl in alle Welt; viele Aerzte, und zwar in Teutschland insbesondere de Carro, Ballhorn, Strohmeyer, Faust u. a. bestätigten und erweiterten die Wahrheit; viele Tausende wurden eingeimpft, viele tausend Menschen und Kinder, welche die Kuhpocken als die leichteste Krankheit gehabt hatten, lebten und schliefen mit und bei Blatternkranken, oder man impfte sie mit Gift von natürlichen Blattern ein, sie bekamen aber die Blattern nicht, und entzückt von Freude, ertönte in aller Welt der Ruf der Aerzte und der Menschen: „Heil ist dem Menschengeschlechte widerfahre!“ Kuhpockenstoff wurde aus England und aus Teutschland nach allen Ländern und Erdtheilen versandt. Selbst die Regenten machten aus Menschenliebe die allgemeine Einführung der Einimpfung der Kuhpocken in ihren Staaten, und die Ausrottung der Blattern zu einer ihrer ersten Angelegenheiten und Sorgen, und die Zeit ist da, daß auch nicht Ein Mensch, der sich dieses Mittels bedient, als ein Opfer der natürlichen Blattern stirbt.

Jeder Arzt und jeder von der Obrigkeit für tüchtig erkannte Wundarzt ist jetzt im Stande, die Menschen auf diese Art wider die natürlichen Blattern und gegen ihre traurigen Folgen zu schützen, und bald kommt vielleicht die Zeit, wo trotz aller falschen Gottergebenheit, trotz aller überspannten

Zärtlichkeit oder sträflichen Gleichgültigkeit mancher Eltern gegen ihre Kinder, durch Gesetze bestimmt werden wird, daß jedes Kind in den ersten 9 Monaten seines Lebens mit den Kuhpocken eingeimpft und dadurch vor dem Blatterntode geschützt werden muß. — Wer jedoch Vernunft hat und seine Kinder liebt, wartet nicht, bis er gezwungen wird, dießfalls seine Pflicht zu thun;

1) 1 bis 2 Schutzblattern oder Kuhpocken, gehörig und unter schicklichen Umständen, die der Arzt bestimmen muß, eingeimpft, sind keine eigentliche, oder doch nur die leichteste Krankheit, und sie verbreiten weder Jammer noch Elend, weder Ansteckung noch Tod um sich her;

2) der Mensch bekommt der Kuhpocken nicht mehrere (wie bei dem Einimpfen der natürlichen Blattern der Fall ist), als der Arzt Impfstiche gemacht hat; und da der Arzt einen oder (weil manchmal nicht jeder Impfstich anschlägt) zwei Impfstiche an einem oder jedem Oberarme macht, so bekommt der Geimpfte auch nur ein oder zwey Kuhpocken an einem oder jedem Oberarme, sonst und am übrigen Körper keine.

3) Der Säugling und das Kind mit seinen wenigen eingeimpften Kuhpocken ist in den meisten Fällen, die ganze Zeit der Kuhpocken hindurch, wohlgemuth, lacht, scherzt und spielt, und freut sich seines Daseyns und des süßen Lebens.

4) Die eingeimpften Kuhpocken berauben keinen Menschen seiner Schönheit noch seiner Gesundheit, und hinterlassen keine Blindheit, keinen Thränenfluß, keine Taubheit, keine Schwindheit, keine Fisteln, keinen Knochenfraß und keine lahmen Glieder.

5) Die Kuhpocken, unter den schicklichen Umständen eingeimpft, tödten durchaus keinen Menschen.

6) Von den vielen 100,000 Menschen, denen

die Kuhpocken gehörig eingeeimpft sind, starb auch nicht Ein Mensch an den Kuhpocken selbst.

7) Nach einer neuern Entdeckung Hrn. D. Jenners bleiben die Kinder, deren Aeltern die Kuhpocken eingeimpft worden, frei von den natürlichen Blattern, wenn ihnen gleich die Schutzblattern nicht selbst wieder eingeimpft werden.

8) Durch die allgemeine Impfung der Kuhpocken konnten jährlich nur in Teutschland 600,000 Menschen von der schrecklichen Krankheit, und 75,000 Menschen vom Tode errettet, und dagegen mit Leben, Wohlseyn und Freude erfüllt werden.

9) Zu Wien, der volkreichsten Stadt der Deutschen, starben im Durchschnitt jährlich 14600 Menschen und unter denselben 835 Kinder an der Blatternpest. Nachdem nun der verdienstvolle Arzt de Carra daselbst die Jennerischen Schutzpocken im Jahr 1800 einzuimpfen angefangen, und sich von dieser Zeit an noch manche andere Aerzte mit ihm vereiniget haben, so sind im Jahr 1801 unter 15181 Todten nur noch 164 an den Kindsblattern umgekommen, ja

im Jahre 1802 unter 14522 nur 61
im Jahre 1803 unter 14383 nur 37
und im Jahre 1804 unter 14035 nur 2 deren eines überdieß nur das Kind eines Durchreisenden war.

Auch in London hat die Blatternpest sehr aufgehört zu wüten, seitdem die Jennerischen Schutzpocken ihr Gränzen setzen. Denn im Jahr 1800 waren noch Kinder an Menschenblattern gestorben 2409.

Diese Anzahl verminderte sich in den

Jahren	1801 auf	1461
—	1802 auf	1579
—	1803 auf	1173

und ist im Jahr 1804 sogar herabgesunken auf 585.

So benutzten aber doch Wiens Einwohner die Jennerische Erfindung noch weit mehr als seine Landsleute selbst. Der Teutsche schätzt fremdes Verdienst.

Völker! — Väter und Mütter! — Menschen! Ihr wisset jetzt, was gut und böse ist; ihr könnet euch nicht mit der Unwissenheit entschuldigen. Würdet ihr euren Kindern die Kuhpocken nicht einimpfen lassen, so gäbet ihr sie dem Blatterntode Preis; und stürbt euch ein Kind an den natürlichen Blattern, so wäret ihr selbst vorsätzlich seine Mörder. Sir. 38, 1 — 8.

Kunz. Sie haben Recht, lieber Herr Pfarrer. Ich will der erste nach Ihnen seyn, der seinem Kinde die Kuhpocken einimpfen läßt, die Leute mögen dazu sagen, was sie wollen. Aber an wen muß ich mich dießfalls wenden?

Pred. Dafür lasset ihr nur mich sorgen, mein lieber Kunz. Ihr seyd ein vernünftiger wackerer Mann. Ist euer Lieschen gesund?

Kunz. Gottlob, so gesund, wie der Fisch im Wasser.

Pred. Gut, so will ich mich sogleich hinsetzen, und unserm Hrn. Stadt- und Amtsphysikus schreiben, ob er nicht etwa übermorgen zu uns kommen, und Eurem Kinde die Schutzblattern inokuliren wolle?

Kunz. Ich danke Ihnen höflichst, daß Sie so viel Liebe für mich und mein Kind haben wollen. Wie wir uns weiter zu verhalten haben, werden Sie und der Herr Doktor uns schon sagen. Leben Sie wohl, Herr Pfarrer, jetzt muß ich heimeilen, und meine Marie und mein Lieschen auf die Sache vorbereiten.

Pred. Gut, Kunz. Nehmt hier noch das Blatt mit, das ich euch vorgelesen habe, damit Ihr es auch Eurer Marie vorlesen und sie überzeugen könnet, daß wir es gut meynen.

Kunz. Ich danke, Herr Pfarrer. Aber meine Marie wird nichts dagegen haben, wenn Sie und ich es billigen. Adjeu!

Sir 32, 22.

61. Von den Mitteln, Todtscheinende zu retten.

Zu den Todtscheinenden gehören: Erhenkte, Ertrunkene, von Kohlen und andern giftigen oder gährenden Dämpfen Erstickte, Erfrorne, in schweren Ohnmachten Liegende ꝛc.

Wer dazu kömmt, oder der erste ist, der ist dieses Unglücklichen Nächster. Der hat die Pflicht, ihn zu retten.

Oft ist zwar der Wille da, aber keiner weiß die rechten Mittel der Hülfe, und daher kömmt es oft, daß in der besten Meinung, durch die Unwissenheit der Rettenden, der Gerettete wirklich erst getödtet wird. Die Rettungsmittel sind aber von zweierlei Art.

Zuerst solche, deren nützliche Anwendung nicht so leicht begreiflich zu machen ist, oder gewisse Instrumente erfordert, und daher am sichersten einen ordentlichen Arzte zu überlassen sind. Von diesen also wird hier nicht die Rede seyn können.

Zum andern solche, deren Anwendung in der meisten Menschen Macht stehet. Und von diesen soll hier kürzlich gehandelt werden.

Eine von denen auf alle Fälle geltenden Hauptpflichten ist daher, sobald der erste Schritt der zur Erhaltung des Unglücklich gewordenen geschehen ist, ohne Zeitverlust es dem verständigsten Mann in der Gemeine, dem Prediger, oder Amtmann, oder Verwalter, oder Schulzen ꝛc. bekannt zu machen, damit ein ordentlicher Arzt oder Wundarzt oder Barbierer, so schleunig als möglich, herbei geholt werde.

Beim Erhenkten.

1. Es wird sogleich, und ohne einen Augenblick Zeitverlust, losgeschnitten. Dabei muß der Körper gehalten werden, sowohl, daß er im Fallen nicht Schaden nehme, als auch, daß im Fallen der Kopf nicht niederhänge. Gar mancher wäre schon geretret worden, wenn nicht einfältige Leute glaubten, dem Schinder in sein Handwerk zu greifen, und sich unehrlich zu machen, wenn sie einen Selbstmörder losschnitten. Ach! wie viel Gutes unterbleibt wegen unvernünftiger Vorurtheile. Einem Unglücklichen, der sich aus Schwermuth, Raserei oder Verzweiflung das Leben nimmt, muß man auf der Stelle, wo man ihn aufgehängt findet, zu Hülfe eilen, und es ist dumm und einfältig, wenn kein Bürger den Leichnam oder Sarg solcher Selbstmörder anrühren will.

2. Der einschneidende Strick und die Binde vom Halse, ingleichen alle, die Brust drückende Kleidung, wird sofort aufgelöset, und

3. dafür die schleunigste Sorge getragen, daß der Körper in ein mäßig warmes Zimmer auf ein Bette, oder auf ein Strohlager, mit der Brust und dem Kopf hoch gelegt werde; alsdann wird er völlig entkleidet.

4. Hände und Füße müßen gebürstet werden und der Leib wird mit gewärmten Flanell und Frieslappen gelinde gerieben.

5. Unter die Nase wird scharfer Essig oder Branntwein oder auch geriebener Meerrettig (Grün) oft gehalten und Essig angespritzt.

6. Ein vorzüglich gutes Mittel zur Rettung ist es aber, daß man dem Todtscheinenden Luft in die Lunge bläst. Man steckt ihm nemlich einen Blasbalgen in den Mund, und hält dabei die Nase und auch den Mund auf beiden Seiten hart an der Röhre fest zu, damit die Luft nicht wieder heraus

kann, und bläst dann, daß sich die Lunge wieder hebt und in Bewegung kommt. Hat man keinen Blasebalgen, so steckt man ein anderes Röhrchen in den Mund, und bläst Athem hinein, dabei kann man auch die Brust an den Rippen öfters zusammen drücken und schnell wieder los lassen; dies befördert auch die Bewegung der Lunge.

7. Die Anwendung der übrigen Mittel aber, wie z. B. Aderlassen, Klystiere ꝛc. wird dem indeß ankommenden Arzte, oder einer andern wohlerfahrnen Person überlassen.

Beim Ertrunkenen.

1. Er wird, so bald es seyn kann, nachdem er aus dem Wasser gezogen ist, in ein warmgemachtes Bette gebracht, doch beim Tragen dafür gesorgt, daß der Kopf nicht niederhänge. Wird er gefahren, so muß das Fuhrwerk langsam fahren. Viele Leute haben das Vorurtheil, daß man einen Ertrunkenen, sobald er aus dem Wasser gezogen worden, auf den Kopf stellen müssen, damit das Wasser wieder aus seinem Magen herauslaufe. Aber dieß Stürzen ist ein sicheres Mittel, sie umzubringen, wenn sie nicht schon todt sind: sogar gesunde Menschen könnte man durch dieses gewaltsame Stürzen tödten. Der Mensch, der in das Wasser fällt, stirbt nicht sowohl an dem zu vielen Wasserschlucken, sondern an Mangel der Luft: er erstickt.

2. Es wird der völlig entkleidete Körper mit gewärmten Leintüchern leicht bedeckt, und darunter mit wollenen Tüchern um die Herzgrube sanft gerieben, der Unterlieb aber mit einer gewärmten Hand gelinde gedrückt. Die Hände und Füße werden gebürstet.

3. Man sey bemüht, durch Einblasen auf die oben beschriebene Art, Luft in die Lunge zu bringen.

4. Essig und starker Branntwein wird mit dem rauhen Theil einer Feder oft unter und in die Nase

gestrichen, oder gepülverter Taback in kleinen Prisen durch ein zusammengerolltes Papier in die Nasenlöcher geblasen.

5. So wie ein Zeichen der Bewegung sich findet, wird alles Uebrige unterlassen, und nur allein mit dem gelinden Reiben mit gewärmten wollenen Tüchern fortgefahren. Die Anwendung eigentlicher Arzneimittel wird in diesem Fall wie in allen übrigen, der Verordnung eines ordentlichen Arztes, oder einer andern der Sache kundigen Person, überlassen.

Von Erstickten.

In Kellern, wo Most oder Bier gährt, viel Branntwein verwahrt wird, wo Holz, Torf, oder Steinkohlen, in verschloßnen Zimmern glimmen, durch den Dampf ausgehender Talglichter, Oel- und Fettlampen, ingleichen durch den Dampf neugeheitzter Oefen, wird die Luft so verdorben, daß sie zum Athemholen nicht mehr taugt, und die darin sich befindenden Menschen, hauptsächlich wenn sie schlafen, zuweilen ersticken. Die leichtesten Mittel dagegen sind folgende:

1. Man bringt den Erstickten sofort in ein kühles reinluftiges Gemach, und völlig entkleidet, in eine sitzende Stellung.

2. Die Füße werden bis an die Kniee in ein lauwarmes Fußbad gesetzt, welches noch, durch Zugießung etwas wärmern Wassers, nach und nach erwärmt werden kann.

3. Der Leib wird mit in kalt Wasser getauchten Tüchern gelinde gerieben.

4. Man muß sich alle Mühe geben, dem Kranken durch den Mund, der gewöhnlich gesperrt ist, oder durch die Nase in seine Lunge Luft einzublasen, und also die Bewegung wieder herzustellen; das Uebrige aber der Verordnung des so schleunig als möglich geholten Arztes, oder, in dessen Entfer-

nung einer andern der Sache wohl kundigen und dazu gesetzten Person, überlassen.

Von Erfrornen.

1. Man hüte sich, den Körper sogleich, nachdem er gefunden ist, in ein warmes Zimmer und Bette zu bringen. Es ist dieses für den ganzen Körper so schädlich, als es für einzelne Glieder, z. B. Hände und Füße, ist, wenn man sie sogleich an den warmen Ofen hält. Nichts ist für jede Frostbeule besser, als wenn man sie in Schnee oder kaltes Wasser setzt, denn dadurch wird der Frost eben so herausgezogen, wie aus dem erfrornen Obste, das man auch gern in kaltes Wasser legt, und dadurch wieder einigermassen zu rechte bringt.

2. Man scharrt den Erfrornen an einem kalten Ort in den Schnee, so daß nur Mund und Nasenlöcher offen bleiben. Der Schnee wird allenthalben fest angedrückt, und sobald er an diesem oder jenem Theile zu schmelzen anfängt, wird frischer Schnee aufgelegt.

3. Trägt sich der Fall bey trocknet Kälte zu; so wird der Körper in Tücher, die in geschmolzen Eis getaucht sind, gehüllt, und damit unermüdet fortgefahren.

4. Sobald sich Zeichen des Lebens finden, wird der Kranke in ein mässig gewärmtes Bette gebracht; das Uebrige aber der Verordnung des indeß geholten Arztes, oder einer andern verständigen und der Sache kundigen Person, überlassen.

5. Die meisten Leute erfrieren, weil sie, um sich zu wärmen, Branntwein tranken. Dieser aber macht, so wie ein hoher Grad der Kälte, schläfrig, und im Einschlafen erfrieren die Leute. Man nehme also in der Kälte, auf Reisen ꝛc. nie Branntwein, sondern lieber warm Bier mit etwas Ingwer, oder eine Weinsuppe zur Erwärmung.

Von Personen, die in schweren Ohnmachten liegen.

Da die Ursache dieser Ohnmachten oft sehr verschieden ist, so ists am besten, sobald es seyn kann, den ordentlichen Arzt zu rufen. Scharfer Essig unter die Nase gehalten, oder Tücher in kalt Wasser getaucht, und um den Unterleib geschlagen, pflegen in gewöhnlichen Fällen die Bewegung wieder herzustellen. Sir 38, 1—6.

62. Von den Kennzeichen des gewissen Todes.

Es ist schrecklich, lebendig begraben zu werden. Dieses kann geschehen, wenn man mit dem Begraben solcher, die man für todt hält, zu sehr eilt, oder sie, so lange man sie noch im Hause hat, nachlässig behandelt Leider! schaffen wir die Verstorbenen, sobald sie nur die Augen geschlossen haben, aus dem Bette, bringen sie, sogar in der größten Kälte, sogleich in ein ungeheitztes Gemach, binden ihnen Mund und Augen zu ꝛc. damit sie ja nicht wieder erwachen können, wenn auch noch Leben in ihnen seyn sollte. Das ist also nicht Recht. Wenn jemand stirbt, so muß man ihn noch einige Zeit im Bette liegen lallen, und nicht etwa das Kopfkissen unter ihm wegnehmen, wie viele thun; denn das heißt den Tod befördern. Wenigstens drei bis vier Stunden muß man den Verstorbenen im Bette liegen lassen, und immer bewachen, ob nicht eine Spur des Lebens sich zeigt. Auch kann man ihm starkriechende Sachen (nur keinen Schwefel) vor die Nase halten, eine sehr leichte Flaumfeder auf den Mund legen, und zusehen, ob sie sich nicht von dem Athem bewegt: das Herz und den Puls fühlen, einen reinen Spiegel vor den Mund halten. und sehen, ob er sich von dem Athem nicht etwas trübt ꝛc. denn damit ist noch nicht alles gethan, daß man den Todten gegen 3 mal 24 Stunden un-

begraben liegen läßt. Da es aber auch auf der andern Seite nicht rathsam ist, sonderlich bei heisser Luft, ansteckenden Krankheiten, und bei wenigem Raum im Hause, die Leichen allzulange über der Erde zu lassen, damit die Gesunden nicht von dem Todtengeruche erkranken: so ist es nützlich, die Kennzeichen des gewissen Todes zu wissen.

Das erste ganz untrügliche Zeichen ist: der Anfang der nach dem Tode schnell erfolgenden Verwesung. Sie nimmt im Unterleibe ihren Anfang. Wenn also die Haut unter den kurzen Rippen eine grünliche Farbe bekömmt, oder runzlicht wird; so ist der Tod gewiß erfolgt.

Das zweite Kennzeichen ist: wenn der Stern im Auge sich erweitert, und das Auge trocken und trübe geworden ist.

Das dritte Kennzeichen: wenn nach einer anhaltenden oder schweren Krankheit, als: Schwindsucht, Wassersucht, rothen Ruhr, Fleckfieber ꝛc. oder bey hohem Alter des Kranken, die Gelenke steif und unbiegsam, und der Körper überall kalt geworden.

Wo alle diese Kennzeichen sind, oder nur das erste und zweite zugleich, da ist der Tod gewiß erfolgt.

Möchten sich doch alle Gemeinden entweder besondere Leichenhäuser, (wie man im Weimarischen gethan hat), bauen lassen, oder doch wenigstens ihre Todten durch Kunstverständige erst beschauen, und mit ihrer Beerdigung nicht so sehr eilen lassen! Es ist nichts schrecklicher, als lebendig begraben werden, und nichts unmenschlicher, als diese Gefahr der Seinigen nicht bestmöglichst verhüten.

63. Von Nahrungsmitteln.

Eine Frau', die entweder geitzig, oder unverständig, oder sehr arm war, gab ihren kleinen Kindern nichts als Mehlsuppe oder Kartoffeln, ohne ge-

nugsames Salz, zu essen. Da bekamen die Kinder blasse Gesichter und dicke Leiber, und eins starb nach dem andern hin. Als sie nun über ihren Verlust einsmals sehr weinte, da sagts ihr ein verständiger Menn, der es wohl wußte. „Ach," antwortete sie ihm, „wie weiß unser eine das? Und „denn ist das Salz theuer. Kartoffeln in der Asche „gebraten, und Mehlsuppe, ist bald gemacht, und „man wird doch auch satt davon." „Liebe „Frau," sprach der verständige Mann, „satt zu „werden, ist nicht die Hauptabsicht des „Essens, sondern dadurch genährt und ge„stärkt zu werden. Und beides würde besser ge„schehen seyn, wenn ihr eure Kinder, je öfter je „lieber, zwischen den Kartoffelmahlzeiten, auch hät„tet bloße gesalzene Brodsuppen und Buttermilch „(Rührmilch) mit Brod essen lassen, oder die gesun„den gelben Rüben (Möhren) statt der Kartoffeln „zur gewöhnlichen Kinderspeise gewählt hättet. Ge„wiß, eure Kinder lebten noch, und blühten wie „die Rosen." „Nun," sprach die gute Frau, „wenn „ich wieder Kinder bekomme, will ichs doch auch „so machen."

Es ist nicht alles gesund, was man essen kann, nicht zu allen Zeiten dasselbe, und manches hört nur auf schädlich zu seyn, durch die Verbindung, in welcher es genossen wird. Man kann aber auch zu viel Salz den Speisen beisetzen. Auch hört die gesündeste Speise auf, zuträglich zu seyn, wenn man sie immer und ohne Abwechslung geniest: das gilt besonders von den Erdbirnen.

Unwissenheit tödtet zuweilen. Sir. 37, 30. 31.

64. Das entdeckte Gespenst.

An einen Kirschhof stieß ein Garten, worin viell Obst war. Böse Buben pflegten des Nachts in diesen Garten zu steigen und Obst zu stehlen. Damit aber keiner über den Kirchhof gehen und sie stören möchte, so

mußte einer von ihnen ein weisses Hemd anz'ehen, und auf dem Kirchhofe des Nachts spatzieren gehen. Einst sollte ein gewisser Mensch, der den Namen Hans führte, über diesen Kirchhof gehen. Er sah diese weisse Gestalt, fürchtete sich, lief davon, und erzählte mit vielen Versicherungen, er habe ein Gespenst gesehen.

Eben dieser Dieb war nun dreister geworden, weil sich Hans vor ihm gefürchtet hatte, und trieb sein Spiel weiter fort. Bald aber hatte seine Betrügerei ein Ende. Denn ein Jäger, der mit der Flinte spät von der Jagd kam, gieng über den Kirchhof. Die weisse Gestalt zeigte sich, wie gewöhnlich, und gieng auf den Jäger zu. Dieser rief und sprach: Steh! Da der Betrüger aber nicht antwortete, weil er glaubte, der Jäger würde auch, wie Hans, davon laufen: so schoß der Jäger ihm die Füße voll kleinen Schrodt, so daß er umfiel, und lange daran heilen mußte. Weish. 17, 6.

65. Das Korn ist wohlfeil.

Wilhelm hatte die gute Gewohnheit, von einem Jahre zum andern sein Brod und Futterkorn vorräthig zu haben. Und in Ansehung des Uebrigen nahm er alle Getreidepreise mit. Wenn er dann nach sechs Jahren zusammen rechnete: so hatte er doch im Durchschnitte mehr eingenommen als andre, die oft auf Theurung warteten, und die gute Gelegenheit zum Verkaufe versäumten.

Er pflegte zu sagen: „Wer Korn zu verkaufen hat, wünscht Theurung; und wer es kaufen will, wünscht, dafs es wohlfeil sey. Warum soll des Ersten Wunsch allein erhöret „werden? Gott, der alle Geschöpfe nährt, gibt „das Korn auch für die, die kein Korn säen, „noch ärnten!“

Wer Korn zurück hält, und dadurch Theurung verursachen hilft, dem fluchen die Leute. Spr. 11, 26.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

66. Von wahren und falschen Freunden.

Flaps hatte Geld geerbt. Aber weil er nicht durch gute Erziehung, und Unterricht in der Schule, verständig geworden war: so wußte er es nicht gut zu gebrauchen, sondern kam fast nicht aus der Schenke, und zehrte von dem geerbten Geld bis auf den letzten Gulden. Etliche herumziehenden Musikanten hatte er gedungen, und alles, was im Dorfe war, sollte nun mit ihm trinken, tanzen und spielen. Einst stand er in der Thüre, und Wilhelm gieng vorbei. „Bruder," rief er, „komm her; ich will „für dich die Zeche bezahlen; wir wollen lustig seyn, „es soll dir nichts kosten; hab ich doch Geld ge„nug." — Wilhelm hatte beinahe Lust; aber weil er an den Prediger eiligst etwas zu bestellen hatte, so antwortete er; „Jetzt habe ich nicht Zeit, aber „vielleicht auf dem Rückwege." Unterweges überdachte er sein Vorhaben, und weil er nicht mit sich eins werden konnte; so fragte er den Prediger, der ein sehr verständiger Mann war, ob er wohl mit Flapsen, der ihm doch Freundschaft beweisen wollte, umgehen könnte. Dieser Mann sagte ihm: „Nein, „mein Sohn, thue es nicht. Flaps ist ein liederli„cher Verschwender, und wird ein schlecht Ende „nehmen, wenn er sich nicht bald bessert. Er hat „Langeweile, die sollst du ihm vertreiben helfen. „Sonst macht er sich so wenig aus dir, als aus „seinem Gelde. Aber du könntest von ihm Böses „lernen; und es wäre schade um dich. Denn böse „Exempel verderben gute Sitten." „Gehe lieber „einen andern Weg wieder zu Hause, damit die „Versuchung nicht stärker werde." Wilhelm folgte treuem Rath. Bald darauf hatte Flaps in betrunkenem Muth eine Schlägerei angefangen. Er selbst und viele Leute waren beschädigt worden. Alle die zugegen gewesen waren, mußten zeugen und schwören, und keiner blieb ohne Mühe und Unkosten. Da freute sich Wilhelm, daß er des Predi-

gers Rath befolgt hatte, und sagte: „Flavs war „nicht mein Freund, sondern wollte mich verfüh„ren; aber der Prediger war mein wahrer Freund, „denn er warnte mich vor Schaden.“

Wer Gott verehrt und liebt, der findet solchen Freund. Sir. 9, 21 - 23. 6, 16.

O Gott, gib mir stets einen Freund,
Der's treu und redlich mit mir meint!

67. Groß und klein.

Prahler war hochmüthig, und wollte immer was Besonders erzählen, damit ihn und seine Begebenheiten die Leute bewundern sollten. Einsmals erzählte er, daß wie er als Soldat vom Feinde gefangen worden, so hätte man ihn in ein Land gebracht, wo die Bienen so groß als die Tauben wären. Wilhelm fragte ihn: ob sie denn dort auch Bienenkörbe hätten? Freilich, antwortete Prahler, eben solche, als unsre, und mancher Bauer hat etliche hundert solcher Stöcke an seinem Gartenzaun. Wilhelm fragte weiter: ob etwa nur zwei Bienen in jedem Stocke wären? Warum nicht gar! rief Prahler, viele tausend sind in jedwedem Stocke. Da lachten alle Leute. Denn so viele und so große Bienen hätten weder im Garten, noch auf dem ganzen Hofe des Bauern Platz gehabt.

Kleinmacher hatte einen andern Fehler. Dem war nichts gut genug. Er hatte auf einen jeden Menschen etwas zu sagen. Wer stille und bescheiden war, den nannte er dumm; wer ein fröhlich Herz hatte, den hieß er frech und ausgelassen; wer das Seine zu Rathe hielt, der mußte geitzig heißen; und wer ehrbar und ernsthaft war, den schalt er gar einen Heuchler. Und so verkleinerte er das Gute an einem jeden Menschen, und freute sich, wo er etwas verachten, oder daran zu tadeln finden konnte. Aber ein jeder gieng auch weg, wo

Kleinmacher hinkam, und er wurde von allen Leuten verachtet.

Prahle nicht, und verkleinere nicht. Nenne alles bei dem rechten Namen. Triff das Maaß in allen Dingen. Sieh, wenn du nicht als Obrigkeit, oder als Lehrer, oder als Herrschaft, deine Unterthanen, Zuhörer und Gesinde bessern sollst, und auf Ordnung und Recht halten mußt, lieber auf das Gute, als auf die Fehler deiner Nebenmenschen.

Spr. 17, 28. 26, 5. Matth. 7, 1.

68. Die Wahrheit.

Wenn Wilhelm um das, was er von irgend einer Sache wußte, gefragt wurde, es sei in den Gerichten, oder sonst im ernsthaften Gespräche; so sagte er davon seine aufrichtige Meinung, und wie es ihm ums Herz war. Er vergrößerte und verkleinerte nichts, sondern wie sich die Sache verhielt, so redete er davon. Es traute ihm daher ein jeder, und sein bloßes Ja und Nein galt mehr, als der Schwur eines andern; welches ihm die Hochachtung und das Vertrauen aller Leute erwarb.

Ein jeglicher meide die Lügen und rede die Wahrheit. Weil man sich nach Wahrheit richten und sich darauf verlassen kann, deswegen ist die Wahrheit so köstlich. Spr. 12, 19.

69. Die Reisenden.

An einem Scheidewege, wo drei Wege abgiengen, fanden zwei Reisende einen Menschen, und fragten ihn freundlich, welchen Weg sie nehmen müßten, um nach einer gewissen Stadt zu kommen, und weil ihnen viel daran gelegen war, so versprachen sie ihm eine Belohnung, wenn er es ihnen mit Gewißheit sagen würde. Dieser Mensch wußte nun nicht gewiß, welches der rechte Weg nach der Stadt wäre; aber die Belohnung reizte ihn. Er that als wenn er es wüßte, und sprach: „Der mittelste Weg „führt gerade nach der Stadt; denn ich komme „von dort her.“ Die Reisenden gaben ihm das „Versprochene, und giengen fort. Als sie lange gegangen waren, und endlich in ein Dorf kamen, da erfuhren sie, daß sie gar nicht auf dem Wege nach der Stadt, sondern einen vergeblichen Weg gegangen wären. Das verdroß die Reisenden sehr, und sie schalten im Eifer den Wegweiser einen Betrüger und Bösewicht, der ihnen nur gespottet hätte.

So schädlich ist die Lüge. Durch sie entsteht

Menschenhaß, Mißtrauen und Irrthum. Ein Dieb ist ein schändlicher Mensch, aber ein Lügner nicht weniger. Lügen und Diebstahl gehören gemeiniglich zusammen.

Ein Betrüger lügt meistens aus Eigennutz. Er versichert oft von sich, oder andern Dingen, die er gerne anbringen möchte, Geschicklichkeit und gute Eigenschaften davon er selbst das Gegentheil weiß, und hintergeht dadurch diejenigen, die ihm trauen.

Sir. 7, 14. Col. 3, 9. Sir. 20, 26. 27.

70. Der unbedingte Gehorsam.

Christoph und Johann waren von Jugend auf die vertrautesten Kameraden gewesen, und ihre Väter hatten selbst Freude daran gehabt. Einsmals aber sagte Christophs Vater: Kind, künftighin darfst du mit Johann nie mehr anders, als in meiner oder deiner Mutter Gegenwart Umgang haben, und vielleicht müssen wir dir, aus Fürsorge für dich, seine Gesellschaft fast gänzlich verbieten. Hierüber erschrack Christoph; denn er liebte Johann recht herzlich, und hatte weiter nichts an ihm auszusetzen, als daß er seit einiger Zeit nicht mehr so heiter und freundlich war, wie sonst. So sehr aber Christophen das väterliche Verbot schmerzte, so hatte er doch nicht das Herz, sich bei seinem Vater genauer nach der Ursache zu erkundigen; denn er war von Jugend auf gewohnt, demselben unbedingt zu gehorchen, wußte auch gar wohl, daß er es in allem gut mit ihm meinte. Endlich mußte er wirklich allen Umgang mit Johann meiden, weil dieser, wie sich Christophs Vater ausdrückte, ein Uebel an sich hatte, von welchem auch Christop hätte angesteckt werden können. — Johann wurde wirklich nach und nach immer blässer und magerer; er nahm am Leibe und Gemüthe fast zusehens ab, und starb, nach vielen Leiden, endlich an der Auszehrung, welche er sich nach der Aussage des Arztes

selbst zugezogen hatte. Als ihn nun Christoph heftig beweinte, sagte sein Vater: Siehe, mein Kind, mit diesem Uebel hättest auch du durch ihn angesteckt werden können; deßwegen hielt ich dich von seinem weitern Umgange zurück. Wie gut ist es nun, daß du gelernt hast, deinen Eltern willig und unbedingt zu gehorchen!

Wenn deine Eltern dir, mein Kind, was untersagen;
So laß es, ohne erst noch lang: warum? zu fragen.

71. Die Reinlichkeit.

(Ein Gespräch.)

Vater. Du weißt, mein Kind, daß wir beständig aus der Haut ausdünsten, und das geschieht nicht nur, wenn wir schwitzen, sondern immerfort, sogar in der größten Kälte. Diese beständige Ausdünstung ist höchst nothwendig; denn durch sie geht eine Menge Feuchtigkeiten weg, die nicht taugen, und wenn sie zurück bleiben, Schaden anrichten. Wie heißt man denn die kleinen Oeffnungen der Haut, durch welche diese Ausdünstungen, entweder ganz unmerklich, oder als Schweiß hervor dringen?

Sohn. Schweißlöcher.

Vater. Wenn man nun auf seiner Haut allen Schmutz liegen läßt — — —?

Sohn. So verstopfen sich die Schweißlöcher, und die Ausdünstung wird gehemmt.

Vater. Was muß man daher fleißig thun?

Sohn. Sich sauber waschen.

Vater. Ist es denn aber nöthig, sich alle Morgen zu waschen, wenn man auch nicht schmutzig ist?

Sohn. Ich glaube: Ja.

Vater. Allerdings. Denn wenn man gleich den Schmutz nicht auf sich liegen sieht: so können doch die Schweißlöcher von feinen klebrichten Unreinigkeiten verstopft seyn; dagegen öffnen sie sich aufs neue nach dem Waschen. — Wenn man in unsaubern Kleidern und Betten steckt, in die sich

schon viel unreine Dünste gezogen haben — taugt das?

Sohn. Nein; weil sich das unreine Zeug wieder in den Körper zieht.

Vater. Worauf muß man also besonders in Ansehung der Hemden sehen?

Sohn. Auf die Reinlichkeit; daß man sie fleissig waschen läßt.

Vater. Und was hat man sonst am Körper zu beobachten, wenn man ein reinlicher Mensch seyn will, z. B. bei den Haaren?

Sohn. Man muß sie fleißig auskämmen, daß man kein Ungeziefer bekommt.

Vater. Auch ist daß Kämmen selbst gesund. Durch das Reiben, welches der Kamm auf der Haut verursacht, öffnen sich die Schweißlöcher; das Blut in den feinen Adern bekommt einen schnelleren Umlauf, und manchmal kann man ein Kopfweh blos dadurch vertreiben, daß man die Haut recht durchkämmt. — Noch mehr! Wornach sehe ich zuweilen an euren Händen?

Sohn. Ob die Nägel abgeschnitten sind.

Vater. Das nehmliche muß auch an den Füssen geschehen. Schneidet man die Nägel nicht ab; so bekommt man oft wunde Zehen von den langen Krallen. Und wie eckelhaft sehen nicht die langen und mit Schmutz gefüllten Nägel an den Händen aus! — Daß man die Nase sauber hält, und auch das Ohrenschmalz, so oft es sich ansetzt, wegschafft, gehört gleichfalls zur Reinlichkeit. — Warum kann ich es aber nicht leiden, wenn ihr auf den Stubenboden hinspeiet (spucket), die Nase mit den Fingern schneutzet und mit den Aermel abwischet?

Sohn. Weil das unreinlich und garstig ist.

Vater. Manche Leute riechen aber auch entsetzlich aus dem Halse und Munde. Woher kommt das?

Sohn. Daß sie Hals und Mund nicht ausschwenken (ausspülen) und die Zähne nicht putzen.

Vater. Ist denn das Reinigen des Mundes und der Zähne auch gesund?

Sohn. Ja wohl.

Vater. Die Unreinigkeiten, welche sich die Nacht über im Munde ansetzen, schluckt man mit dem Speichel und mit den Speisen hinunter und das verderbt den Magen; zugleich verderben auch die Zähne von dem Unrathe, der sich an ihnen anlegt. — Zuweilen bist du aber auch in Stuben gekommen, wo etwas unsichtbares höchst unrein war, das man nur vermittelst der Nase wahrnehmen konnte. — Was meyne ich da wohl?

Sohn. Die Luft.

Vater. Gut. Unreine Dünste, in denen wir leben, sind noch viel ungesunder, als eine unreine Haut, oder als unreine Wäsche. Kann man die verdorbene Stubenluft verbessern?

Sohn. Ja, mit Wachholderrauch.

Vater. Dieses Mittel ist zwar wohlfeil; aber ich kenne ein noch wohlfeileres und weit besseres.

Sohn. Das kenne ich auch! Man macht die Fenster auf. —

Vater. Getroffen! Und dieses gute Mittel wird von so vielen Menschen halbe Jahre lang nicht gebraucht. Warum wollen aber die Leute im Winter die Fenster nie öffnen, um die dumpfigten Stubenluft hinaus, und gesunde Luft herein zu lassen?

Sohn. Weil es kalt herein geht.

Vater. Ist das kluge Sparsamkeit mit dem Holze?

Sohn. Nein, dumme Sparsamkeit.

Vater. Die Gesundheit ist doch gewiß mehr werth, als ein wenig Holz. — Seh, dieß alles und noch mehr, gehört zur Reinlichkeit. Willst du dich nicht jetzt schon an diese schöne Tugend gewöhnen?

Sohn. Ja, ich will mich jetzt schon daran gewöhnen.

Vater. Ich will sehen, ob du dein Versprechen halten wirst.

Befleißige dich stets, mein Kind, der Reinlichkeit!
Rein sei Gesicht und Hand, und rein sei Wäsch und Kleid.

72. Der Taschenspieler und der Bauer.

Flink, ein Taschenspieler, verachtete den Ackermann Steffen, als sie sich einst auf einem Jahrmarkte begegneten. „Bei Fürsten und Herren darf ich in die „Stube kommen," sprach Flink, „und des Tages „ein Thaler, ist mein geringster Verdienst." „So „viel verdien' ich nicht," antwortete der Bauer, „aber gebt Acht, ich werde länger Brod haben, als „ihr." Bald darauf kam ein Krieg und Theurung in das Land, da trieb der Hunger den Taschenspieler Flink unter andern auch vor Steffens Haus.

„Wollt ihr mir als Knecht dienen?" sprach Steffen zum bettelnden Taschenspieler, „so will ich „euch Lohn und Brod geben." „Ach! wenn ich „das gelernt hätte," antwortete Flink, „so brauchte „ich itzt nicht zu betteln — aber ich will euch für „vier Groschen alle meine Künste machen." „Diese „können mir den Verlust meiner Zeit nicht ersetzen," erwiederte Steffen, „wenn mich auch das Geld „nicht dauerte." Da habt ihr indeß ein Stück Brod, „und lernt nun die Wahrheit glauben." „Die „Kunst, die am längsten nährt, ist die „beste."

73. Der neue Pflug.

Einst kam ein Künstler in ein Dorf, und sahe auf dem Felde die Leute pflügen. Er gieng hin und besahe den Pflug, womit sie pflügten, und als er fand, daß der Pflug nichts taugte, da sprach er: „Lieben Leute, es jammert mich, daß ihr euch so „quält, ich will euch einen bessern Pflug machen „lehren, damit sollt ihr euch und euer Vieh nicht

„so quälen, und doch leichter und besser pflügen kön„nen.“ Da das die Leute hörten, hoben sie Steine auf, und warfen den Mann, schalten auf ihn, und sprachen: „Was?“ du willst klüger seyn, als unsere „Vorfahren, die immer mit solchen Pflügen gepflügt „haben? Mit diesem Pfluge können wir „schon pflügen, und mit dem neuen, wenn „er auch besser wäre, müßten wir erst pflü„gen lernen.“

War das recht?

Aber machen es nicht manche Eltern eben so, die die bessern Einrichtungen der Schulen tadeln, weil sie neu sind?

74. Von der Brache.

Kunz.

Sagt mir doch, Gevatter Wilhelm; warum kann dann ein Garten oder Krautacker alle Jahre tragen, und das andere Feld nicht?

Wilhelm. Wenn der Acker eben so guten Boden hat, eben so wohl bedüngt und sorgfältig bestellt wird, warum sollt' er es nicht eben so wohl können? Ein gutes Stück Feld, das 5 bis 6 Jahre nacheinander tragen soll, muß also nur mehr Dünger bekommen, als eines, das allezeit im dritten Jahre brach liegt, so wird's wohl angehen?

Kunz. Nun seh ich erst ein, Gevatter, woher es kommt, daß man immer sagt: Das Feld erträgt's nicht. — Man führt nämlich zu wenig Mist darauf, und dann läßt freylich das Feld im dritten, vierten Jahre nach.

Wilhelm. Richtig! Beim Dünger muß also angefangen werden, wenn man sein Feld besser benutzen will. Schlechtes Feld kann immer nach der alten Art bestellt, oder noch besser, mit türkischem Klee (Espariette) besäet werden: das gute aber bedarf des so oftmaligen Brachliegens nicht, und

kann statt des häufigen Unkrauts, das auf der Brache wächst, etwas Nützliches tragen.

Kunz. Hat man denn aber, nach der neuen Art, von der jetzt so viel gesprochen wird, gar keine Brache mehr?

Wilhelm. In manchen Gegenden gar nicht mehr, weil der Boden besonders gut ist, oder nur in weit abgelegenen Feldern, auf die man, der Entfernung wegen, nicht genug Dünger hinführen konnte. Aber in mageren Gegenden muß das Feld, so sehr man es auch ausbaut und durchdüngt, zwar nicht schon im dritten, aber doch im sechsten, siebenten Jahre brach liegen bleiben.

Kunz. Was baut man denn aber während den 5 bis 6 Jahren darauf?

Wilhelm. Allerlei, nur nicht einerlei hinter einander.

Kunz. Des kann ich mir wohl vorstellen. In den Gärten muß man ja auch abwechseln.

Wilhelm. Freilich; denn jede Pflanze braucht zu ihrem Wachsthume besondere Säfte. Wenn also die eine schon ausgesogen hat, was sie brauchen konnte: so ist dennoch für eine andere noch Saft genug da.

Kunz. Eben um deßwillen, denk' ich, wird viel darauf ankommen, wie man abwechselt.

Wilhelm. Ich weiß ein Dorf, (Siehe Nro. 36, Seite 30, im ersten Theile) wo die Leute das Feld fünf, auch wohl sechs Jahre nacheinander bestellen und da halten sie's so:

Auf fünf Jahre:

Zuerst Brache und viel guten Dünger; dann:

1. Dinkel, Roggen, Weizen.
2. Gerste, mit eingesprengtem rothen Wiesenklee.
3. Bleibt der Klee stehen.
4. Roggen oder Dinkel, oder auch beides untereinander.

5. Haber — und nun 6. Brache.

Auf sechs Jahre:

Zuerst Brache und viel guten Dünger; dann:

1. Dinkel, Roggen oder Weizen und im Frühjahre Klee eingesprengt.
2. Klee.
3. Steht noch der Klee, wird aber nur Einmal abgemähet, wenn er wieder Handhoch gewachsen ist, gestürzt, ordentlich ausgebaut und dann Roggen, Weizen oder Einkorn gesäet.
4. Korn.
5. Haber oder Sommerdinkel, oder etwas ähnliches.
6. Hülsenfrüchte, (Erbsen, Linsen, Wicken, u. d. gl.)

75. Von der Stallfütterung.

(Fortsetzung des Gesprächs.)

Kunz.

Darf denn aber in diesem Dorfe jeder sein Feld benutzen, wie er will?

Wilhelm. Ja wohl, Gevatter! Das Hutrecht gehört in unserm Vaterlande fast überall den Gemeinden (Kommunen) selbst zu, so daß sie es nach Belieben einschränken oder aufheben können. Dadurch wird nun weit mehr als da, wo man die Gemeinheiten noch nicht aufgehoben hat, gebaut, und der Behörde nur von allem der Zehend gegeben.

Kunz. Aber wo treiben denn nun die Leute ihr eigenes Vieh hin?

Wilhelm. Kleines Vieh, das man austreibt, Schaafe, Schweine und Gänse, halten sie wenig, weil sie glauben, daß da wenig Profit mit zu machen sey, und für das wenige kleine Vieh, ist auf ein paar schlechten Haiden und auf den geringen Lagen der Felder, die man, wie gewöhnlich brach lie-

gen läßt, immer nothdürftiges Futter, zumal da man das Vieh mehr der Bewegung, als des Futters willen, hinaus treibt.

Kunz. Aber das Hornvieh — was fängt man mit dem an?

Wilhelm. Ei, da ist Rath genug, wenn man nur Futter genug hat, und das bekommt man durch den Klee und Esperbau, durch Kraut, Rangeres, (Runkelrüben), weisse Rüben und dergleichen Sachen, die man in Menge zieht.

Kunz. Alles recht, lieber Wilhelm; aber das Vieh muß Bewegung haben.

Wilhelm. Auch recht. Das Zugvieh hat ohnehin Bewegung genug, und das Melkvieh kann sich im Hofe genug tummeln, und verschleppt also den guten Dünger nicht. Ueberdieß wird es, so bald das Getraide eingeerndtet ist, auf die Stoppeln getrieben und das ist die einzige Weide, wo das Vieh Nahrung auf Aeckern findet.

Kunz. Da habt ihr wohl recht, Gevatter! Das Brachfutter ist nichts als Hunger- und Krüppelwerk, weil der Acker zu oft umgerissen wird. Aber was fängt man nun mit den Gemeinplätzen (Viehweiden) an?

Wilhelm. Unter die Dorfseinwohner theilt man sie aus: so können sie, wie andere Wiesen und Aecker, benutzt, bedüngt, und jährlich 2 bis 3 mal abgemähet, zu Heu gemacht oder ihre Früchte geerndtet werden.

Kunz. Auch die eigenen Wiesen würden dann besser verschont und im Frühlinge und Herbste nicht so vom Vieh zusammen gestampft.

Wilhelm. Und dann könnte auch früher gemäht und beßres Grummet (Oehmd) gewonnen werden.

Kunz. Noch eins: Wenn man das Heu früher einbrächte, so könnte man auch eher den Brachmist ausführen und früher zusäen.

Wilhelm. Und dann würde das Korn vor Winters auch schöner heranwachsen, und nicht so leicht ausrosten, als die kleinen Spitzen, die kaum vorstechen, ehe es zuwintert.

Kunz. Aber wie verhält es sich mit den sogenannten Einmädigen- oder Holzwiesen, dergleichen es an mehreren Orten gibt, die man nur Einmal abmähen darf und dann zur Weide für das Vieh liegen lassen muß?

Wilhelm. Auch diese werden von der Obrigkeit gegen etwas sehr Geringes an ewigen oder sogenannten Hellerzinsen auf die Bitten der Unterthanen, nach und nach, und vielleicht bald sämmtlich freigegeben.

Kunz. Wie kommt's nun, daß man das nicht längst schon eingesehen und gethan hat?

Wilhelm. Daher, weil ehedem die Bauersleute noch nicht so gelernt hatten, ihre Vernunft zu brauchen, als jetzt. Das kann man am deutlichsten sehen, wenn man ein neues und ein altes Haus gegen einander vergleicht. Auch waren die Reichsten in den Dörfern, die den größten Viehstand hatten, aus Eigennutz immer dagegen und sind es zum Theil noch.

Kunz. Das ist wahr, Gevatter! Wie in den alten Häusern die Schwellen alle so tief in der Erde stecken; wie da alle Fenster und Thüren so klein und ärmlich angebracht sind, daß man vor Dampf kaum in solchen Stuben aushalten kann! Die Balken so sparsam angebracht, und überdieß alle halb eingeschnitten, damit sie gleich von einander weichen — und die Ställe so dumpfig, ohne Abzugrinnen, und so eng, daß das Vieh darüber fast verderben muß!

Wilhelm. Auch da muß geholfen werden, wenn das Vieh mehr in dem Stalle bleiben soll.

Kunz. Ihr habt mir da recht auf die Spur geholfen, Gevatter Wilhelm. Nun seh ich ein, daß

eben nicht alles Neue verwerflich ist. (1 Thess. 5, 21. Prüfet alles, und das Gute behaltet).

Durch Fragen wird man klug.

Suche dich durch Gespräche mit verständigen Leuten zu belehren, und vermehre täglich deine Einsicht in die Berufsgeschäfte. Sir. 32, 22.

76. Das ordentliche Dorf.

Ich sah einmal ein Dorf, dessen Anblick mich sehr vergnügte, und wollte Gott, ein jedes Dorf wäre eben so beschaffen!

Alle Höfe und Gärten waren mit Mauern von Leimen und Feldsteinen eingefaßt; sieben Fuß hoch; drei Fuß unten, und zwei Fuß oben dick. Ich fragte gleich die Leute: ob es ihnen nicht viel Mühe gemacht hätte, solche Mauern aufzuführen? „Freilich," antworteten sie; „aber nun haben wir auch „ins künftige wenig Mühe damit. Diese Wand „verbrennt nicht in Feuersbrunst, und kann auch „nicht gestohlen werden. Es ist ein dauerhaftes „Werk, und wir haben es allmählig selbst gemacht, „wenn eben nichts Nöthiges zu thun war"

Die Schwellen an den Gebäuden lagen alle drei Fuß über der Erde, auf gemauertem Grunde. Ja die meisten Häuser waren nicht von Holz und sogenannten Riegelwänden gebaut, sondern von gebranndten Ziegeln (Backsteinen) aufgeführt, dieß machte sie trockner, dauerhafter und feuerfester, und eben daher auch wohlfeiler. Am Hause und vor demselben wurde kein Koth, kein Mistpfuhl geduldet. Die Straßen waren rein. Des Sonntags kam die Gemeine zusammen, und wurde eins; was zum gemeinen Besten in künftiger Woche sollte gethan und gegeben werden. Einen Dieb, Säufer, Flucher oder liederlichen Menschen, oder schlechten Ackerwirth, litten die Leute nicht in der Gemeine; denn sie sagten: „Solcher Mensch richtet nur Un„glück an, und bringt Unsegen und Schimpf über

„unser Dorf.“ Wer aber unverschuldet Unglück hatte, oder krank wurde, dem halfen die andern, daher er mit fort kam, und nicht verarmte. Und der war dann herzlich dankbar, und bat Gott, daß er diese Wohlthat seinen Nachbar reichlich vergelten möchte! Es war kein Neid, Zank und Groll unter diesen guten Leuten. Ihre Kinder sahen nichts Böses, und wurden daher durch den Schulunterricht viel leichter gebessert, als andere, die in ihrer Eltern Hause viele Laster lernen. Ihre Obrigkeit und ihren Seelsorger liebten sie kindlich, und waren willig gehorsam. Es war auch kein Gefängniß im Dorfe; das alte war eingefallen, und man brauchte keines wieder zu bauen. Denn die Herrschaft sagte: „Das Gefangniß ist nur für böse Leute, und solche „sind meine Unterthanen nicht.“

O daß doch jedes Dorf diesem Dorfe gleich werden wollte! Spr. 14, 34. 1 Kor. 14, 40.

77. Der Schulze.

In dem ordentlichen Dorfe war ein Schulze, der hatte viel dazu gethan, daß so gute Ordnung in dem Dorfe gehalten wurde. Er konnte gut schreiben und rechnen, war ein trefflicher Landwirth. (Ackermann, Bauer) lebte mit seiner Frau friedlich, und hielt seine Kinder zur Schule und zu allem Guten an. In der Kirche war er ein andächtiger Zuhörer, und wohlthätig gegen die Armen. Durch Liebe und Gelindigkeit wußte er bald den Streit beizulegen, wenn ein Streit entstand, und jeder holte sich gerne Rath bei ihm! denn er war als ein ehrlicher, kluger und frommer Mann bekannt. Bei seinen Vorgesetzten war er auch so beliebt, daß er weit mehr geachtet wurde, als die meisten seines Standes. Und weil ihn niemand gerne beleidigte und kränkte; so erlebte er ein ruhiges und ehrenvolles Alter. S. 16, 5.

Hochachtung ist der Lohn für Verdienste. Und wer in seinem Stande das Seinige rechtschaffen

thut, der hat Verdienste, oder der verdient, daß man ihn hochachtet. Sir. 11, 15. K. 39, 15. K. 10, 1—3.

78. Naher Vortheil bringt oft entfernten Schaden.

In einem Dorfe nahe bei der Stadt, war einmal ein Bauer, der hielt sich vier starke Pferde, und hatte ein treffliches Ackergut. Da kamen die Leute aus der Stadt häufig hin, und handelten mit ihm, daß er ihn Lohnfuhren thun sollten. Sie boten ihm viel Geld, und er fieng an zu fahren. Dem Knechte gaben sie Trinkgelder, und ließen ihm manches Glas Wein einschenken, daß er geschwind zufahren sollte. Das gefiel dem Knechte besser, als die Ackerarbeit. Wenn nun nöthig zu pflügen, zu eggen, oder Heu zu fahren war, und es kam eine Lohnfuhr; so rieth der Knecht immer zu, der Herr solle das schöne Geld mitnehmen; es würde wohl schönes Wetter bleiben; zum Pflügen wäre immer Zeit genug. Der Herr hatte schon auf hundert Thaler verdient, und das gefiel ihm auch; er ließ sichs also ferner gefallen. Allein, die Pferde waren oft überjagt worden, wenn der Knecht zu viel getrunken hatte. Nun sollten sie auch alle versäumte Ackerarbeit nachthun. Aber es fiel Regenwetter ein, da verdarb das Heu. Es kam ein früher Winter; da wurden die Aecker zu spät, oder doch nur eilig und schlecht bestellt. Als nun das Frühjahr eintrat, da fielen die Pferde alle nacheinander um. Und wollte der Bauer vier andere haben: so mußte er zu den mit den Lohnfuhren verdienten hundert Thalern noch wohl funfzig aus seinem Vermögen zulegen, und litt doch noch an der künftigen Erndte großen Schaden. Durch Schaden klug gemacht, schaffte er den untreuen Knecht ab, und keiner in der Nachbarschaft wollte ihn wieder annehmen; denn er hatte sich bei den Lohnfuhren das Saufen angewöhnt. Sir. 33, 26.

79. Der durch Unordnung verarmte Bauer.

Ein gewisser Bauer war verarmt, und keiner wußte, wie es zugieng. Da war ein verständiger Mann im Dorfe, der sagte: „Kinder! das will ich euch „wohl sagen. Den Mann hat hauptsächlich der „Lohn an die Handwerksleute zu Grunde gerichtet. „Er mußte beständig Wagnerarbeit kaufen, die war „theuer. Und doch ließ er alles hölzerne Ackerge„schirr in Schnee und Regen auf der Erden stehen „und liegen; das war denn allezeit erstickt und „schadhaft. Lederzeug und Leinen lagen auf dem „Fußboden im Stalle: das fraßen die Mäuse und „Ratten. Die Joche und Stränge ließ er im Fel„de an den Pflügen; die verfaulten in weniger Zeit. „Alles sein Eisengeräth hatte der Rost gefressen, „denn er sah nicht mehr darnach, wenn er es aus „der Hand legte. Dann mußte er ein neues schaf„fen. Und so ist er verarmt.“ — Die Leute gaben dem Manne Recht, und nahmen das Ihrige besser in Acht. Spr. 10, 4. K. 24, 4.

Lerne Ordnung, liebe sie,
Sie erspart dir manche Müh.

Die Ordnung ist des Menschen Zierde,
Wer nicht ein Freund der Ordnung ist,
O! der fühlt keine Ehrbegierde,
Und Kopf und Herz sind bei ihm wüst.

80. Wodurch du sündigest, dadurch wirst du oft gestraft.

Jochen war der Unterthan eines Herrn, der im Kriege diente, und in vielen Jahren nicht nach Hause kam. Die alte Mutter des Herrn wirthschaftete (besorgte die Haushaltung) indeß, und hatte einen Hofbauern, der war Jochens Bruder. Diese beiden Brüder wurden eins, die Herrschaft zu betrügen. Jochen pflügte nemlich alle Jahre, da wo seine Güter an die herrschaftlichen Aecker gränzten,

etwas Land ab, und verrückte die Versteinung, damit man es nicht merken sollte. Auch hatte er eine Wiese, die an eine herrschaftliche Wiese stieß, und rückte den Gränzstein alle Jahre des Nachts um ein paar Schuh weiter in die Herrschaftswiese hinein. Als er aber einst an seinen Wiesen Weiden abstutzte, fiel er mit der Leiter um, und fiel auf den Gränzstein, den er vorher verrückt hatte. Die Rippen waren entzwei, und er litt große Schmerzen. Da ließ er den Prediger kommen, und bekannte ihm die Sache, daß er just auf den verrückten Gränzstein hätte fallen müssen, der sonst nicht da gestanden wäre, wenn er ihn nicht so weit vorgerückt gehabt hätte. Er starb, und der Hofbauer ward hart gestraft. Weish. 11, 17.

Laß den Betrüger immerhin
Im Dunkeln seine That vollziehn.
So kommt sie doch ans Licht.
Der Krug geht ja, wie man wohl spricht,
So lang zum Brunnen, bis er bricht.

81. Fleiß bleibt selten unbelohnt.

Ein Bauer hatte einst vielen Schaden gelitten an seinem Vieh, und brauchte 45 Gulden, um sich wieder Vieh anzuschaffen. In seinem Garten stunden zwei große Aepfelbäume von der Art, die man Borsdorfer nennt, die hatte noch sein Vater gepflanzt. Seit einigen Jahren hatte der Bauer viel Fleiß an die Bäume gewendet, weil einmal der Prediger von dem Nutzen der Obstbäume mit ihm geredet hatte. Er hatte das schlechte Holz ausgehauen, die Raupennester vertilgt, und die Bäume gedünat. In dem Jahre, da es dem Bauer so schlecht gieng, fiengen die Bäume wieder an zu tragen, und brachten über 40 Simri große schöne Aepfel. Sie waren nicht überall gerathen, und deßwegen so theuer, daß der Bauer jedes Simri um 1 fl. 12 kr. verkaufen konnte.

Seht, so halfen ihm ein Paar gut gewartete Bäume, durch Gottes Segen, reichlich aus der Noth. Sir. 11, 23.

82. Die Aufhetzerin.

In einem gewissen Dorfe war eine Frauensperson, die gieng aus einem Hause in's andere, und sagte den Leuten wieder, was der oder die von ihnen geredet hatten. Ehe man sich's versah, erzürnten sich dann die besten Freunde unter einander. Verwandte, Schwiegereltern Brüder und Schwestern, geriethen in die bitterste Feindschaft.

Zankten sich nun erst ein paar Familien: so war sie ihres Gewerbes und Verdienstes gewiß. Denn da wußte sie, durch listige Reden, die Neugier so rege zu machen, daß ihr die einfältigen Leute gaben, was sie forderte, nur um zu erfahren, was ihr Feind von ihnen gesprochen hätte.

Die Bosheit dieser Person blieb lange verschwiegen; denn sie verbot jedwedem, es ja nicht zu sagen, von wem er seine Nachrichten hätte. Endlich kam ein verständiger Prediger in dieses Dorf, der die Art solcher Leute kannte. Er predigte daher oft über die Sache. Und weil er alles so genau beschrieb, wie es solche Leute machten, die beim Aufhetzen und Plaudern ihren Vortheil suchen; so ward aus der Gemeine jemand überzeugt; ging hin zum Prediger, und offenbarte ihm alles. Als dieser es der Obrigkeit meldete, da ward die Aufhetzerin gefangen gesetzt, und mußte drei Tage lang, an jeder Thüre, wo sie Feindschaft angerichtet hatte, schimpfliche Strafe leiden.

Wie die Arbeit, so der Lohn.

Hütet euch vor Ohrenbläsern und Verläumdern.

Glaubt dem nicht, der das Licht scheut. Ps. 15, 3. Sir. 5, 16. 17. Kap. 28, 16. u. f.

83. Der Halsstarrige oder Widerspenstige.

Matz war halsstarrig und wollte sich nicht weisen lassen. Als einst von der Herrschaft die Trauertracht aufgehoben, und der sogenannte Leichtrunk verboten wurde, da traf es, daß eben Matzen eine Tochter starb. Was kümmert es die Herrschaft, sagte Matz, wenn ich mit meinen Leuten schwarze Kleider tragen und einen Leichtrunk geben will? Das ist die letzte Ehre, die man den Verstorbenen erzeigt, und das soll mir kein Trauerverbot wehren! Einige von seinen Verwandten, die klüger waren, stellten ihm zwar vor, daß die Verstorbene von der angeblichen Ehre nichts mehr fühle, daß es die Herrschaft gut meyne; daß das Trauerverbot eine große Wohlthat besonders für Arme sey: daß die Leichtränke sehr beschwerlich und kostbar für die, welche sie halten müssen, und oft auch für die Gäste eckelhaft wären, daß man also froh seyn müsse, nun eine gute Ausrede zu haben — aber alles war vergebens. Matz kaufte Flohr und andere Trauerwaaren, ließ Kuchen in Menge backen, Käse, Butter und Wein im Ueberflusse herbeischaffen, und machte alle Anstalten nach der gewöhnlichen Art. Das erfuhr der Dorfschulze, und stellte ihn darüber zur Rede. Matz aber hörte ihn gar nicht an, sondern schalt ihn sogleich auf das unhöflichste, und schimpfte dabei gewaltig auf die Herrschaft. Am folgenden Tage gieng die Trauer, wie gewöhnlich, von Statten; ein großer Leichentrunk wurde gehalten, und am nächsten Sonntage erschien Matz mit Weib und Kindern, ganz schwarz in der Kirche. Auf einmal aber hatte der Staat ein Ende. Der Schulze zeigte den ganzen Vorgang beim Oberamte an. Matz wurde vorgeladen, und da er beim Oberamte gleichfalls sehr unbescheiden war: so glaubte man desto leichter der Angabe. Matz wurde also an einen Karren geschlossen, und mußte, mit seinem langen Flohr auf dem Hute, 3 Wochen auf einer

öffentlichen Strasse, wo die Dorfsleute täglich vorbei gehen und fahren mußten, bei Wasser und Brod schanzen, dann dem Schulzen abbitten, und viele Unkosten zahlen. Alle die Verwandten, die sich durch ihn hatten verleiten lassen, auch Trauerkleider anzulegen, wurden gleichfalls gestraft, und schalten nun über den Anstifter.

Sey nicht halsstarrig; denn man kann dergleichen Leute bald zwingen, und Unkosten, Schimpf und Schande sind ihr gewöhnlicher Lohn. Spr. 10, 8. Sir. 32, 21.

Eben so halsstarrig betragen sich Manche in Ansehung der abgewürdigten Feiertage. Das Arbeiten an solchen Tagen halten sie für Sünde; aber nicht so den Müssiggang, das Sauffen, das Hazardspiel u. d. gl.

84. Die Communikanten.

So oft Wilhelms Kinder zum Nachtmale gehen wollten, mußten sie zu ihrem Vater ganz alleine kommen; denn Wilhelm ließ sie nie ohne eine väterliche Ermahnung in die Beichte. Da stellte er denn einem jeden seine Fehler vor. Das kann der Prediger nicht so thun, wie ich, dachte er; denn theils weiß er ihre Fehler nicht so genau, theils hat er nicht Zeit, sich mit meinen Kindern allein abzugeben, und diese würden sich überdieß für beschimpft halten, wenn er so mit Fingern auf sie deuten wollte. Hört, Kinder! sagte also Wilhelm; der Mensch nimmt seine Fehler nicht in Einem Tage alle zugleich an, und legt sie auch nicht in Einem Tage auf einmal ab; aber allmählich muß er einen Fehler nach dem andern ablegen, und das geht am leichtesten in der Jugend, und das Nachtmahlgehen kann einen oft darinn sehr unterstützen, wenn man sich nämlich, so oft man dabei erscheinen will, alle seine Unarten vorstellt, und Eine davon abzulegen sich jedesmal vornimmt, und das dem lieben Gott

bei seinem Altare heilig verspricht, und an das Versprechen dann alle Tage im Gebete gedenkt. Ist man mit den wichtigsten Fehlern so ziemlich fertig; so fängt man an, sich zu besinnen, in welcher Tugend man bisher am trägsten und nachlässigsten war, und nimmt sich vor, auch in dem Stücke sich zu bessern, und so wird man allmählich ganz gut, so weit es ein Mensch werden kann. Und hiemit erinnerte er ein jedes seiner Kinder an einen Hauptfehler, den es bisher an sich hatte; stellte ihm das Häßliche und Schädliche dieser Unart vor, und ließ es sich mit Mund und Hand versprechen, von diesem Nachtmahlsgenusse an, den Fehler zu lassen, und ihn dem lieben Gott feyerlich abzubitten. In der Folge erinnerte er seine Kinder an den Verspruch, und mit jedemmahle, da sie zum Nachtmahle giengen, wurden sie besser, und Wilhelm erlebte Freud, und Vergnügen an ihnen.

Dein Mahl stärke kräftig mich,
Jesu, im Vertraun auf dich!
Ach, es lenke meinen Willen,
Dein Gesetz, Herr, zu erfüllen.

Durch Gründe der Religion,
Die Du uns selbst gelehrt,
Werd früh der Geist der Kinder schon
Zu dir, mein Gott, gekehrt.

So waren auch ein Paar Eheleute desselben Dorfs: als sie zum Tische des Herrn gehen wollten, sagte die Frau zu ihrem Manne: „Ach, lieber Mann, „ich bitte dich, vergib mir alles, womit ich dich beleidiget habe!“ Er antwortete: „vergib auch mir! „denn ich vergebe dir von Herzen, und bitte dich, „mich zu erinnern, wer sonst noch etwa über uns „unzufrieden seyn möchte, daß wir hingehen, und „uns versöhnen. Denn Gott vergibt nur denen die „Sünde, die ein liebevolles und versöhnliches Herz „gegen ihren Nächsten haben.“

Und vergib uns unsre Schuld, wie wir denen vergeben, die uns beleidigt haben. Matth. 5 23. 24.

Wenn du deine Gabe auf dem Altar opferst, und wirst daselbst eingedenk, daß dein Bruder etwas wider dich habe: so laß allda vor dem Altar deine Gabe, und geh zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder, und alsdann komm und opfere deine Gabe.

85. Die großmüthigen Soldaten.

Wilhelm und Fritz nahmen einst im Kriege einen feindlichen Officier gefangen, der schwer verwundet war, und sie bat, ihm das Leben zu schenken. „Ihr „Leben ist bei uns sicher," antworteten sie, „denn „wir tödten keinen Gefangenen." Darauf bot er ihnen sein Geld, Uhr, Ring, und was er nur Gutes hatte, wenn sie ihn in Sicherheit brächten, und einen Feldwundarzt herbeischaften, der ihn verbände. Nachdem sie nun alles von ihm genommen hatten, was er nur geben konnte, ohne von Geld oder Kleidung ganz entblößt zu seyn; so zeichneten sie seinen Namen und seine Würde sich auf; trugen ihn in Sicherheit; und schaften einen Wundarzt, der ihn verband. Als man die Verwundeten wegbrachte, da erkundigten sie sich nach dem Orte, wo dieses Officiers Aufenthalt, bis zu seiner Heilung, seyn würde. Kaum hatten sie erfahren, daß er nun vor aller Beraubung sicher, und glücklich angekommen sey! so meldeten sie bei ihrem Obersten, daß sie von einem verwundeten feindlichen Officier so viel an Geld und Kostbarkeiten in Verwahrung genommen, welches sie hiemit ablieferten, mit der Bitte, es diesem Officier wieder zuzustellen. Der Brief gieng ab; und als er ankam, erstaunte der feindliche Officier über die edle uneigennützige Gesinnung dieser gemeinen Soldaten. Mit den größten Lobeserhebungen machte er ihre That bekannt, und schickte ihnen ein ansehnliches Geschenk,

welches sie, weil es freywillig war, annahmen. Bald meldete alle Zeitungen diese Geschichten. Und das Volk, wozu diese Soldaten gehörten, ward durch diese That nicht minder, als durch die gewonnene Schlacht, berühmt und geehrt. Luc. 3, 14.

86. Der Freund in der Noth.

Karl und Fritz mußten beide Soldaten werden. Wie sie nun von Jugend auf sich kannten, und Freunde waren; so setzten sie auch ihre Freundschaft im Soldatenstande fort, und Fritz ward, weil er sich wohl hielt und fertig schreiben und rechnen konnte, bald Unterofficier.

In einem Feldzuge, den sie beide mit einander thaten, ward Karl auf dem Marsch in den Fuß verwundet. Nun hätte er unverbunden auf dem Platze liegen bleiben müssen, wäre vermuthlich in die Hände des Feindes gekommen, und hätte hier sein Leben, seine Gesundheit, oder doch gewiß seine Freiheit verloren, wenn Fritz nicht gewesen wäre. Aber sobald als Fritz sah, was Karln begegnet war, rief er einen Feldarzt, um den Verwundeten zu verbinden; indeß suchte Fritz einen starken Stock, auf welchen Karl sich stützen und zu einem Wagen kommen konnte, der die Verwundeten aufnahm. So war durch Fritzens freundschaftliche Sorgfalt Karl gerettet.

Ein wahrer Freund wird erkannt in der Noth.

Ein Dienst, den kluge Freundschaft leistet, ist mit allem, was man geben kann, in manchen Fällen nicht zu vergleichen. Sir. 6, 14. 15. 16.

87. Vom Unterschied zwischen Muth und Tollkühnheit (Frechheit).

Als einmal im Kriege ein gewisser General bekannt machen ließ, daß: „wer zu einem nöthigen, aber et„was gefährlichen Angriff auf den Feind sich frei„willig angeben würde, doppelte Löhnung erhalte,“

da antworteten die Soldaten: „Wir sind alle Frei„willige, wir bitten nur, daß man uns, wie „uns die Reihe trifft, zum Angriff beordre, „ohne daß wir besondern Lohn erhalten.“

Es geschah. Sie thaten ihre Schuldigkeit, und Gott gab ihnen Sieg.

Kräfte, gesunde Glieder, ja das Leben selbst, in unserm Beruf fürs Vaterland dahingeben, ist Pflicht, und bringt Ruhe und Ehre. Wer aber aus Leichtsinn oder Frechheit ohne Noth sich in Gefahren begiebt, womit soll er sich trösten, wenn es ihm übel geht? Sir. 34, 16. K. 3, 27 28.

Zu Verona, einer berühmten Stadt in Welschland, verursachte einmal der dabei fließende Fluß, den man die Etsche nennt, eine so heftige Ueberschwemmung, daß man alle Augenblicke fürchtete, die steinernen Brücken würden zusammen stürzen. Zum größten Unglücke wohnte ein Zolleinnehmer (Zoller) mit Weib und Kindern in einem Häuschen auf einer dieser Brücken, und hatte sich, ehe das Wasser so groß wurd, nicht geflüchtet. Jetzt war es leider zu spät. Ach! da weinten und jammerten Vater, Mutter und Kinder, und rangen die Hände gegen die Menge Volks, das von Ferne stand, und mit Angst und Beben den Einsturz erwartete. — Da kam ein edler Graf, Namens Spolverini, geritten, der erbarmte sich des Elendes, hielt seinen Beutel empor, und rief: „Zweihundert Dukaten, wer es wagt, die Unglück„lichen zu retten!!“ — Aber da kam kein Mensch, so gern auch jedermann die tausend Gulden verdient hätte; denn alles fürchtete sich vor der grausamen Fluth. Der Graf rief wieder; und siehe! da stieg ein armer Bauersmann in einen kleinen Nachen, (Boot) und fuhr im Namen Gottes hinein. Ob ihn gleich immer die Wellen hin und her schleuderten, und in den Grund stürzen wollten; so kam er doch glücklich an Ort und Stelle. Aber nun war

das Wasser zu stürmisch, und der Nachen zu klein, um alle zugleich zu retten. Dreimal taumelte er sich also durch die Wellen; und dreimal wagte er sein Leben an der einfallenden Brücke; und dreimal half ihm Gott glücklich aus der Gefahr. Kaum war der Zolleinnehmer mit Weib und Kindern in Sicherheit, da stürzten die letzten Trümmer zusammen. — „Komm her, komm her, edler Mann!“ rief freudig der großmüthige Graf, „hier sind deine 200 Dukaten!“ Nein, bester Herr! sprach der Bauersmann: „Für's Geld wag' ich mein Leben „nicht, ob ich gleich arm bin. Da Sie aber ein„mal so großmüthig waren, das Geld zu verspre„chen; so schenken Sie es dem armen Zolleinneh„mer, der Haab und Gut verloren hat.“ So sagte der edle Bauersmann und verlohr sich freudig unter der Menge Volks. Der Graf lief ihm nach, aber vergeblich: niemand konnte ihn mehr ausfindig machen.

War das Muth oder Tollkühnheit?

Am 27sten April 1785 wollte der Herzog Leopold von Braunschweig das nämliche thun, und bei Frankfurt an der Oder arme Leute aus der Wassersgefahr retten; aber er büßte darüber sein theures Leben ein. Viele tausend, tausend Menschen haben ihn beweint, denn er war ein Menschenfreund, und that vorzüglich den Armen viel Gutes. Ihm zu Ehren wird zu Frankfurt an der Oder alljährlich ein Fest in der Soldatenschule gefeiert, die er gestiftet hat.

Wer so sein Leben zum Besten anderer wagt, hat Ruhm und Ehre davon, und Gott wird's ihm lohnen. Wer aber aus Leichtsinn oder Frechheit, ohne Noth, sich in Gefahren begibt, womit soll der sich trösten, wenn's ihm übel geht? Sir. 34, 16. 3, 27. 28.

Was leicht in Krankheit stürzet,
Das Leben leicht verkürzet,

Laß mich mit Sorgfalt fliehn;
Doch auch nicht ängstlich zagen,
Es für die Pflicht zu wagen,
Dieß Leben, daß du mir verliehn.

88. Mäßigkeit.

(Ein Gespräch.)

Lehrer.

Sag mir den kleinen Vers her, den du gestern gelernt hast.

Karl. „Wie thöricht ists, sich vieles nöthig machen,
Das theuer ist, und deß ich nicht bedarf.“

Lehrer. Genug. — Glaubst du auch, Karl, daß es thöricht ist, sich das Unnöthige nöthig zu machen?

Karl. O ja, das glaube ich wohl. Wenn ich z. E. statt Brod, leuter Semmel, Wecken oder Brezeln essen wollte.

Lehrer. Wodurch wird das Unnöthige nöthig?

Karl. Wenn man sich verwöhnt.

Lehrer. Recht. Denn, um bei deinem gegebnen Beispiele zu bleiben, wer lange nur Semmel ißt, dessen Magen wird zu schwach, um gröberes Brod zu verdauen. Weißt du nicht mehr Beispiele?

Karl. Wer das Wasser für kein gutes Getränk hält, und, wenn er trinken will, glaubt, daß es Wein oder Bier seyn müsse.

Lehrer. Oder wer meint: Auf eine jede Mahlzeit gehöre ein Schluck Branntwein, sonst werde sie nicht verdaut ꝛc. Aber ich weiß noch ein Beispiel, wo diese Verwöhnung dem ganzen Nahrungsstande recht schädlich wird. Dieses ist auch bei dem gemeinen Manne, hier und da einreissende Gewohnheit, des Morgens und Nachmittags Kaffee zu trinken.

Karl. Wie? sollte das so schädlich seyn? Ueber Lehrer.

Lehrer. Was gehört zu dem Getränke des Kaffees?

Karl. Heisses Wasser, Zucker, Milch und Kaffee.

Lehrer. Wenn z. E. des Nachmittags Wasser heiß werden soll, was gehört dazu?

Karl. Dazu gehört Feuer.

Lehrer. Also Holz. Wächst die Kaffeebohne hier zu Lande, und das Rohr, woraus der Zucker gemacht wird?

Karl. Nein, sondern in fremden Ländern.

Lehrer. Also, es muß gekauft werden; und das Geld dafür kommt nicht wieder in's Land, und das Land, welches kaufen muß, wird ärmer an Geld. Aber es ist noch ein Schaden dabei. Der Mensch, der sich erst an diese warmen Getränke gewöhnt hat, wird dadurch, daß er sie endlich übermäßig genießen lernt, weil sie wohl schmecken, davon weichlich und schwach. Wenn er nun die mit einer übeln Verdauung verbundenen Plagen fühlt, so sucht er sich vielleicht durch Branntwein zu helfen. Diesen lernt er endlich eben so im Uebermaaße trinken, und wird dadurch denn vollends dumm, und zu allen Geschäften unbrauchbar. Was gehört nicht auch für Zeit, und theures Geschirr, zum Kaffee machen und trinken!

Karl. Und mein Vater spricht, wir Landleute könnten unsere Gerste nicht mehr so gut los werden, als sonst, weil das Bierbrauen in den Städten täglich schlechter gienge.

Lehrer. Deine Bemerkung ist richtig, Karl. Was ist also wahrer, als der kleine Vers, den du zu Anfang sagtest? — Was willst aber denn du daraus lernen?

Karl. Das ich mich an nichts gewöhne, was nicht mit meinem Stande, und mit meiner Ge-

sundheit und mit dem Wohlstande meines Vaterlandes bestehen kann.

Lehrer. Und woran willst du dich denn gewöhnen?

Karl. Ich will mich zur Mäßigkeit gewöhnen.

Lehrer. Was verstehest du unter dem Worte Mäßigkeit?

Karl. Die Enthaltung von allem Unnöthigen und Ueberflüssigen.

Lehrer. Dann mußt du aber Zeitlebens immer trocknes Brod essen, und Wasser trinken.

Karl. Ich glaube nicht, wenn ich etwas angenehmeres habe. Nur muß ich mein Herz nicht so daran hängen, daß ich durch Ermanglung reitzender Speisen und Getränke gleich unglückich werde.

Lehrer. Richtig! Wo wird es denn aber die meiste Ueberwindung kosten, um mäßig zu seyn? Bei Brod und Wasser? oder bei Wein und Bier, Kaffee und guten wohlschmeckenden Speisen?

Karl. Unstreitig bei letztern; denn Brod und Wasser reitzen uns nicht leicht zur Unmäßigkeit; wohl aber Wein und Kaffee und niedliche Eßwaaren.

Lehrer. Also denjenigen nennen wir einen mäßigen Menschen, der nicht nur das Unnöthige gern entbehrt, sondern auch dann, wenn er Ueberfluß hat, des Guten nicht zu viel thut, und sich nicht an den Ueberfluß gewöhnt.

Karl. Dann ist ja wohl auch Mäßigkeit und Selbstverläugnung einerlei?

Lehrer. Ja: in so weit als der Unmäßige sich nie selbst verläugnen, oder seinen Sinnen etwas abschlagen gelernt hat.

Halte Maaß in allen Dingen! Denn auch das Erlaubte wird schädlich durch Uebermaaß.

89. Der gewissenlose Wittwer.

Ein Wittwer hatte zwei Kinder und wollte wieder heirathen, aber keine andere, als eine

reiche Braut. Endlich fand er eine, die ihm mit der Bedingung nehmen wollte, wenn er hundert Thaler baar Geld hätte. Er für sich hatte nun nicht so viel; sondern, um so viel zu erlangen, beschlos er, seine Kinder um einen Theil ihres mütterlichen Vermögens zu betrügen. Das that er, und vergrub, mit Hülfe seiner Braut, des Abends vorher, als er bei dem Waisengerichte Richtigkeit mit seinen Kindern machen, und den Nachlafs seiner verstorbenen Frau beschwören sollte, hinter dem Dorfe einen Beutel mit hundert Thalern. Denn er glaubte thörichter Weise, nun könnte er sicher schwören; dafs er nichts mehr hätte als was er angäbe, weil er doch nichts mehr im Hause hätte. Aber als er geschworen hatte, und nun sein Geld wieder holen und Verlöbnifs halten wollte, da war das Geld fort, denn ein in der Nähe liegender Bettler hatte zugesehen, und war des Nachts mit dem Gelde davon gegangen: Er lief eiligst zu seiner Braut, und glaubte, sie hätte es im Sherz weggenommen; als sie es aber läugnete, ward er unwillig, und sie geriethen in den heftigsten Streit, der sich mit grofser Verbitterung endigte, sie wollte ihn nun nicht heirathen, sondern verklagte ihn, weil er sie eine Diebin gescholten und sogar geschlagen hatte; er aber ward, als die That bekannt wurde, wie ein meineidiger Betrüger, und sie als eine Theilnehmerin an dem Betruge, gestraft.

Geitz führt zu Lastern.

Den Geitz lafs ferne von mir seyn,
Die Wurzel alles Bösen.
Von Unruh und Gewissenpein
Kann Reichthum nicht erlösen.
Er nützet mir im Tode nichts.

Und kann am Tage des Gerichts
Nicht meine Seele retten.
1 Tim. 6, 10. Matth. 16, 26.

Unrecht Gut gedeihet nicht.

Sey redlich, sey getreu der Pflicht
Gerechtes Gut nur zu erwerben;
Denn Unrecht Gut gedeihet nicht,
Kommt selten auf den dritten Erben.

Wer Unrecht säet, wird Mühe und Verdruſs ärnten. Sir. 19, 19. 21, 2. 3. 20. 25.

90. Die Stiefmutter.

Luise heirathete einen Wittwer mit drei kleinen Kindern. An ihrem Hochzeittage betete sie zu Gott und sprach: „Ach Herr mein Gott! das Schicksal „aller Menschen kommt auf deinen Willen an. Ich „soll die Gehülfinn eines Mannes werden in„dem ich an die Stelle der verstorbenen Frau trete, „auch soll ich ihre Pflichten übernehmen, und Mut„ter dieser armen verlassenen Kinder werden. Es „mag dieses aber wohl eine schwere Sache seyn: „— Doch ich gelobe und verspreche es dir, du all„wissender Gott, weil ich heute den aufrichtigen „Vorsatz dazu habe: alle Tage meines Lebens will „ich mich an diesen Vorsatz erinnern; hilf mir, o „Gott, daß ich ihn vollbringe!“

Als sie aufstund, nahm sie das rothe Band, mit dem sie als Braut aufgeputzt war, knüpfte es an ihr Bette, und sagte zu sich selbst: „So oft ich „dieses Band sehen werde, will ich mich meines „guten Vorsatzes erinnern.“

Sie lebte zu ihres Mannes Freude, behandelte ihre Stiefkinder mütterlich, und brachte Glück und Segen über ihr Haus.

Was dir zu merken wichtig ist, daran erinnere dich durch Denkzeichen. 5 Mos. 6, 6—8.

Eine gute Stiefmutter, sonderlich wenn sie selbst Kinder hat, ist doppelter Ehren werth, weil

es ihr viel Mühe kostet, zwischen ihren eigenen und ihres Mannes Kindern die nöthige Unpartheilichkeit zu behaupten, und gerecht zu handeln.

91. Die schlimme Frau.

Lucie war so mißgünstig, daß sie sich selbst nicht sat aß, und auch nicht leiden mochte, daß jemand in ihrem Hause satt wurde. Sie buck (backte) solches Brod, daß es keiner essen oder verdauen konnte, damit es desto länger halten mochte. Das Zeug wurde nicht oft genug gewaschen, weil sie fürchtete, es möchte Seife kosten und dünne gerieben werden. Ihre Kinder sollten, um das Schulgeld zu sparen, nicht in die Schule gehen. Ihrem etwas schwächlichen Manne begegnete sie hart, und kränkte ihn mit beständigem Schelten und Lermen, wenn er etwa den Schimmel vom Brode schabte, bevor er es aufschnitt; oder eines Dienstboten sich annahm, dem offenbar Unrecht geschah. Wenn sie Korn maß zur Saat, so strich sie es immer wieder halb aus der Simri, und betrog damit ihren eigenen Acker. Kurz, es war eine recht schlimme Frau.

Einsmals kam ein Aschenhändler zu ihr, und sie verhandelte ihm alle ihre Asche. Damit aber der Mann doch diejenige nicht bekäme, welche eben auf dem Heerde lag: so raffte sie dieselbe eiligst zusammen, und schüttete sie in eine Bodenkammer (Bühnekammer). In der Asche war eine Kohle, die faßte Glut, und in wenigen Stunden brannte ihr Haus lichterloh. Eine Magd hatte sie sehen die Asche verstecken, diese gab es bei dem Schulzen an, und Lucie war auf einige Zeit zu schwerer Strafe gezogen.

Es müsse böser Geitz stets ferne von uns seyn!
Ich will von meinem Glück auch andre gern erfreun!
Und wenn ich mehr, als sie, von Gott empfangen habe,
So stärke dieß mein Herz zu jeder milden Gabe.
Jac. 5, 4. Ebr. 13, 5. 1 Tim., 12. Sirach 14, 4. 5.

92. Die Lerche. Eine Fabel.

Als einsmals das Korn reifte, und seine vollen Aehren sich zu zeigen anfiengen, da sprach eine Feldlerche zu ihren noch unbefiederten Jungen:

„Bald wird man erndten, und wir müssen uns „um bessere Sicherheit bekümmern. — Darum „gebt wohl acht, was gesprochen wird, wenn „der Herr die Erndte besieht, und sagt mirs, „wenn ich vom Bache zurück komme.

Die alte Lerche flog fort. Indeß kam der Herr mit seinem Sohne, das Korn zu besehen. „Sieh, mein „Sohn!“ sprach er, „das Korn ist ja schon reif. — „Was verschieben wir länger die Erndte? — Geh „du eilends hin zu unsern Freunden, und bitte sie, „daß sie morgen früh kommen, und uns erndten „helfen.“

Als die alte Lerche zurück kam, da schlugen die Kleinen ihre Flügelchen zusammen, und meldeten mit Zittern die bevorstehende Gefahr.

„Seyd ruhig, Kinder,“ antwortete die Alte. „Die Freunde drängen sich eben nicht nach Ar„beit und Mühe. Genug, morgen wird nicht „geerndtet. Gebt nur ferner acht, was gespro„chen wird.“

Am andern Tage flog sie wieder, wie gewöhnlich, zum Wasser. Die Sonne schien schon heiß und der Herr, der lange vergebens auf die Freunde gewartet hatte, rief endlich seinem Sohne, und sprach: „Das sind schlimme Zauderer, unsere Freunde! „oder sie kommen wohl gar nicht. — Lauf du lie„ber hin und sag es deinen Schwägern und Vet„tern, daß sie morgen früh her kommen, und „uns helfen.“

Als die alte Lerche wieder kam, da war neue und größere Furcht bei den Jungen. „Nun hat „der Herr,“ riefen sie, „zu den Schwägern und „Vettern geschickt. — Ach Mutter, eilet, bringt „uns fort, sonst erndten sie, und greifen uns.“

„Die Vettern und Schwäger," antworteten die alte Lerche, „die vertreiben uns auch noch nicht! „Noch hats keine Noth"

Und in der That, als der dritte Morgen erschien, da kam weder Vetter noch Schwager.

Nun war der Herr des Korns ungeduldig, rief seinem Sohne und sprach: „Nein das ist zu toll! „verlasse sich ja keiner auf Andere! Geh hin, mein „Sohn! und hole dir eine Sichel, und mir eine. „Wir wollen selbst daran gehen, sonst fällt das Korn „noch gar aus, wenn es länger steht."

Als die alte Lerche dieses hörte, sprach sie: „Nun, Kinder, ist nicht länger zu warten — „Jetzt wird es Ernst."

Und darauf eilte sie mit ihren Jungen in die nächste Gerste, die noch grün war.

In solche Fabeln kleideten die Weisen vor Alters manche gute Lehren ein, um sie angenehmer und dem Gedächtnisse behaltbarer zu machen. Eine solche Fabel ist unter andern in der Bibel, die vom Dornstrauche, im Buche der Richter, Kap. 9, 8. ꝛc. auch 2. Sam. 12, 1—4. s. S. 160. Das gewöhnliche Kennzeichen dieser Erzählungen, die man Fabeln nennt, ist, daß darinn solche Dinge, die weder so, wie die Menschen denken, noch reden können, doch als redend eingeführt werden.

93. Glückseligkeit.

Michel war stets seufzend, unzufrieden und mürrisch; obgleich ausser ihm kein Mensch finden konnte, daß er es eben zu seyn Ursache hatte. Das kam aber daher; er sah immer auf das, was ihm fehlte; niemals aber auf das, was er hatte, und zerarbeitete sich beständig, um Mittel zur Glückseligkeit anzuschaffen, ohne jemals den Zweck selbst, nemlich Glückseligkeit, zu geniessen. Als er nun auch einst gegen Wilhelm klagte, da brachte dieser ihn darüber zur bessern Erkenntniß, durch folgendes

Gleichniß: „Lieber Nachbar,“ sprach Wilhelm, „wir wollen einmal die Glückseligkeit, oder das „Glücklichseyn, uns als ein Haus, das einer bauen „wollte, vorstellen. Wie nun der, der da stets „Kalch, Sand, Holz und Steine zusammen fährt, „aber nicht wirklich bauet, dadurch noch „kein Haus erhält, so wird auch der nicht glücklich, „der blos Mittel zur Glückseligkeit anschaft, das „ist, viel gutes lieset und lernt, viel Güter er„wirbt, und hat; aber sich selbst nicht glücklich „dadurch macht.“

Michel verstand Wilhelmen noch nicht recht. Er fragte also, „was denn Glückseligkeit eigentlich wäre?“ — „Glückseligkeit oder Glücklichseyn “ sagte Wilhelm, „ist mehrentheils der Widerschein von „der Freude, die man andern gemacht hat, oder „machen wollte. Thue Gutes, weil du Gott und „deine Mitmenschen liebst; hilf, wo du kannst, mit „Rath und That; mache, daß von deinetwegen „des Guten mehr, und des Bösen weniger in der „Welt werde: so wirst du glücklich seyn können.“ Und dann

Genieße, was dir Gott beschieden;
Entbehre froh, was du nicht hast.
Wie jeder Stand hat seinen Frieden,
So hat auch jeder seine Last.
Durch Murren wächst nur unser Leiden;
Fürwahr es mindert keine Noth!
Sey froh, und danke Gott mit Freuden
Für Wasser und für trocknes Brod!

94. Der zufriedne Hausvater.

Als in den ersten mühsamen Jahren seiner Wirthschaft, Wilhelm mit seiner Frau und Kindern sich sehr genau behelfen mußte; das pflegte Wilhelm durch seine Fröhlichkeit und Vertrauen auf Gott sein ganzes Haus zu erbauen. Wenn er vor dem Tische als Hausvater betete, wählte er immer solche Sprüche der Bibel, die ermuntern und trösten

konnten. Eins von seinen Gebeten war folgendes: „Herr Gott! der du oft mit Wenigem Viele satt „machtest, und wo zwei oder drei von deinen Kin„dern versammlet sind, mitten unter ihnen bist; „erhöre mein Gebet! Segne uns die Speise, diese „Gottesgabe — daß sie uns gedeihe zum from„men und arbeitsamen Leben!“ Als einmal theure Zeit war, da hatte Wilhelm nicht viel, aber andere hatten doch noch weniger; dann sorgte er, daß auch die Armen Theil an der Mahlzeit hätten. Sollten wird nicht leben können, sprach er zuweilen zu seiner Frau, und Kindern, „wenn wir „auch einmal nicht ganz satt würden? Wir wol„len lieber denen geben, die noch gar nicht ge„gessen haben.“ Dann trugen die Kinder mit Freuden die Speise den Armen hin. — Aber Segen und Gedeihen war in Wilhelms Hause. Luc. 12, 33. 34. 1 Tim. 6, 6—8.

95. Die Insel Terra.

Auf der Insel Terra waren viele Einwohner; aber sie waren sehr unwissend, und entweder mit dem gröbsten Aberglauben, oder mit einer Gemühtsart behaftet, vermöge deren sie an allem zweifelten und sich nie recht beruhigen konnten.

Mit diesen Einwohnern hatte es diese besondere Bewandniß, daß sie nicht beständig auf dieser Insel bleiben konnten, sondern alle, nach einiger Zeit, der eine früh, der andere spät, nach dem Willen des Königs, in andere Inseln versetzt wurden. Und bei dieser Versetzung kam ihr Glück darauf an, wie sie sich auf der Insel Terra betragen, und wenn sie sich zu der Zeit ihrer Versetzung tüchtig und brauchbar befunden. Es mußte also diesen Leuten sehr viel daran gelegen seyn, zu wissen, was ihr König von ihnen forderte. Und daher war es denn auch kein kleines Unglück für sie, daß keiner eigentlich wußte, wie er es seinem Könige recht machen

sollte, weil dessen böse Statthalter bald dieses, bald jenes, und oft ganz widersprechende Dinge, von ihm, seinen Gesinnungen, und seinem Willen, bekannt machten. Wenn sie denn das Volk mit der Nachricht von der Ungnade des Königs erst geschreckt hatten; so erfanden sie allerlei kostbare Versöhnungsmittel, womit sie ihren Eigennutz und Stolz, nicht aber den König befriedigten. Als aber die Noth groß wurde, und einige im Volke, der vielen Widersprüche wegen, schon zu zweifeln anfiengen, ob sie auch wirklich einen König hätten — (der doch, guter Ursachen wegen, dem Volke sich nicht selbst zeigen konnte;) da begab sich, aus Mitleiden, der Sohn des Königs selbst nach dieser Insel, und belehrte, von ihnen völlig unerkannt, die Einwohner, was eigentlich seines Vaters Wille sey, und wie sie handeln müßten, um seiner beständigen Gnade, und der gewissen Verbesserung ihres Zustandes bei ihrer Versetzung, versichert zu bleiben.

Anfänglich wollte diesem Königssohne nicht sogleich jemand glauben. Aber da ihm sein Vater die Erlaubniß gegeben hatte, über alle seine Schätze zu gebieten, und sich derselben in jedem nöthigen Falle frei zu bedienen: so verschaffte seine ungewöhnliche Wohlthätigkeit gegen die Nothleidenden ihm bald eine große Liebe bei dem gemeinen Volke, davon einige beständig ihn begleiteten. Nur die Reichen, die an der Regierung Theil nahmen, und das Volk zu lehren bestellt waren, (einige wenige Verständige darunter ausgenommen) verachteten ihn, und spotteten der geringen Gestalt, worunter er seine Hoheit versteckte. Doch als sie sahen, daß ein großes Aufsehen seinetwegen entstand, und als das Volk in seinen Lehren und Vorschriften mehr Nützliches und Vernunftmäßiges fand, als in den ihrigen; fiengen sie an, diesen gutthätigen und menschenfreundlichen Königssohn für eine gefährliche,

und durchaus nicht zu duldende Person auszugeben. Sonderlich aber haßten sie ihn deßwegen, weil das Volk ihren einträglichen Betrügereien, nachdem es über die Gesinnungen des Königs besser belehrt war, künftig nicht mehr, wie sonst, glauben würde. —

Sie legten also dem Königssohne verfängliche Fragen vor, ob er sich etwa versprechen möchte, damit sie, mit einigem Scheine, ihn gefangen setzen könnten.

Aber er blieb wohlthätig und weise. Sie hingegen, ob sie gleich am Ende von ihm selbst seine Würde vernahmen — (welche sie ohnehin aus dem, was er that, hätten vermuthen können) — wurden so erbittert, und durch Verzweiflung so geblendet, daß sie nicht eher ruhten, als bis sie ihn auf eine schmerzliche Art hatten hinrichten lassen.

Das Uebrige dieser Geschichte will ich ein andermal erzählen.

Man nennt eine solche Erzählung einer wichtigen Sache mit andern Worten, um sie einleuchtender zu machen, ein Gleichniß.

96. Die Schatzgräberei.

Ein Bauer hinterließ ein schönes Ackergut, und nur einen Sohn.

Als der Vater noch lebte, vermahnte er den Sohn oft zur Arbeit, und sagte: „Hans, wer fleißig „arbeitet, der hat Brod; aber der Faule muß dar„ben.“ Doch Hans gieng lieber in die Schenke, (Wirthshaus) und hörte gern was Neues. Als der Vater todt war, da that Hans vollends gar keine Ackerarbeit mehr; sondern kam nicht eher aus der Schenke weg, als bis er nach Hause zu Bette gieng. Einst kam ein Bergmann in die Schenke, ein listiger Betrüger. Hans sprach und trank mit ihm. Da merkte denn der Bergmann bald, daß Hans dumm und unwissend sey. Er fieng also vom Schatzgraben zu reden an, und rühmte, daß er

verschiedene Schätze wüßte. Das gefiel Hansen wohl. Er bezahlte einen Krug Bier nach dem andern für den Bergmann, und beim Trunk wurden sie recht vertraut. Da erfuhr Hans vom Bergmann, daß im nächsten Wäldchen ein Schatz stünde. „Bruder,“ sagte der Bauer, „wenn du ihn weißt, warum „hast du ihn denn nicht schon gehoben?“ „Ja,“ sagte der Bergmann, „das geht nicht sogleich. — „Ich bin arm — Wenn ich drei und dreißig Gul„den, drei Groschen drei Pfenninge in Gold, Sil„ber, und Kupfergeld hätte, womit ich den Schatz „herauslocken könnte; dann wollte ich ihn gleich haben.“ „Bruder,“ rief Hans voller Freuden, „so viel habe ich eben in der Tasche, und wohl „mehr. Ich habe heute ein Pferd verkauft. — „Drei Karoline, drei Silbergroschen, und ein Ku„pferdreier. — Nicht wahr, das macht drei und „dreißig Gulden, drei Groschen, drei Pfenninge, „und ist dreierlei Geld?“ „Gut,“ sagte der Bergmann, „um zwölf Uhr in der Nacht gehen wir „hin, und du sollst die Hälfte vom Schatz haben, „weil du das Geld hergiebst.“ Sie giengen also hin in den Wald. Der Bergmann nahm die drei und dreißig Gulden, drei Groschen, drei Pfenninge in Empfang, stellte Hansen an einen Eichbaum, und verbot ihm bei Lebensgefahr, zu reden; gebot ihm dagegen, dort drei Stunden still zu stehen. Indeß der Bauer still stand, so gieng der Bergmann mit dem Gelde über die Grenze und davon. Am Morgen kam der betrogene Bauer, der lange gefroren und gewartet hatte, zu Hause. Und wem er sein Unglück erzählte, der lachte ihn aus.

Jeder Mensch hat eine Kraft zu glauben. Aber nur das Glaubwürdige verdient, daß man es glaube.

97. Er hatte sich in der Ursache geirrt.

„Wenn ich nur einen Lappen von einem Gehenk„ten hätte, um meine Pferde damit täglich abzu-

„wischen; dann sollten sie schon zunehmen und ge„deihen.“ So sprach Fritz zu einem verständigen Herrn, bei dem er eben als Knecht in Dienste gekommen war. Als ihm nun der Herr dieses widerlegte; so führte Fritz das Beispiel von einem Knecht in dem Dorfe an, wo er zu Hause gehörte. Dieser Knecht, erzählte Fritz, wäre auch zu einem Zug (Gespann) magerer Pferde gekommen; aber er sei bald des Nachts zu einem Galgen gelaufen, und habe dort den Gehenkten einen Lappen abgerissen; und als er damit die Pferde täglich abgewischt, so wären sie, zur Verwunderung aller Leute, immer kräftiger und fleischiger geworden. „Also meinst du, Fritz,“ sprach der Herr, „daß wirklich bloß der Lappen vom Gehenkten die Pferde fett gemacht habe?“

Fritz. Ja, Herr, was sonst? Vorher waren sie so schlecht, daß sie nicht gehen konnten.

Herr. Wenn du willst, so will ich dir von dieser thörichten Meinung helfen. Antworte nur auf meine Fragen. Hatte der Knecht, den den Lappen des Nachts vom Galgen holte, seine Pferde lieb?

Fritz. Ja, Herr. Sonst würde er sich die Mühe nicht gegeben haben.

Herr. Wer die Pferde liebt, und wünscht, daß sie zunehmen sollen, läßt der sie etwann auch hungern und dürsten? oder überjagt er sie? oder ladet mehr auf, als sie ziehen können — oder giebt er ihnen unreines schlechtes Futter, oder zur Unzeit, wenn es ihnen schadet — oder läßt er sie ungeputzt auf unreiner Streu in ihrem Miste verderben?

Fritz. Nein, Herr, das wäre ein schlechter Knecht.

Herr. Da nun der Knecht, von dem du sagtest: er hätte sich nicht gescheut, aus Liebe zu seinen Pferden, des Nachts vom Gehenkten heimlich einen Lappen zu holen, damit eine so große Probe

seiner Liebe zu den Pferden gab, meinst du, daß er nicht auch an diese leichtern Stücke werde Fleiß gewendet haben? Und wenn das ist, was ist natürlicher, als daß die Pferde, die bei dem vorigen Knecht, der vermuthlich keine Liebe zu seinem Vieh trug, abgenommen hatten, bei diesem Knechte, der sie so gern emporbringen wollte, wieder in Aufnahme gekommen sind? Gewiß, Fritz, der Lappen half weiter nichts, als daß er den Vorsatz des Knechts bewieß und bestätigte, nemlich seine magern Pferde durch alle nur mögliche Mittel wieder zu Fleisch und Kräften zu bringen.

Fritz. Herr, Ihr werdet wohl Recht haben. Aber in meinem Dorfe glaubten alle Leute, daß es der Lappen gethan hätte.

Was der Mensch recht ernstlich will, das richtet er auch aus, wenn er kann. Wenn man nun vielerley Mittel zugleich braucht, und es erfolgt, was man wünscht, so ist's ein gewöhnlicher Fehler der meisten Menschen, daß sie dem unwahrscheinlichsten Mittel, wenn es nur etwas besonders an sich hat, — diesen Erfolg zuschreiben. Das heißt, sie nehmen etwas für die Ursache einer Wirkung an, die es weder ist, noch sein kann.

Wenn ich wollte, was ich sollte,
Könnt' ich Alles, was ich wollte!

98. Ein Wettergespräch.

„Nun hat sich endlich der Wind gedreht. Die Fahne „steht vom Morgen! sagte ein Sohn zu seinem Vater, nach einem lang anhaltenden Regen.

Vater. Und was soll denn das bedeuten?

Sohn. Schön Wetter.

Vater. Warum soll denn aber gerade jetzt schön Wetter kommen, da der Wind vom Morgen weht?

Sohn. Die Erfahrung lehrt es eben.

Vater. Weißt du nicht mehr, wie kluge Leute fragen sollen?

Sohn. Ja, lieber Vater! Ihr habt mich's erst vor kurzem gelehrt. Man soll fragen: Wie? Wann? Wo? Warum? Wozu? und Wodurch?

Vater. Und doch hast du hier das Warum? vergessen.

Sohn. O sagt mirs, lieber Vater; Warum gerade schön Wetter kommt, wenn der Wind von Osten weht?

Vater. Weißt du denn, wo Regen, Schnee und Hagel herkommen?

Sohn. O ja. Aus den Wolken. Schnee ist gefrorner Staubregen, und Hagel ist tropfenweis gefrorner Regen, weil die obere Luft im Sommer oft eiskalt ist, so daß es einen auf sehr hohen Bergen in den Hundstagen oft frieren soll, wie unser Lehrer sagt.

Vater. Wo kommt denn aber das Wasser her, das über uns Wolken macht?

Sohn. Aus der Erde steigt es auf, wie der Dampf aus einem siedenden Topfe (Hafen).

Vater. Richtig! Und wenn dann in der Luft solche Dünste dicht an einander kommen, und mehrere so ganz kleine Dunsttröpfchen zusammen rinnen und zu schwer werden, was geschieht dann?

Sohn. Es regnet.

Vater. Sag mir nun auch: wo glaubst du wohl, daß die meisten Dünste in die Höhe steigen: aus dem trocknen Lande, oder aus dem Wasser?

Sohn. Ganz natürlich aus dem Wasser. Das sieht man ja an Flüssen und Seen, vorzüglich des Morgens und Abends.

Vater. Wie nennt man nun die größten Wasser auf unserm Erdboden?

Sohn. Die See, oder das Meer.

Vater. Weißt du mir zu sagen, wo das Meer am weitesten von uns entfernt ist?

Sohn. Das weiß ich nun nicht; aber doch glaube ich gegen Morgen; denn nun merk' ich schon, wo es hinaus will.

Vater. Nun was merkst du denn?

Sohn. Wo uns das Meer am nächsten ist, da können auch die Wolken, die daraus aufsteigen, am leichtesten und geschwindesten zu uns getrieben werden, wenn der Wind von da her kommt: wo aber die See am weitesten weg ist, da kommen die Wolken nicht so leicht zu uns, weil sie schon unter Wegs nieder regnen.

Vater. Getroffen! Gegen Morgen liegt uns Ungarn, Polen, Rußland und der größte Theil Asiens. Bis über diese ungeheuren Länder die Seewolken zu uns kommen, hält es ungemein schwer, und das, was Flüsse und das trockne Land ausdünsten, ist von keiner so großen Bedeutung, als die Ausdünstung der offenbaren See.

Sohn. Das freut mich aber, lieber Vater, daß ich nun wieder etwas weiß, woran ich zeitlebens nicht gedacht habe.

Vater. Künftig vergiß also nirgends deine Fragen, und erforsche überall, wo es möglich ist, Ursache und Wirkung.

99. Der Bibelleser.

Wilhelm sprach oft zu seinen Kindern: „Lieben Kinder, wenn ihr rechten Nutzen davon haben wollt, daß ihr in der Bibel leset; so denkt vorher daran, ob ihr das, was ihr darin geboten findet, auch thun, und das darin Verbotene auch lassen wollet. In den Sprüchen Salomonis und dem Buche, das Sirach geschrieben hat, sind z. E. viele Regeln zur wahren Weisheit gegeben, die ihr leicht verstehen könnt; desgleichen in den Psalmen. Und im neuen Testamente, welches euch, als Christen, besonders angeht, sehet hauptsächlich auf die Stellen, wornach ihr euer Leben anrichten müsset, und leset die Bibel ja nicht blos zum Zeitvertreibe, sondern immer mit dem Gedanken: „Was muß ich thun, daß ich gut „und selig, das ist, dauerhafter, ewiger Glückseligkeit fähig werde? Was hat Gott durch Chri-

„um gethan, daß ich das eine wie das andere „werden kann? Und was für Trost und Bei„stand verspricht mir Gott in seinem Worte, „wenn ich aufrichtig und redlich nach dem, was „gut ist, trachte, oder fromm werden will, als „wodurch ich allein selig werden kann?“ Was „ihr aber von Dingen, die euch angehen, nicht „versteht, darüber fragt euren Lehrer.“

Und Wilhelms Kinder gehorchten ihrem verständigen Vater, und wurden gute nützliche Menschen.

Durch verständiges Lesen und Betrachten der in der Bibel enthaltenen Wahrheiten, soll der Mensch besser, das ist, züchtig, gerecht und gottselig werden lernen, auf daß er zeitlich und ewig glücklich werden könne. Denn der Lasterhafte, oder der das Unrecht liebt, kann nicht glücklich seyn, noch werden, so lange er in demselben Zustande bleibt.

100. Der Zuhörer, wie er seyn soll.

Wenn Wilhelm wußte, daß den Tag gepredigt wurde, so pflegte er eine halbe Stunde vorher, ehe die Predigt anfieng, sich von allen Geschäften zu entfernen, etwa die Epistel und das Evangelium durchzulesen; und darüber nachzudenken. Wenn er zur Kirche gieng, dann vermied er allerlei Geschwäz von Neuigkeiten vor der Kirchthüre, und gieng deswegen nicht eher, als bis es eben Zeit war. Nun war sein Gemüth vorbereitet und er war begierig zu wissen, was über die Worte, deren Inhalt er, nach dem Maaße seiner Einsichten, sich schon selbst ausgelegt hatte der Prediger ihm noch für bessere Erkenntniß schaffen würde. In der Predigt schlief er nicht, oder hatte etwa fremde Gedanken: sondern er war beständig bemüht, mit dem Prediger fort zu denken. Und daher kam es nun, daß er so viel aus der Predigt merken, und nachher sie mit seinen Kindern wieder-

holen konnte Davon aber hatte nicht allein er selbst, sondern sein ganzes Haus wahren Vortheil. Denn seine Kinder vergaßen Gottes und seiner Gebote nicht, und sein Gesinde wurde treu und gewissenhaft. Pred. Sal. 4, 17. Jac. 1, 22—25.

101. Anton.

Anton meinte es gut, aber es fehlte ihm an Klugheit. Er sprach oft wieder das Böse; meistens aber zur Unzeit, und wenn ihn niemand hören wollte, oder die Leute gar ihn deßhalb verhöhnten. Und wenn er dann in Eifer gerieth, dann fehlte es gar sehr an der Wahl der Worte. Also brachten seine sonst guten Lehren wenig Frucht, sondern ihm nur Verdruß. Einst klagte er gegen Wilhelm, wie es ihm in diesem Stücke gienge; und dieser belehrte ihn durch folgendes Gleichniß:

„Lieber Anton: es ist mit guten Lehren, wie mit „gutem Saamen. Ein kluger Säemann wirft die„sen nicht blos nur hin, sondern er bereitet zuvor „sein Land, und gibt Acht, ob es auch in dem „Stande sich befinde, mit Vortheil besäet zu wer„den. Denn wenn dieses nicht ist, so mag der „Saame noch so köstlich seyn, er wird wenig Frucht „bringen. Und deswegen schickt sich zum Säemann „nicht ein jeder im Dorfe. So auch, wenn man „andere belehren oder bessern will. — Es gehört „viele Klugheit dazu, die Gelegenheiten und Um„stände wohl zu prüfen und nutzen. Wer dazu „keine Gaben hat, der beßre lieber bloß sich selbst. Spr. 23, 9. Jac. 3, 1. Matth. 7, 6.

102. Die Wiedererstattung.

Ein Verwalter, der durch falsche Rechnungen seinen Herrn um viel Geld betrogen hatte, verfiel in eine schmerzliche und gefährliche Krankheit. Da wachte sein Gewissen in den langen schlaflosen Näch-

ten auf. Er wußte vor Angst nicht zu bleiben. Endlich ließ er den Prediger rufen, und bekannte ihm, was er gethan hatte. Der Prediger, ein verständiger Mann, sagte ihm, daß er nicht eher Trost erlangen könnte, bis er sein verübtes Unrecht, so viel an ihm wäre, wieder gut gemacht, und das gestohlne Gut seinem Herrn wieder gegeben hätte. „Wenn ich das thue," sagte der Kranke, „so werd ich zu Schanden vor aller Welt, und „meine unschuldige Frau und Kinder müssen betteln. „Wer Unrecht thut, dem gebührt Schande, antwortete der Prediger, und wenn eine seyn „muß, so ist's besser, hier zu Schanden werden, „als dort. Thun Sie wenigstens von nun an Ihre „Pflicht, da Sie dieselbe nicht eher gethan haben; „geben Sie ein gutes Exempel und überlassen es „dann Gott, die Ihrigen zu versorgen." Der Kranke war dieser Ermahnung gehorsam, und der Prediger empfieng von ihm das Geld, um es dem Herrn mit der demüthigen Bitte zuzustellen, ihm seine schlechte Handlung um Gottes willen zu vergeben. Der Herr nahm das Geld, und ließ dem Kranken seine herzliche Verzeihung versichern, der nun getröstet und ruhig starb. Nach seinem Tode schenkte der rechtschaffene Herr dieses Geld den Hinterbliebenen; und nun hatte Gott für das Glück vieler Personen gesorgt. Ein Sünder hatte einen starken Beweis seiner aufrichtigen Besserung, und ein sehr gutes Beispiel gegeben. Der Herr hatte christliche Wohlthätigkeit bewiesen. Und die durch des Sterbenden Wiedererstattung verarmte Familie genoß nun, durch des Herrn Gnade, mit Recht und im Segen ein Gut, welches ihr sonst, auch wenn es verschwiegen geblieben wäre, als ein ungerechtes Gut, doch nur Fluch und Unsegen gebracht hätte. 2. Mos. 22, 5—7. Luc. 19, 8.

103. Der Herr kommt.

Hans und Michel zankten sich bey der Arbeit, und nachdem sie sich mit vielen Schimpfwörtern zum Zorne gereitzt hatten, wollten sie sich auch schlagen. Aber indem sie schon die Hände gegen einander aufhoben, kam ihr Herr ihnen zu Gesichte. Sogleich hatte der Streit ein Ende, und ein jeder gieng still zu seinem Geschäfte.

So wie hier der blose Gedanke: „was wird „dein liebreicher Herr von deiner Handlung „urtheilen?“ den Ausbrüchen einer der heftigsten Leidenschaften augenblicklich Einhalt that: so vermag es gewifs auch, bei allen Gelegenheiten zur Ausübung einer Sünde, der Gedanke an den alles wissenden, und allenthalben gegenwärtigen Gott.

Gottes vergessen, ist die wahre Ursache der Sünde.

Sagt also niemals: die Verführung war mir zu stark, die Versuchung zu unüberwindlich. — Gott hat mich fallen lassen. — Der Teufel verblendete, verleitete mich. — Bekennt vielmehr: Ich dachte nicht an Gott; ich glaubte nicht, dafs Gott denen, die ihn suchen, das ist, die aus Liebe zu ihm das Gute thun und das Böse lassen, ein Vergelter seyn werde; ich hatte nicht genug Fleifs daran gewendet, mit Gottes Wort im voraus meine Seele zu nähren und zu stärken; ich hatte dessen Erklärung in der Predigt versäumt; den Umgang der guten Menschen vermieden, die Gesellschaft der Bösen und Leichtsinnigen aber gesucht; ich glaube nicht, dafs es nöthig sey, mich selbst kennen zu lernen, und zu welcher Art Sünden ich am meisten geneigt sey; am wenigsten hatte ich mir Mühe gegeben, bösen Gedanken zu

widerstehen und böser Gewohnheiten los zu werden. Hätte ich das eher und lange genug geglaubt und gethan; gewiſs, mich hätte weder ein Mench noch ein Geist zum Bösen verführen können. Pſ. 50. 22. Jac. 1, 13. 14. Sir. 23, 26 — 29.

104. Vom glauben und nicht glauben. (Ein Geſpräch).

Der Lehrer.

Wenn einem Reiſenden, der bei eintretender Nacht und in einem unſichern Lande ſich verirrt hätte, jemand begegnete, der ſich des Verirrten erbarmte, ſo, daß er ihm nicht allein den rechten Weg ſagte, ſondern ihn auch ſelbſt darauf brächte, was müßte der Verirrte billig thun?

Der Schüler. Ihm danken, und den gewieſenen Weg betreten.

Lehrer. Aber bald wieder den Weg verlaſſen?

Schüler. Nein; ſondern eben darauf ſehen, daß er ihn nicht verlöhre, und ſo lange darauf bleiben bis er ihn an Ort und Stelle gebracht hätte.

Lehrer. Oder wenn du in's Waſſer gefallen wäreſt, und ich würfe dir ein Seil hin, um dich daran heraus zu ziehen, was müßteſt du thun?

Schüler. Das Seil ergreifen.

Lehrer. Aber wenn ich dich nun bald heraus gezogen hätte, müßteſt du es dann wieder los laſſen?

Schüler. Nein, ſondern es ſo lange feſt halten, bis ich gerettet wäre.

Lehrer. Oder wenn ein Arzt, der alle Kennzeichen eines verſtändigen Arztes hätte, hülfloſen Kranken helfen wollte, wäre da nicht Zutrauen des Kranken Pflicht?

Schüler. Allerdings.

Lehrer. Und wodurch müßte der Kranke dieſes Zutrauen gegen den Arzt beweiſen?

Schüler. Er müßte seinen Vorschriften gehorsam seyn, dessen Einrichtungen, wenn sie ihm auch unangenehm wären, sich gefallen lassen, ihn für die geleistete Hülfe lieben, und ihm dankbar seyn.

Lehrer. Also ist hier zweierlei Geschäft. Das eine ist das Geschäft des Helfers, und das andere des Hülfsbedürftigen. Wenn jeder das Seinige thut, dann erfoigt Rettung.

Wenn du also in einer großen Noth und Gefahr wärest, und ich riefe dir zu: bediene dich dieses oder jenes Mittels zu deiner Rettung! und du meintest vorerst nicht, daß es ein gutes Mittel wäre, könnte dich dann mein bloßer Zuruf retten?

Schüler. Nicht wohl. —

Lehrer. Oder zum andern: du wolltest aus Trägheit, oder Eigensinn, dich des angebotenen Mittels, wenn du es auch für gut hieltest, nicht bedienen: würde dir dann dadurch geholfen werden?

Schüler. Eben so wenig.

Lehrer. Oder drittens: du versuchtest es auch wirklich, liessest aber bald nach, etwa bei der geringsten Schwierigkeit.

Schüler. Auch dann läge die Schuld an mir, wenn ich nicht gerettet würde.

Lehrer. Diese Gleichnisse wollen wir nun auf die Bibel anwenden. Aus der Bibel lernen wir, was Gott für Anstalten gemacht hat, die Menschen von Unwissenheit und Irrthum zu befreien, oder, wie die Schrift saat, „aus der Finsterniß“ zu erlösen, und durch Christum, das ist, durch Befolgung seines Raths und Beispiels, glücklich zu machen. Wenn dich nun aber das, was dich die Bibel lehrt, etwas helfen soll — —

Schüler. So muß ich auch glauben, daß mir's gut ist.

Lehrer. Was gehört aber noch mehr dazu?

Schüler. Daß ich auch die Mittel gebrauche, die sie mir zur Glückseligkeit vorschlägt.

Lehrer. Und noch etwas?

Schüler. Daß ich mit dem Gebrauche der Mittel anhalte, und nicht sogleich wieder nachlasse.

Lehrer. Siehe, mein Sohn! das alles begreift die Bibel unter dem Worte „glauben“ wenn sie sagt, daß man durch den Glauben glückselig werde.

Schüler. Jetzt, lieber Lehrer! versteh' ich erst den Spruch: „Wer glaubt, wird selig, wer aber nicht glaubt, bleibt unglücklich.

Lehrer. Ja wohl mußt du jetzt den Spruch Christi ganz verstehen, der eigentlich, wenn wir ihn auf uns anwenden, so viel sagen will: Wer das, was ihm die Bibel über Recht und Unrecht, und von Gott und seinem Willen sagt, recht verstehen lernt, es für nöthig und nützlich hält, und auch darnach lebt, der wird glücklich; wer das aber verachtet und nicht lernen mag, oder, wenn er es auch weiß, doch wenigstens nicht darnach zu thun verlangt, der versinkt immer tiefer in Irrthum und böse Gewohnheiten, und wird dadurch unglücklich; denn auf böse Handlungen kommen böse Folgen. Coloss. 1, 12, 13. Sr. 7. 1. 2.

Gott! laß mich doch vom Glauben nie
Ein heilig Leben trennen:
Mich nicht für Jesu Jünger hie
Bloß äußerlich bekennen.
Gib, daß mein Glaube thätig sey,
Und Tugendfrüchte bringe,
Daß ich vom Sündendienste frei,
Mit Eifer darnach ringe,
Im Guten zuzunehmen.

105. Vom Rechtthun.
(Ein Gespräch).

Der Lehrer.

Kinder, wenn euch eure neuen Kleidungsstücke die Dienste thun, die ihr von ihnen erwartet, nemlich, wenn sie euch nicht drücken, und Sicherheit gegen

Verletzung und Kälte verstatten; so sprecht ihr: „sie sind uns gerecht; der Meister hat sie recht und „gut gemacht.“ Wenn euch hungert, und ihr bekommt Speise, oder ihr dürstet, und euch wird zu trinken gereicht; so dünkt euch: das sey zu rechter Zeit geschehen. Wenn dem, der euch und euren Aeltern schaden wollte, von der Obrigkeit Einhalt geschieht: so nennt ihr das: „ihm sey sein Recht „widerfahren.“ 2c. Was wird also nun wohl Rechtthun überhaupt heissen?

Fritz. Es so machen, wie es seyn muß.

Lehrer. Warum sagst du: seyn muß?

Fritz. Weil, wenn es anders wäre, Schaden und Unrecht daraus entstünde.

Lehrer. Gut. Aber woher erfährt man wohl am sichersten, was in den wichtigsten Dingen recht ist?

Fritz. Aus den geboten Gottes, durch Jesum Christum und seine Apostel.

Lehrer. Steht denn alles, was in jedem Falle recht ist, mit ausdrücklichen Worten in diesen Lehren Christi und seiner Apostel?

Fritz. Doch das Wichtigste, und woraus man das Uebrige folgern kann, was recht ist.

Lehrer. Was gehört also zuerst dazu, ehe man recht thun kann?

Fritz. Man muß wissen, was recht ist.

Lehrer. Wenn man das nun weiß

Fritz. Dann muß man es auch für wichtig halten, recht zu thun.

Lehrer. Wie lernt man das?

Fritz. Wenn man oft daran denkt, was recht thun für Vortheil, und unrecht thun für Schaden in der Welt bringt.

Lehrer. Wie kömmt man aber dahin, daß man stets recht thun kann, wenn man schon überhaupt dazu den Willen hat?

Fritz. Man muß vorsichtig seyn; in jedem Fall,

ehe man etwas thut, bedenken, ob es auch recht ist und oft zu Gott um Weisheit und Gnade beten.

Lehrer. Aber was man nun in der Schule davon etwa gelernt hat, wird das nicht in der Folge, oder mit der Zeit, wieder vergessen werden?

Fritz. Wenn man hernach oft wieder an das denkt, was man von Gottes Willen und von allem, was gut oder recht ist, gelernt hat, oder es wiederholt; so vergißt mans nicht so leicht, sondern lernt durch Nachdenken immer mehr dazu. Eben darum gehen die Erwachsenen in die Kirche.

Lehrer. Ists genug, nur zuweilen recht zu thun?

Fritz. Nein; sondern man muß in beständiger Uebung bleiben.

Lehrer. Du hast gut geantwortet, mein Sohn. Aber was wird denn das nun auch für eine gute Folge haben, wenn du dir lange viel Mühe gegeben hast recht zu thun?

Fritz. Daß ich endlich gerecht werde, und selbst es wissen kann, daß ichs bin.

Lehrer. Und was bringt dieses für Nutzen?

Fritz. Das steht in dem schönen Spruch: Prediget von den Gerechten, sie sollen es gut haben: denn sie werden die Früchte ihrer Werke essen.

Lehrer. Früchte essen, was heißt das hier?

Fritz. So, wie ein Gärtner sich der Früchte zu erfreuen hat, wenn er gute Bäume zieht, oder der Ackermann seiner guten Ackerarbeit, bei der Aerndte; so soll es derjenige auch gut haben, der da trachtet, recht zu thun, und Gutes zu stiften.

Lehrer. Was heißt das Wort: ein Gerechter?

Fritz. Ein Gerechter heißt ein Mensch, der sich gewöhnt hat, recht zu thun.

Lehrer. Und was bedeutet das Uebrige, was der Spruch noch enthält?

Fritz. Gott wäre solchen Menschen gnädig,

sie hätten ein ruhiges Gewissen, und sie dürften sich weder im Leben, noch im Tode, fürchten.

Lehrer. Aber kann man denn auch mit aller ehrlich angewandten Mühe ganz völlig gerecht werden? Ich denke, alles, was der Mensch thut, wäre unvollkommen?

Fritz. Es ist mit vollkommen und unvollkommen so, wie mit reich und arm, groß und klein. Gott weiß es allein, wie weit es ein jeder Mensch im Guten bringen kann, und wie treu er die Gelegenheiten zum Gutwerden benutzt hat.

Lehrer. Worauf will Gott dabei am meisten sehen?

Fritz. Ob Aufrichtigkeit und ein herzlicher Wunsch nach Gerechtigkeit da sei.

Lehrer. Ja. Denn dem, der das Gute liebt und das Böse hasset, dem hat Gott durch Christum die Versicherung gegeben, daß ihn, sogar begangne, aber bereute, und forthin unterlassene böse Gewohnheiten oder Sünden, nicht von der Theilnehmung am ewigen glückseligen Leben, ausschliessen sollen. Besser wirds aber immer der haben, der von Jugend auf sich vor Sünden hütet. Die Zeit, die jener auf Gutwerden wendet, kann dieser aufs Besserwerden verwenden.

Fritz. Aber lieber Lehrer, wenn ich doch zuweilen, aus Schwachheit oder Irrthum fehle, meinen Fehler nicht entschuldige, und desto vorsichtiger werde? denn so herrscht doch in mir die Sünde nicht, und ich bin doch dann kein Lasterhafter?

Lehrer. Nein. Sondern Laster und Sünden begeht nur der, der das Böse dennoch thut, wenn er gleich weiß und denkt, das es wider Gottes Gebot ist.

Fritz. Woran kann ich aber wissen, ob ich aufrichtig bin, oder den Wunsch habe, gerecht zu werden; damit ich mich nicht selbst betrüge?

Lehrer. Wenn ich mir bewußt bin, daß ich

allezeit gern wissen möchte, was recht ist; damit ichs thun, und Gott gefallen könne. Jer. 7. 3. 5. Matth. 5. 6. 1 Joh. 3, 7.

106. Selbstprüfung.

(Ein Gespräch).

Der Schüler.

Was heißt denn das recht eigentlich, lieber Lehrer, sich selbst prüfen?

Der Lehrer. Sage mir erst, ob du wissen kannst, was Recht und Unrecht ist?

Schüler. Ja, das kann ich wissen. Denn ich weiß was Gott geboten und verboten hat, und ich kann dieses, und die Befehle der Obrigkeit hören, lesen und behalten.

Lehrer. Wenn du also das weißt, so hast du ein Gewissen; oder in dir ist ein Bewußtseyn dessen, was Recht und Unrecht ist. Was hilft dir aber dieses Gewissen?

Schüler. Daß ich mich vor unrechten Handlungen hüten kann.

Lehrer. Wie würdest du dich wohl vor unrechten Handlungen am besten hüten können?

Schüler. Wenn ich mir keine böse Gedanken und Vorsätze erlaubte.

Lehrer. Wer sich nun selbst prüfen, oder über seinen Seelenzustand zu richtiger Erkenntniß kommen wollte, wäre es da genug, wenn er sich nur fragte: Was hab ich heut Böses gethan? Oder müßte er sich nicht auch billig fragen; Was hab ich heute für Gedanken, Absichten und Vorsätze gehabt? Waren sie aufs Gute oder aufs Böse gerichtet? Woran dacht ich am liebsten, und wenn ich allein war? Bestritt ich auch in mir ein unerlaubt Verlangen?

Schüler. Gewiß, das Letzte ist nöthig.

Lehrer. Warum das?

Schüler. Oft kann ich einen bösen Vorsatz

nicht ausführen, weil ich gehindert werde. Er wird dann zwar nicht zur Handlung, aber dadurch wird doch meine Gesinnung nicht besser.

Lehrer. Nun kannst du mir sagen, was das heißt, sich selbst prüfen?

Schüler. Sich nicht allein fragen: Wie waren heute deine Handlungen? sondern auch: Wie waren deine Gedanken, Absichten und Vorsätze beschaffen?

Lehrer. Warum ist das erste nicht genug?

Schüler. Damit ich mich nicht selbst betrüge, und mich für besser halte, als ich bin.

Lehrer. Wie verbindest du damit die dir bekannte Lehre von Ursachen und Wirkungen, oder Folgen?

Schüler. Die Ursache aller bösen Handlungen sind böse Gedanken, Absichten und Vorsätze. Denn man thut gewöhnlich, was man will, wenn man kann. Wer also von der Folge dieser bösen Gedanken, Absichten und Vorsätze, nemlich von bösen Handlungen, frey zu bleiben wünscht, der muß ihre Ursache nemlich die bösen Gedanken, wegschaffen. Das steht auch in dem Verschen, das Sie mich einmal gelehrt haben:

„Sind deine Sinnen und Gedanken
Von bösen Flecken rein;
So werdens deine Handlungen
Auch ohne Zweifel seyn!“

Lehrer. Wie schafft man aber böse Gedanken am besten weg?

Schüler. Wenn man viel Gutes von Gott zu wissen sich bemüht, und, weil man Gott als seinen Herrn, Beschützer und Wohlthäter liebt, sich gewöhnt, täglich oft zu Gott zu beten.

Lehrer. Ist dazu allemal ein Gebetbuch, oder ein auswendig gelerntes Gebet, unumgänglich nöthig?

Schüler. Nein lieber Lehrer. Darf ich doch

meinem leiblichen Vater meine Noth mit meinen eignen Worten klagen.

Lehrer. Ja wohl. Und Gott hat dein Gebet nicht nöthig, um zu erfahren, was dir fehlt; sondern du hast das Gebet nöthig, um dich durch das Andenken an Gott zu trösten, und zu bessern. Aber wäre nicht auch noch ein leibliches Hülfsmittel wider die bösen Gedanken da?

Schüler. Ja, lieber Lehrer. Wenn ich den Müssiggang fliehe, schlechte Bücher nicht lese, den Umgang liederlicher Menschen meide, dagegen aber nützliche Arbeiten fleißig thue.

Lehrer. Du hast gut geantwortet, mein Sohn, und zu allem diesem Guten ist die oftmalige Nachfrage, wie man gesinnt ist, oder die Selbstprüfung behülflich. Aber sage mir nun: Ist das zur Selbstprüfung allein genug, daß wir uns fragen: „ob wir böse Gesinnungen und Handlungen vermieden haben?“

Schüler. Nein, man muß auch fragen: „ob man das Gute gethan habe.“

Lehrer. Ja wohl! Aber daran denken die meisten Menschen bei ihrer Selbstprüfung nicht. Sie halten sich dann schon für gut, wenn sie das Böse meiden, ob sie gleich das Gute nicht thun. Ist das also z. E nicht genug, wenn du nicht stiehlst und nicht zu stehlen verlangst, nicht verläumtest und auch niemanden zu verläumden begehrst?

Schüler. Nein, ich muß auch den Diebstahl zu verhindern suchen, und den Unschuldigen vertheidigen, sonst unterlasse ich das Gute.

Lehrer. Um aber bei dieser Prüfung dich nicht selbst zu hintergehen, mußt du recht begierig seyn, zu lernen, was Recht und Unrecht sey, und warum das eine Recht, und das andere Unrecht ist. Dann aber mußt du auch gegen dich selbst aufrichtig seyn, und deine Fehler nicht verkleinern oder entschuldigen: denn nur durch eine solche Prüfung wird der

Mensch besser, und gelangt durch die Besserung zur wahren Glückseligkeit.

Wer alles weiß, und doch verborgen
Und unbekannt sich selbst noch bleibt:
Wie will der für sein Bestes sorgen?
Was ist, das den zur Beßrung treibt?
Wer sich nicht selbst recht kennen lernt,
Bleibt von der Weisheit weit entfernt.

107. Sechszig Denkreimen.

Herr Gutmann war ein gar eifriger Schullehrer, der seinen Kindern lauter nützliche Sachen beizubringen suchte. Seine Schreibeschüler mußten daher auch lauter nützliche Sachen schreiben: Briefe, Quittungen, Hausrechnungen, Accorde, Schuldscheine u. s. w. Ehe die Kinder aber solche Dinge schreiben konnten, machte er ihnen Vorschriften mit allerlei Denkreimen, die sie auswendig lernten und im ganzen Leben nicht vergaßen. Einige von diesen nützlichen Lehren waren folgende:

1. So süß ein Laster ist, so gibts doch keinen Frieden:
Der Tugend nur allein hat Gott dieß Glück beschieden.

2. Erkenne, suche, lieb' und ehre,
Was gut und schön ist, und vermehre
Nach Möglichkeit mit weiser Wahl,
Des Guten und des Schönen Zahl —
Das ist die ganze Sittenlehre!

3. Zur Freude schuf uns Gott auf Erden,
Drum ist die Welt so voller Pracht;
Nicht nur der Mensch soll glücklich werden;
Zur Freud ist auch das Thier gemacht.
Wer ohne Noth es quälen kann,
Zeigt Grausamkeit und Härte an.

4. Nicht mehr zu klagen, rath' ich dir,
Unglücklicher, auf Erden;
Denn Unglück ist ein Glück, wenn wir
Durch Unglück besser werden.

5. Leiden währt nicht immer —
Ungeduld machts schlimmer.

6. Gewinne, wenn du kannst, durch Liebe deinen Feind;
Er wird, beschämt, vielleicht einmal dein wahrer Freund.

7. Aus fremden Fehlern kannst du großen Vortheil ziehen.
Statt daß du tadeln willst, such lieber sie zu fliehen.

8. Rühme gern, was rühmlich scheint;
Tadeln macht dir keinen Freund.

9. Was du zu tadeln pflegst, das thue selber nicht.
Damit dein Tadel nicht dir selbst das Urtheil spricht.

10. Hat einer dir gedient, so zeig' es vielen an.
Nicht aber was du selbst an andern Guts gethan.

11. Wer sich mit Argwohn quält, muß stets in Kummer schweben;
Denn Furcht und Argwohn sind ein steter Tod im Leben.

12. Lieb' alle Menschen, sey nicht Eines Menschen Feind!
Den, welcher Tugend übt, den bitte: sei mein Freund!

13. Wer eines Menschen Freude stört.
Der Mensch ist keiner Freude werth.

14. Was du nicht willst, daß man dir thu,
Das füg auch keinem Andern zu.

15. Nie freut ein guter Mensch sich bei des andern Leiden;
Er weint bei andrer Schmerz, ist froh bei andrer Freuden.

16. Sollt' auch dein Lehrer dich aus Zorn und Unmuth schlagen;
So leide Vaterzorn: den kann ein Kind wohl tragen.

17. Die Welt gehört uns Menschen nicht allein,
Auch Thiere sollen auf ihr leben,
Und sich der Güte Gottes freun,
Der ihnen Speis und Trank gegeben.

18. Demuth, Sanftmuth, Fleiß und Frohsinn
Sind des Mädchens Feierkleid:
Doch ihr Kranz ist Herzensgüte,
Und ihr Kleinod Reinlichkeit.

19. Gib Acht, daß nie dein Herz den weisen Spruch vergesse:
Man isset, daß man lebt, und lebt nicht, daß man esse.

20. Denkst du dein Alter hoch zu bringen:
So halte Maaß in allen Dingen,
In Essen, Trinken, Freud und Leid,
In Arbeit und in Schlafenszeit.
Mußt auch in die Natur nicht stürmen,
Als wäre sie von Stahl und Stein.

Durch kluge Mittel sie beschirmen,
Ist deine Pflicht, das merke fein.

21. Du kletterst gern — Bedenk, was sind gerade Glieder?
Man bricht sie gar zu leicht, und heilt sie oft nicht wieder.

22. Es sei dir nichts so sehr als Eigensinn verhaßt!
Durch ihn wird man sich selbst, und andern auch zur Last.

23. Ein Mensch, der Gott verläßt, erniedrigt sein Geschicke;
Wer von der Tugend weicht, der weicht von seinem Glücke!

24. Seyd voll Vertraulichkeit, ihr Schwestern und ihr Brüder!
Die Eintracht baut das Haus, und Zwietracht reißt es nieder.

25. Wir wollen, Pilgrime! auf Erden
Der kurzen Wahlfahrt uns erfreun:
In unsrer Jugend weise seyn,
Um auch des Alters froh zu werden.

26. Recht thun und edel seyn und gut
Ist mehr als Gold und Ehr;
Da hat man immer hohen Muth,
Und Freuden um sich her:
Und man ist brav und mit sich eins,
Scheut kein Geschöpf und fürchtet keins.

27. Lieb' und Dankbarkeit gefällt
Undank haßt die ganze Welt.

28. Durch das Loben macht man immer
Gute besser, Böse schlimmer,
Kluge weiser, Narren dümmer.

29. Die Wahrheit rede stets, und wag es nie, zu lügen;
Du kannst die Menschen zwar, doch niemals Gott betrügen.

30. Du sollst nicht naschen oder stehlen,
Und was du findest, nicht verhehlen.

31. Wer böse Thaten hindern kann
Und thut es nicht, ist Schuld daran.

32. Verschmäh den Armen nicht, er sey auch noch so klein;
Er ist ein Mensch, wie du; braucht er noch mehr zu seyn?

33. Laß nie den Müßiggang dir deine Zeit verzehren:
Der Faule kommt zu nichts; der Fleiß'ge kommt zu Ehre.

34. Hast du Arbeit: frisch daran!
Fleiß und Kunst liebt jedermann.

35. Jagt dir die Einsamkeit im Finstern Schrecken ein,
So fasse dich nur bald; wer möchte furchtsam sein?

36. Gib auf dich Acht und flieh des groben Pöbels Sitten;
Wer denkt und spricht, wie der, ist nirgends wohl gelitten.

37. Befleißige dich stets in allen deinen Mienen
Der Wohlanständigkeit; man schließt aufs Herz von ihnen.

38. Ein laut Gelächter kann dich leicht verächtlich machen.
Ein Weiser lächelt nur indem die Narren lachen.

39. Bedenke, was du sprichst und schweige sittsam still,
So bald ein älterer und klügrer reden will.

40. O möchten Gros und Klein die goldne Lehre fassen:
Wer sich genügen läßt, lebt fröhlich, stirbt gelassen!

41. Gott zürnet nicht mit uns in schweren Ungewittern,
Er thut uns wohl dadurch: was sollten wir dann zittern?

42. Ich vor dem Donner fürchten mich, und vor des Blitzes Pracht?
So müßt ich schlecht erkennen dich, der Blitz und Donner macht!

43. Wenn du was Böses siehst, so hasse nur die That,
Den Menschen hasse nicht, der sie begangen hat.

44. Kränke dein Gewissen nicht.
Was es gut heißt, das ist Pflicht.
Was es tadelt, mußt du hassen;
Jede That schnell unterlassen,
Wenn du noch im Zweifel bist,
Ob sie etwa Unrecht ist.

45. Arbeit mehret deine Tage,
Trägheit wird dir selbst zur Plage.

46. Ich will meiner Eltern Freude,
Und ihr Trost im Alter seyn.
Kein Gepränge mit dem Kleide,
Nur ein schönes Herz sei mein!
Fromm vor Gottes Augen wandeln,
Und in jedem Augenblick
Edel denken, edel handeln;
Dieß sei meines Lebens Glück!

47. Arbeit macht den Lebenslauf
Noch einmal so munter.
Froher geht die Sonne auf,
Froher geht sie unter.

48. Unschuld wohn in euren Herzen,
Ach! kein Laster tödtet sie!
Ihr könnt lachen und könnt scherzen,
Nur verscherzt die Tugend nie!

49. Den Vater ehr, und ehre gern
Die Mutter; das gefällt dem Herrn,
Nimm, sind sie schwach, dich ihrer an,
Und glücklich wirst du leben dann,
Das will dein Gott!

50. Zur Stunde hoher Noth scheu nicht Gefahr, nicht Tod.
Stürz dich ins Feuer, in die Fluth. Mit Gott geht Alles gut.

51. Durch Tugend steigen wir zu göttlichem Geschlechte,
Und ohne sie sind Könige nur Knechte.

52. Verzehre nicht des Lebens Kräfte
In träger Unzufriedenheit;
Besorge deines Stands Geschäfte,
Und nüze deine Lebenszeit.
Bei Pflicht und Arbeit Gott ergeben,
Ein ewig Glück in Hoffnung seyn —
Dieß ist der Weg zur Ruh und Leben;
Herr, lehre diesen Weg mich gehn;

53. „Wer seine Pflicht erfüllt" der ists, der froh seyn kann,
Er heiße Bürger, Bauer, Fürst oder Edelmann.

54. In jedem Stand und Amt kann Gottes Werk auf Erden
Von dir, wer du auch seyst, o Mensch, gefördert werden.
Veredle dein Gemüth, nimm dich der Menschen an,
Das ist das große Werk, das auch der Kleinste kann.

55. Dir, Wahrheit und Gerechtigkeit!
Dir schwör ich Treu auf immer?
Vergebens lockt die Welt und dräut
Mit ihrem Trug und Schimmer!
Sei noch so schlimm Gefahr und Noth,
Verachtung selbst, ja schnöder Tod —
Unredlich seyn ist schlimmer!

56. Wir müssen, müssen vorwärts gehn,
Wie Wahn und Trug auch toben:
Uns hat zum Himmel aufzusehn,
Gott selbst das Haupt erhoben!
Drum wank und fall es links und rechts,

Wir sind unsterblichen Geschlechts;
Das Vaterland ist oben!

57. Nehmen sie uns gleich den Leib,
Gut Ehr und Weib!
Laß fahren dahin!
Sie haben keinen Gewinn —
Das Feld muß uns doch bleiben!

58. Du opferst Gott die leichten Triebe
Durch einen strengen Lebenslauf —
Doch opferst du, wills seine Liebe,
Ihm auch die liebste Neigung auf?
Dieß ist das Auge, dieß der Fuß,
Die sich der Christ entreißen muß.

59. Im Trunk, im Scherz, im Tanz, im Spiel.
Halt immer Weisheit, Maas und Ziel.
Dann wird dich keine Lust gereun,
Und du wirst immer heiter seyn.

60. So bilde (Jüngling / Mädchen) dann dein Herz schon in der Jugend;
Sieh auf die Wahrheit stets, doch mehr noch auf die Tugend!
Denk, daß nichts glücklich macht, als die Gewissensruh,
Und daß zu deinem Glück dir niemand fehlt, als du.

108. Die Prüfung.

Hans bat einst seinen Nachbar Wilhelm zum Essen, und nach Tische wollte Hans seinem Gaste von der Fähigkeit und Erkenntniß seines ältesten Sohns, Klaus, eine Probe geben. „Komm her, Klaus," rief der Vater, „sage geschwind auf, was du gelernt hast!" Der Sohn schlich unwillig heran; und nun plapperte er zuerst ein langes Lied, darauf ein Hauptstück aus dem Katechismus, dann das Vater Unser, und endlich einen schweren Psalm aber ohne alles Gefühl des Inhalts, in dem widrigsten Tone, so schnell daher daß, weil er die Unterscheidungszeichen nicht beobachtete, der Athem völlig stehen blieb, und man deutlich sah, daß er sich keines Gedanken dabe bewußt war. „Seht, „ihr, Gevatter Wilhelm," sprach Hans, als Klaus

nun endlich schwieg, „wie unsere Kinder hier gut „lernen! So viel konnt' ich lange nicht, als ich „wie Klaus war!“ Wilhelm, der wohl wußte, daß derjenige, der so etwas — gut lernen — heißt, und dergleichen Unterricht zu loben fähig ist, fast unverbesserlich sey, schwieg betrübt still, und dankte blos in seinem Herzen Gott, daß seine Kinder einen bessern Unterricht erhielten. Als er nun gar nichts sprach, da wurde Hans empfindlich, und fragte ihn, warum er denn das Kind auch ganz und gar nicht lobte? Lieber Gevatter Hans,“ antwortete Wilhelm, „wir würden ja doch nicht eins „werden, wenn ich euch auch alles das sagte, was „wir jetzt auf dem Herzen liegt. Ueberdem ist es „schon spät, und wenn man von wichtigen Sachen „einmal anfängt zu reden, so muß man auch Zeit „haben, mit solchem Gespräche fertig werden zu „können. Ein andermal will ich euch über diese „Sache meine Gedanken wohl sagen. Jetzt wünsch' „ich euch eine gute Nacht.“

Wer nur viel Worte, aber ihren Sinn nicht weiß, der ist vielleicht schlimmer daran, als der ganz Unwissende. — Denn jener kann in den thörichten Stolz verfallen, sich schon für unterwiesen, und bloßem Wortkram überhaupt für hinlängliche Erkenntniß zu halten. —

Wie klug war Wilhelm, daß er hier schwieg! Er hätte mit jener Aeusserung der Wahrheit, unter diesen Umständen, offenbar geschadet.

109. Der Frühling, ein Bild der Auferstehung.

„Sieh, was ein fruchtbarer Regen nicht thun kann.“ So sprach einst Wilhelm zu seinem zwölfjährigen Sohn, Ludwig, als nach langem kalten Wetter im Frühjahr der Südwind gelinde Witterung brachte. Ihm folgte fruchtbarer Regen, und Wohlgeruch erfüllte die Luft. Wo vorher die Farbe

der Verwesung, ein falbes Grau, die Gegend bedeckte, da blickten in wenigen Stunden die Spitzen der ersten Frühlingskräuter hervor; und ein liebliches Grün wurde nun allmählig der Fluren herrschende Farbe. Solche Gelegenheiten, wo sich jede menschliche Seele frohen Empfindungen öffnet, nützte Wilhelm sorgfältig, um seinen Kindern die ersten und bleibenden Eindrücke der Religion zu geben. Auch diesesmal wollte er durch die Anrede: „Sieh, „was ein fruchtbarer Regen nicht thun kann!“ ein Gespräch veranlassen, welches ihm Gelegenheit darbôte, seinem Sohne, Ludwig, eine der trôstlichsten Lehren, die die Religion enthält, nemlich, die Auferstehung, oder Wiederherstellung des ganzen Menschen, glaubwürdiger zu machen; und er verfehlte seinen Zweck nicht, denn bald antwortete sein Sohn:

Der Sohn. Lieber Vater, färbt denn der Regen alles grün?“

Der Vater. Nein, mein Sohn; sondern Gott hat das Grünen und Wachsen in die Pflanzen selbst gelegt, und sie warten nur auf den Zeitpunkt, da die mildere Witterung es ihnen erlaubt, und die wiederkehrende Sonne alles, was Kraft, zu wachsen hat, wieder weckt.

Sohn. Aber die Pflanzen waren ja fast alle todt und verwelkt, noch vor wenigen Tagen.

Vater. So schienen sie zwar; aber in jeder war doch ein lebendiger Keim, der so lange schlief, bis ihn der mildere Frühling weckte, um sich durch Wachsthum in Blättern und Blüthen lebendig zu zeigen.

Sohn. Lieber Vater, dieser Keim macht es wohl, daß die neue Pflanze wächst?

Vater. Ja, mein Sohn! im Keime ist das Leben der Pflanze. Und man kann sie im Kleinen schon darin sehen, wie manche Gelehrten durch ihre Vergrôßerungsgläser bemerkt haben wollen.

Sohn. Also der Keim ist nicht die vorige Pflanze?

Vater. Nein; sondern er ist das Beste, was von der vorigen Pflanze bleiben konnte. Denn etwas muß sie der Erde, von der sie so lange genährt worden war, wiedergeben, nemlich: ihre abfallenden Blüten, ihre verwelkende Blätter, manche verwesende Frucht, und oft ihren ganzen Halm, welches alles abstirbt und zu Erde wird.

Sohn. Aber, lieber Vater, wenn wir sterben, dann wird wohl unser Leib ganz verwesen? genug daß unsre Seele lebt.

Vater. Es ist wahrscheinlich, mein Sohn, daß unsre Seele nie ohne einen gewissen Körper menschlich wirken kann; daher macht uns Gott in seinem Wort Hoffnung, unsre Seele, zu seiner Zeit, mit dem Körper wieder zu vereinigen. Dieses wird die Auferstehung der Todten genannt.

Sohn. Sagt mirs doch, lieber Vater, was ist denn eigentlich der Tod?

Vater. Der Tod ist die Unbrauchbarkeit aller Sinneswerkzeuge und Glieder, zum fernern irrdischen Leben.

Sohn. Und was ist die Beerdigung oder das Begräbniß der Todten?

Vater. Sie ist, so zu sagen, das Säen des Saamens vom künftigen Menschen.

Sohn. Und was die Auferstehung?

Vater. Das ist unsere zweite Geburt. Der Mensch aus Erde geht zum bessern, unvergänglichen Leben über.

Sohn. Nun, lieber Vater, will ich mich auch nicht mehr so sehr vor dem Tode fürchten, da ich weiß, wozu er mir hilft.

Vater. Liebe Gott, mein Sohn, und halte seine Gebote, so kannst du im Leben und im Tode getrost seyn. Denn Gott hat alle seine Geschöpfe

leb, und ihre Veredlung, oder Verbesserung, war die Absicht des Schöpfers.

Sohn. Aber, lieber Vater, was ist denn für Aehnlichkeit zwischen dieser Begebenheit in der Natur, die wir heute bemerkt haben, und unsrer künftigen Auferstehung? Sagt mir doch das noch einmal; ich will es auch gewiß behalten, und mich dessen oft wieder erinnern.

Vater. Erstlich: Es ist Gott ein Leichtes, alles, was erstorben schien, wieder zu beleben. Was hier der warme Regen that, kann dann sein allmächtiger Befehl wer weiß, wie? wirken.

Zweitens: In allem, was da gewesen ist, liegt ein Keim, fortzuleben, oder in neuer Gestalt wieder zu erscheinen.

Drittens: Auch in uns wird Gott dazu die Anlage gemacht haben, sonst wären wir schlechter, als eine geringe Pflanze.

Die Beobachtung dessen, was jährlich und täglich geschieht, oder die Begebenheiten in der Natur, kann uns die Lehren der Religion glauben helfen; aber nur dann, wenn ihr im Denken geübt sind, und überhaupt an Erweiterung unsrer Erkenntniß, über Gott und uns selbst, Freude finden.

1 Cor. 15, 35-38.

Nur Schlaf, nur Schlaf ist unser Tod;
Er schaffet Ruh den Müden,
Nimmt leidenden die Bürde ab.
Und bringt zum ewgen Frieden.
Klagt, Christen! nicht: denkt: Wiedersehn!
Die Todten werden auferstehn!

Belebend sinkt ein Sonnenstrahl
Einst auf die Gräber nieder;
Und was hier schläft, erwachet dann
Zum schönern Leben wieder.
Im Winter starb die Rose, seht!
Sie blüht vom Frühlingshauch umweht.

Und was man hier der Erde giebt,
Ist nur des Geistes Hülle.
Unsterblich ist des Menschen Geist;

Vernunft und guter Wille
Erhebt uns über Welt und Zeit;
Die Tugend führt zur Seligkeit.

Froh kann mein Blick vom Leichenfeld
Zum Himmel sich erheben,
Und winkt auch mir das kühle Grab,
Werd ich nicht ängstlich beben.
Ich pflücke in der Blüthezeit
Die Blume der Unsterblichkeit.

Was ihr einst wart, das bin ich jetzt,
Ein Pilger hier auf Erden;
Was ihr, entschlafne Brüder! seid,
Werd ich vielleicht bald werden!
Nun dann — durchs Todesthal eilst du,
Mein Geist, dem Vaterlande zu.

110. Auslegung des vollkommensten Gebets.

Unsichtbarer Gott! den ich wie den besten Vater kindlich lieben und verehren darf.

Nie müsse dein erhabner Name von mir gedacht oder ausgesprochen werden, daß ich nicht zugleich an deine Größe und Erhabenheit denke!

Dank dir, daß du einst dein Reich, das Reich der Wahrheit und der Tugend, durch Jesum, deinen Sohn, auf Erden gegründet hast, ja auch zu uns kommen liessest. O, laß es immer noch besser zu uns und allen unsern Mitmenschen kommen! Laß uns dir und Jesu, durch den du uns regierst, immer gehorsamer seyn! so werden wir auch, o Gott! alle glücklichen Folgen deiner väterlichen Regierung besser erfahren, aller Seligkeiten des Christenthums vollkommener theilhaftig werden!

Wessen Wille kann wohl so gut seyn, wer übersieht, so wie Du, das Gegenwärtige und Zukünftige, wer kennt, so wie Du, alle Ursachen und Wirkungen, und wessen Wille verdient also wohl auf Erden wie im Himmel mehr befolgt zu werden, als der Deinige? Du bist ja, o Gott! der Schöpfer und Liebhaber des Lebens; und willst die möglichste Glückseligkeit aller deiner Geschöpfe.

Du nährest alles reichlich, was von deiner Schöpfungskraft Leben und Daseyn empfieng; Dank und Anbetung sey Dir, daß wir bisher unser Theil empfiengen! Unsre Augen warten auf Dich, daß Du ferner uns gebest, was wir bedürfen.

Da wir aber Dir, Du Gnädiger und Barmherziger! der Du so manchen Fehler uns vergiebst, eigentlich für so unzählige Wohlthaten nichts wiedergeben können; so wollen wir wenigstens gegen unsre Mitmenschen versöhnlich, freundlich und dienstfertig seyn! denn wir wissen, daß Du, Allgütiger! diese Gesinnungen als einen wohlgefälligen Dank von uns annehmen willst.

Von ganzer Seele trauen wir Dir, o Gott! du werdest unsre Schicksale für unsre Kräfte nicht zu schwer bestimmt haben, und glauben, daß, da von deiner Vaterliebe bessernde Leiden so wie Glück und frohe Tage kommen, wir nur nach wahrer Weisheit trachten müssen, damit wir lernen, diese unsere Zeit wohl zu gebrauchen.

Wenn uns nun in allen unsern Vorsätzen, und bei allen Gelegenheiten zu handeln, das Andenken an Deine Allwissenheit, und der aufrichtige Wunsch, Dir zu gefallen, oder wahre Weisheit begleitet; so wird weder Stolz noch Niederträchtigkeit, weder Armuth noch Reichthum, ja keine Kreatur, von Dir, unserm ewigen Vater, uns scheiden, noch zu Thorheiten und Lastern uns verführen können;

Sondern, wenn wir hier nach deinem Rath, einer über viel, ein andrer über wenig, getreu gewesen sind und aus ehrfurchtsvoller Liebe zu Dir, das Böse vermieden, und das Gute gern gethan haben, so wirst Du schon, o Gott! Zeit und Stunde wissen, wann du uns versetzen kannst in die höheren Gegenden deines unermeßlichen Reichs.

Alsdann soll dein Lob, dafür, daß du alles wohl gemacht hast, immerdar in unserm Munde seyn. Amen!

XII. Von der Seligkeit.

Einsmal fragte Ludwig seinen Vater, was denn das heisse: in den Himmel kommen, oder selig werden? Und sein Vater belehrte ihn darüber folgendermassen:

„Die Seligkeit, nach welcher du fragst," sprach er, „ist erst nach dem Tode möglich. Denn sie „ist der Zustand eines stetswährenden Wohlseyns. „In diesem jetzigen oder ersten Leben aber ist, wie „du weißt, nichts Beständiges oder Stetswähren„des; Gesundheit wechselt mit Krankheit ab; die „Güter, die wir besitzen, können auf mancherlei „Art uns genommen werden; und selbst des ver„gnügtesten Lebens Ende ist der Tod. Wenn wir „aber zu einem bessern oder zweiten Leben, durch „Gottes allmächtigen Befehl, dereinst aus unsern „Gräbern auferstehn werden, um niemals wieder „zu sterben; dann werden wir uns auch geschickter „befinden, als jetzo, immerwährende Freuden zu „genießen. Also stelle dir, mein Sohn, die Selig„keit vor, als eine Versammlung lauter guter Men„schen an einem höchstangenehmen Orte. Du weißt, „worin die guten Menschen ihre Freude suchen. „Sie wollen nemlich gern nützlich seyn, und ma„chen, daß von ihrentwegen viel Gutes da sey; sie „lieben Gott, weil sie viel Gutes von ihm wissen, „und gern täglich mehr dazu lernen. Oft werden „sie hier auf Erden an der Ausführung ihrer guten „Vorsätze gehindert; denn der Böse mag den Guten „nicht leiden. Nun aber hindert sie nichts mehr. „Nun erfahren sie, was ihre guten Handlungen „für gute Früchte gebracht haben. Da kömmt die„ser und jener, denen sie durch gutes Exempel, „Rath und That halfen, dankt ihnen und liebt sie. „Nun wird auch ihre Liebe zu Gott immer reiner „und stärker; und mit jeder neuen Erkenntniß und „Ueberzeugung, daß Gott sie stets geliebet, und „mit lauter Güte zu sich gezogen habe, wäch-

„set ihre Glückseligkeit. Sie verstehen auch nun „manches besser, als vorhin, was sie, aus Ver„trauen auf Gottes Zusage, nur geglaubt hatten. „Alsdann loben sie einmüthig Gott mit allen En„geln und seligen Geistern. Und so wird ihre „Freude immerwährend, weil sie von keiner Noth „oder Angst unterbrochen wird. Wer hier sich ge„wöhnt hatte, im Kleinen treu zu seyn, wird dort „über Viel gesetzt werden. Je gemeinnützlicher wir „hier gewesen sind, einen um so höheren Wirkungs„kreis wird uns Gott dort anweisen. Laß es seyn, „daß ich dir die Arbeiten und Geschäfte, die unser „dort warten, noch nicht beschreiben kann: genug, „der Mensch ist zur Thätigkeit bestimmt, er ist „zum geselligen Leben, zum Wirken für Andere da, „und so wird sein künftiger Beruf auch in noch hö„heren menschenfreundlichen Handlungen bestehen. „Erworbene Fertigkeit in kleineren Geschäften gibt „die natürlichste Tüchtigkeit zu größeren Geschäften „derselben Art. Wer so hat, dem wird ge„geben. So baut sich der Arbeitsame, der Thä„tige, der Gemeinnützige eine Stufe der Seligkeit „im Himmel.“

„Ach, Vater!“ rief Ludwig, „ich will auch se„lig werden.“ „Dann mußt du dich jetzo schon ge„wöhnen!“ antwortete der Vater, „deine Glückse„ligkeit darin zu suchen, daß du Gott über alles „liebest, seinen Willen dir fleißig bekannt machst, „damit du ihn gern und willig befolgen kannst; „jetzo schon recht fleißig und thätig bist; und an„dern Menschen nützlich zu werden trachtest, damit „Gott und alle gute Menschen Wohlgefallen an dir „haben können. Lies dir das bekannte Lied des „frommen Gellerts: „Nach einer Prüfung kurzer „Tage ꝛc.“

Freude! Freude! Alle sind In der Kindheit Uebungsstand
Wir unsterblich! leben hier Für das beßre Vaterland.

Freude! Freude! Alle wir
Sind unsterblich! säen hier,
Aerndten dort auch was die Saat
Unsrer Hand getragen hat.

Unser Leib wird auch gesät,
Unsre beßre Seele geht,
Unbesiegt von Tod und Grab,
Hin zu Gott, der sie uns gab:

Bleibt in seiner Vaterhand,
Lernt, was sie hier nicht verstand.
Forscht in höhrer Wissenschaft,
Gehet fort von Kraft zu Kraft.

Ohne Zahl und ohne Maaß
Wachsen wir ohn' Unterlaß,
Nehmen stets an Güte zu,
Und bedürfen keine Ruh.

Unser Geist wirkt leicht und frei
Von der Sinne Täuscherei;
Aus der Erde Nächten bricht
Ihm hervor ein hellres Licht.

Um uns her ist alles gut,
Neid und Haß und Zwietracht ruht;
Alles liebt und freuet sich,
Fühlt sich selig, Gott! durch dich!

112. Von Gottes Segen.

(Ein Gespräch.)

Der Lehrer.

Wie verstehst du den Spruch: Der Segen des Herrn macht reich ohne Mühe?

Karl. Ich denke: Wenn Gott einem Menschen was Gutes giebt; so ist kein Verdruß dabei.

Lehrer. Ja; das Wort, Mühe, wird oft in der Schrift für Sorgen und Verdruß genommen. Aber, ob es gar keine Arbeit, keine Schweißtropfen, überhaupt gar keine Bemühung dabei giebt, wenn Gott jemand segnet?

Lehrer. Warum nicht?

Karl. Das ist die größte Freude, wenn man sieht, daß, was man thut, auch wohl geräth. Die Gartenfrüchte, die ich bearbeitet und gepflegt habe, sind mir besonders werth; am Wachsthum des Korns, das ich gesäet, nehm ich mehreren Antheil; so wie mir der Apfel eines Baums, den ich selbst gepfropft habe, lieblicher schmeckt. Arbeiten können ist schon Segen, und wenn die Arbeit nun auch wohl geräth, so hat Gott schon das größte zeitliche Glück geschenkt, dessen ein guter Mensch fähig ist.

Lehrer. Du hast Recht, mein Sohn. Sieh, auch meine Lehrarbeit an dir hat Gott nicht ohne Segen gelassen, dessen freu ich mich! Gott segne dich und mich ferner! Vergiß aber auch du nicht, wenn du größer wirst, wie derjenige Mensch gesinnt seyn müsse, von dem es Ps. 1, 3. heißt: Was er macht, das geräth wohl.

Karl. Es steht gleich vorher im 1sten und 2ten Vers dieses Psalms: Er hat große Lust an Gottes Gesetzen ꝛc. Spr. 10, 22. Ps. 1, 1. 2. 3.

113. Des Alten Theil.

Als Wilhelm alt wurde, da übergab er dem Geschicktesten unter seinen Söhnen, mit Genehmhaltung der Obrigkeit sein Ackergut. Er hatte für sich und seine Frau ein hinlängliches Auskommen bedungen, welches ihnen seine Kinder auch gern gönnten und gaben, weil sie erkannten, daß sie doch alles Gute, was sie genossen, der guten Erziehung und dem Fleiße ihrer Aeltern zu verdanken hätten, die selbst noch im Alter ihren Kindern nicht zum Schaden lebten. Denn sie giengen ihnen freiwillig bei Erziehung der Kinder, oder in ihrer Wirthschaft, so viel sie konnten, zur Hand, und halfen ihnen wenigstens, als sie schwach wurden, das Ihrige im Hause treulich behüten. Ein solches liebreiches Betragen brachte nun den Kindern in der That mehr Vortheil, als die Abgabe an die Aeltern werth war; denn sie konnten, auch abwesend, sich so gewiß auf ihre alten erfahrnen Aeltern, als auf sich selbst verlassen. Dagegen aber bezeigten die jungen Leute sich denn auch allemal herzlich dankbar, und es war eine Freude, zu sehen, wie einträchtig und friedlich es in diesem Hause zugieng.

Wie oft fehlt es in diesem Stücke bei Alten und bei Jungen! Sir. 3, 1-8.

114. Erkenntnißprüfung über allgemeine Religionswahrheiten.

Der Lehrer.

Was überzeugt dich, und macht dich gewiß, daß es itzo Tag ist?

Der Schüler. Ich kann entfernte Dinge sehen, und alles, was mir näher ist, hat seine verschiedne Farben.

Lehrer. Würdest du mir diese Antwort geben können, wenn du nicht denken und urtheilen könntest?

Schüler. Ich glaube nicht, lieber Lehrer. Ob ich gleich glaube, daß der unwissendste Mensch sowohl weiß, daß es Tag ist, als der klügste, was jener eben sowohl sehen kann, als dieser.

Lehrer. So weit seine Sinne reichen, weiß freilich der Unwissende sowohl, daß etwas ist, als der Klügre. Aber wo trennen sich gewöhnlich die Erkenntnisse dieser Menschen, und wo entdeckt sich die Verschiedenheit ihrer Geisteskraft?

Schüler. Bei den Fragen: Warum? Wodurch? Wozu? bei allem fortgesetzten verständigen Gespräche, bei Aeußerungen eignen Urtheils, und am meisten, wenn es darauf ankommt, aus dem Sichtbaren aufs Unsichtbare zu schließen.

Lehrer. Nun so will ich dich selbst, nach dieser Regel prüfen, ein verständiges Gespräch über die wichtigsten Religionswahrheiten mit dir führen, und mich dann freuen, wenn ich eine richtige und vollständige Erkenntniß bei dir finden werde. Woher weißt du nun auch mit Ueberzeugung und Gewißheit, daß Gott, oder ein höchstverständiges Wesen, alles, was da ist, gemacht hat?

Schüler. Weil allenthalben Ordnung ist, so weit ich denken kann.

Lehrer. Gib von dem, was du für Ordnung hältst, einige Beispiele.

Schüler. Die Jahres- und Tageszeiten; die Einrichtung der Nahrungsmittel zu den Geschöpfen,

die dadurch genährt werden sollen, die absichtsvolle Verschönerung der leblosen Natur: die Ordnung und Regelmäßigkeit in den Bewegungen der großen Himmelskörper; die nützliche Einrichtung der verschiednen Thierarten und ihrer Triebe, fürnemlich aber unserer Menschennatur, die nicht blos sinnlich, sondern auch sittlich ist; die Zusammenstimmung der uns von Gott angerathnen Mittel zur Glückseligkeit, mit den Wünschen und Empfindungen einer jeden unverdorbnen Seele; und endlich die beständige Erfahrung aller verständigen Beobachter, daß, wenn uns Gott vor etwas Schädlichen warnt, die Verachtung dieses väterlichen Raths auch stets schlimme Folgen nach sich gezogen hat.

Lehrer. Du hast Recht, mein Sohn. Aus allem diesem leuchtet hervor, daß ein sehr verständiges Wesen da seyn müsse welches nicht allein alles Lebiose nach Maaß, Zahl, und Gewicht ordnet; sondern auch seiner lebendigen Geschöpfe Glückseligkeit nach dem verschiedenen Maaß ihrer Empfänglichkeit und Würdigkeit zum Endzweck hat. Welche Art der Geschöpfe, die vernünftigen oder unvernünftigen, mag daher wohl zur meisten Glückseligkeit bestimmt seyn?

Schüler. Allerdings die vernünftigen Geschöpfe; denn sie können nicht nur bloß empfinden, sondern auch über das Empfundne denken. Sie können über Schönheit und Ordnung sich freuen, sich selbst verbessern, und das höchste Vergnügen geniessen, wenn sie die Verwandschaft und Abstammung ihrer Seele von Gott, dem allervollkommensten Wesen, denken, zu dessen ewigen Wohlthaten sie sich, durch Tugend und Gehorsam gegen ihn, die Hoffnung erwerben können.

Lehrer. Das ist wahr: gehört aber nicht eine unbeschreibliche Kraft und Macht dazu, um alles das anordnen zu können, wenn die Weisheit oder der Verstand zum Entwerfen eines so unermeßlichen Plans, nicht umsonst soll gewirkt haben; so wie unter uns

Menschen mancher Verständige zwar einen herrlichen Plan entwirft, ihn aber aus Ohnmacht nicht ins Werk richten kann?

Schüler. Allerdings, lieber Lehrer, muß in Gott Weisheit und Macht im höchstmöglichsten Grade beysammen seyn.

Lehrer. Würdest du einen Mächtigen, der aber dabei bösartig und arglistig wäre, wohl weise nennen?

Schüler. Nein, gewiß nicht. Gottes Güte erkenne ich ja auch aus den tausend Wohlthaten die er mir täglich erweißt. Alles ist zu meinem Glück, zu meiner Freude, zu meinem Genuß eingerichtet. Und wie heilig, wie gerecht muß der seyn, der sein Gesetz in mein Herz geschrieben, der den Lauf der Dinge so geordnet hat, daß auf jedes Gute, das ich denke, will oder thue, etwas Gutes und auf jedes Böse etwas Böses für mich folgen muß. Denn so oft ich meine Pflicht erfülle, werde ich besser und zufriedner, so oft ich sie übertrete, verschlimmert sich meine Natur, und mein Gewissen straft mich wenigstens mit Unruhe. Das alles habe ich am besten aus dem Gellertschen Liede: „Klag nicht, mein Herz, wie schwer es sey ꝛc.“ gelernt.

Lehrer. Aber bist du gewiß, daß Gott allwissend und allgegenwärtig ist?

Schüler. Wer nicht alles weiß, kann nicht höchstweise seyn. Wie Gott alles wisse, faßt zwar mein Verstand nicht, genug, daß ich weis, daß er alles wissen und vorher gewußt haben müsse, sowohl um alles so weislich anzuordnen, als auch um es zu erhalten, und über die Handlungen freier Wesen zu richten.

Lehrer. Du hast sehr gut geantwortet mein Sohn. Sage mir nun noch; ehe wir diese Unterredung beschließen, was dir diese richtige Erkenntniß von Gott helfen soll, und wozu du sie gebrauchen willst?

Schüler. Dazu lieber Lehrer! daß ich den höchstweisen und höchstmächtigen, höchstgütigen und höchst-

heiligen, allwissenden und allgegenwärtigen Gott, von ganzem Herzen, weil er im höchsten Grade Preis und Ehre verdient, verehren, ihm vertrauen, und damit ich das immer kann, ihm zu Gefallen leben, und alle seine Gebote immer besser halten zu lernen, mich aufrichtig bemühen will.

Lehrer. Befördre Dein Erkenntniß, o Gott! damit allenthalben der Erdkreis Deiner Ehre voll werde!

Gib ferner Segen, daß auch hier
Der Lehrer Fleiß gedeye:
Und zu der Jugend Lernbegier
Sich Erd und Himmel freue! Amen.
Matth. 6, 10.

115. Erkenntnißprüfung über den Inhalt merkwürdiger Worte.

Ein Gespräch.

Lehrer.

Bei welcher Gelegenheit sagte doch Jesus die merkwürdigen Worte: „Wenn du dermaleinst dich bekehrest," das ist, von deinem bevorstehenden Fall aufstehst, „so stärke deine Brüder?"

Schüler. Er sagte sie zu Petro, kurz vorher, ehe dieser ihn verläugnete.

Lehrer. In welchem Capitel des Evangelisten stehen sie?

Schüler. Sie stehen Luc. 22, 22.

Lehrer. Was heißt hier verleugnen?

Schüler. Sich fürchten, für einen Schüler, Nachfolger und Freund Jesu gehalten zu werden.

Lehrer. Aber Petrus war ja sonst so muthvoll — Er sagte: daß er mit Jesu in den Tod gehen, und wenn sie ihn auch alle verließen, allein bey ihm bleiben wollte.

Schüler. Ja, das sagte er, als die Gefahr noch nicht da war.

Lehrer. Woran mochte es also wohl bei Petro fehlen?

Schüler. Er hatte die Worte Jesu: „Fürchtet „euch nicht vor denen, die den Leib tödten ꝛc.“ und: „Wer mich bekennet vor den Menschen ꝛc.“ nicht genug überdacht.

Lehrer. Was bildeten sich die Schüler Jesu überhaupt für ein Schicksal ein, daß Jesus und sie selbst haben würden?

Schüler. Sie meinten: Jesus würde ein weltliches Königreich aufrichten, und sie, als seine Freunde, würden dann vornehme Leute werden.

Lehrer. Da nun Jesus gefangen, und zum gewissen Tode seinen größten Feinden überliefert wurde; was für eine Empfindung mochte da wohl in Petri Gemüth herrschen, der, nachdem, was wir von ihm wissen, unter den Jüngern der Ehrgeizigste war?

Schüler. Niedergeschlagenheit und Verdruß über fehlgeschlagene Erwartung.

Lehrer. War Petrus in dieser Gemüthsverfassung also wohl geschickt, den Muth zu behalten, der zum Glauben an die Worte Jesu gehört: „Fürchtet euch nicht.“ „Bekennet mich vor den „Menschen.“ „Selig ist, der sich nicht an mir „ärgert.“ Wer sein Leben auch verliert um mei„netwillen,“ (das ist, wegen Ausbreitung meiner Lehre) „der wird herrlichen Lohn empfahen ꝛc“?

Schüler. Nein — in der Gemüthsverfassung war Petrus es nicht; und daher kam sein Fall.

Lehrer. Es wäre denn also wohl hier von keinem solchen Fall die Rede, den ein Mensch etwa auf einem ungerathen Wege thut?

Schüler. Nein, sondern es ist bildlich zu nehmen, es ist eine Gleichnißrede, und soll so viel heissen: wenn ein guter Mensch sich zu einer schlimmen Handlung erniedrigt, so sey es eben, als wenn jemand, der auf einer Höhe gestanden, von da herab in die Tiefe fiele.

Lehrer. Und wirds dem Gefallnen nicht Mühe

machen, die Höhe, von der er gefallen ist, wieder zu ersteigen? Voraus gesetzt, daß er sich nicht auf lange Zeit, oder auf immer lahm gefallen hat.

Schüler. Gewiß. Und er hätte vielleicht, mit eben der Anstrengung seiner Seelenkräfte, seinen Fall vorsichtig vermeiden können.

Lehrer. Wie heißt man also den Fehler eines Menschen, der die Folgen nicht überdenkt, die aus der und jener Handlung entstehen können?

Schüler. Unvorsichtigkeit, Leichtsinn, Sicherheit.

Lehrer. Ja, so ists, mein Sohn. Wenn ein Mensch sich ohne Grund etwas fest einbildet, weil er etwa wünscht, daß es so sey; oder nach seinen jedesmaligen Gelüsten lebt; zum Denken entweder nicht gewöhnt ist, oder durch Fressen und Saufen, und andre übermäßig genoßne Wollüste, seine Seelenkräfte stumpf gemacht hat; und weil ihm lange kein Unglück begegnet ist, nun zu glauben töhricht genug wird, es könne nie schlimm gehen; so stürzt er oft plötzlich in einen Abgrund von Elend hinein, davon er sich weit entfernt hielt. Doch mit Petro war hier der Fall anders.

Schüler. Woraus wissen wir das mit Gewißheit, lieber Lehrer?

Lehrer. Daraus wissen wir es, weil er den lehrreichen Blick Jesu so bald verstand, seine schlechte Handlung schmerzlich bereute, und in der Folge, da er nun ganz überzeugt wurde, sein Leben für die Ausbreitung der christlichen Religion ließ.

Schüler. Was wollte denn Jesus also damit eigentlich sagen; „Wenn du dermaleins dich bekehrest, so stärke deine Brüder?“

Lehrer. Jesus wollte damit sagen: Lieber Petrus, ich vergebe dir, daß du mich verleugnen, oder dich meiner Bekanntschaft schämen willst. — Aber sey du künftig desto vorsichtiger, traue dir selbst nicht mehr so viel, und prahlte nicht mehr, wie

sonst, mit deiner Beständigkeit; sondern halte dich für einen Menschen, der ohne Behutsamkeit, zu fehlen fähig ist. Dann sey dein erstes Werk, meinen übrigen zerstreuten Jüngern, oder Schülern, von deiner bessern Erkenntniß mitzutheilen, sie zu trösten, und sie an meine Worte zu erinnern: „Ich würde zwar getödtet werden, „aber am dritten Tage würde ich wieder auferste„hen, und davon, wie von aller meiner übrigen „Lehre, sollten die Zeugen seyn, allenthalben.

Schüler. Wie liebenswürdig ist doch Jesus in allen seinen Handlungen!

Lehrer. Ja! und wie duldend erzog er seine Jünger! Mitleidig ertrug er ihre Fehler, und so erlößte er sie allmählig von ihren fast unüberwindlich scheinenden Vorurtheilen, durch Lehren voll tiefer Weisheit, und zum eignen Nachdenken reitzenden Inhalts; bis sie endlich, nach seiner Auferstehung, das Geheimniß des Reiches Gottes in einem Lichte sahen, dem die vorige Finsterniß weichen mußte. Denn nunmehr, da den Schülern Jesu die Schrift geöffnet war, oder sie die Schrift verstanden; da ihnen nicht mehr um das leibliche Sitzen zur Rechten des Königs der Juden, wie sonst, zu thun war; da sie merkten, daß Jesu Reich ein geistliches Reich, und er ein König sey, dem es mehr um Einführung von beruhigender besserer Erkenntniß von Gott, und seinem alle Menschen ohne Unterschied glückselig machenden Willen, als um Gewalt, Pracht und Wohlleben irrdischer Fürsten zu thun wäre; nun predigten sie auch mit Freudigkeit: Jesus sei der Christ Gottes; Christi Lehre sei von Gott; ihm sei alle zu der Menschen Heil nöthige Gewalt im Himmel und auf Erden von Gott seinem Vater gegeben; und wer ihm glaube, dem sei ein ewiges Glück gewiß. Dieses Glaubens Kennzeichen, und die Bedingung dieser göttlichen Begnadigung aber sey: heilig, das ist,

züchtig, gerecht und gottselig leben zu wollen. Sieh, mein Sohn, so wurden die Jünger Jesu, und vornehmlich Petrus, seinem Befehle: „Stärke deine Brüder!“ gehorsam. Aber könntest du das in deinem Stande wohl auch thun, und dir auch eine nützliche Lehre daraus merken?

Schüler. Ja, lieber Lehrer. Sollte ich einst einen Fehler begehen, so will ich es bei der bloßen Reue nicht bewenden lassen; sondern, wie Petrus, andre warnen, daß sie nicht auch fallen. Aber ich will mich hüten, und vielmehr mich alles guten Wandels befleißigen, damit die Leute, wenn sie sehen, wie glücklich und zufrieden ich bei Jesu Nachfolge bin, Gott darüber preisen, und auch, so zu leben, Lust bekommen sollen.

Lehrer. Das hilf uns doch alle thun, o Gott: du Vater aller rechten Erkenntniß, und aller guten Gaben; damit wir endlich als aufrichtige treue Diener bei Jesu, unserm Herrn und Meister, seyn können allezeit. Amen!

1 Petr. 1, 7. 13–22. Cap. 2, 1. 2. 11–25. Cap. 3, 1–11. 2 Petr. 1, 1–15.

116. Gute Vorsätze.

Ich will in der Schule recht Achtung geben, damit ich geschickt und gut gesinnet werde.

Ich will alles gern und willig thun, was meine Aeltern, meine Lehrer und meine Herrschaft mir befehlen.

Ich will immer fleißig seyn, damit ich der Arbeit gewohnt und kundig werde.

Ich will mich richten nach gutem Rath, und über alles; was ich Gutes höre und sehe, unbefangen nachdenken.

Ich will den Umgang der Bösen und Leichtsinnigen meiden.

Ich will mäßig seyn in allen Stücken, meine Gesundheit schonen, nicht zänkisch, neidisch, sondern

verträglich und bescheiden seyn gegen alle, die mit mir umgehen.

Ich will zufrieden und fröhlich seyn bei allem, was ich habe.

Ich will nicht ängstlich sorgen, sondern Gott vertrauen, daß mir bei redlichem Fleiße das Nöthige nicht mangeln werde.

Ich will keinen Tag hingegen lassen, ohne an Gott zu denken, und an den Gedanken an Gott stets auch den an meine Pflicht anknüpfen.

Ich will niemanden ein Aergerniß geben, will auch den bösen Schein meiden.

Ich will fleißig zur Kirche gehen, und in derselben die Religion immer besser kennen und empfinden lernen.

Ich will meinen Beleidigern gerne verzeihen, und jedermann gerne dienen und helfen.

117. Beitrag zur Erkenntniß Jesu.

(Ein Lied.)

Der du aus deines Vaters Thron
Auf Erden kamst, o Gottessohn:
Und lehrtest, littest, starbest,
Uns Seligkeit erwarbest;

Wie lob ich dich, wie dank ich dir,
Herr Jesu! würdig? Hilf du mir
Dein Lob vor allen Dingen
Mit Herz und That besingen!

Dein Mitleid, und nicht Würdigkeit
Der Menschen, machte dich bereit,
So viel und große Plagen
Geduldig zu ertragen.

Ein Mensch du wurdest wunderbar:
Als deiner Engel Botschaft war,
Zu melden Fried und Freude
Den Hirten auf der Weide.

Das war das Zeichen dieser Zeit:
Der Heiland kam in Niedrigkeit,
Der Armen und Elenden
Unwissenheit zu enden.

Zum Lehrer hatt' ihn Gott bestellt
Für alle Menschen in der Welt;
Doch wollten seine Lehren
Die Herrn des Volks nichts hören.

Der Armen Menge hieng ihm an;
Und die, die er so lieb gewann,
Und als Apostel sandte,
Nahm er aus niederm Stande.

Weit über Menschenwürden hob
Er sie empor. Noch blüht ihr Lob.
Wie wir Gott recht verehren,
Ließ er durch sie uns lehren.

„Ehrt Gott im Geist, sprach er, und wißt,
„Daß seine Freude Wohlthun ist;
„Liebt, Menschen, ihn, als Vater,
„Und eures Heils Berather.

„Vertrauet ihm, er sorgt für euch;
„Gehorcht ihm gern; und müßt ihr gleich
„So manches hier noch leiden,
„Einst kehrt ers doch in Freuden.

„Auch wer ihn undankbar vergißt,
„Auch über den er gütig ist;
„Ihm bleibt es unbenommen,
„Zum Vater noch zu kommen.

„Liebt euch als Brüder insgesammt,
„Weil ihr von Einem Vater stammt;
„Verzeiht gern; übt Erbarmen
„An Leidenden und Armen.

„Nicht Gab' und Opfer fordert Gott;
„Wers nicht aufrichtig meint, treibt Spott,
„Wie viel und theure Gaben
„Er mag geopfert haben.

„Gott sieht aufs Herz. Arm oder reich,
„Groß oder klein, das gilt ihm gleich;
„Ihm können nur gefallen,
„Die seine Wege wallen.

„Nah ist Gott überall, wie fern:
„Er höret Dank und Bitte gern.
„Wer bittet, der empfähet,
„Wenn er, wie's recht ist, flehet.

„Was jeder Mensch für eine Saat,
„Gut oder schlecht, gesäet hat;
„So wird die Frucht gerathen:
„Der Lohn ist wie die Thaten.

„Wer gut zu seyn sich nicht bewirbt,
„Der wird einst, wenn er auch so stirbt,
„In seines Richters Augen
„Zur Seligkeit nicht taugen.

„Belohnt wird der getreue Knecht.
„Der andern nützt' und diente recht,
„Schon hier durch gut Gewissen,
„Durch Trost in Kümmernissen.

„Einst solls ihm ewig wohlergehn,
„Wenn alle Todten auferstehn.
„Gott wird ihm mehr vertrauen;
„Ein ewig's Glück ihm bauen.

„Wer's fühlt, wie schwer die Sünde drückt,
„Gern besser wäre — tief gebückt
„Nach wahrem Troste schmachtet,
„Und sich zu bessern trachtet:

„Für den ist alle Schuld gebüßt.
„Das Wort von Jesu trostvoll ist
„Dem, ders von Herzen gläubet,
„Treu im Gehorsam bleibet.

Das lehrte Jesus, unser Herr,
Aufs deutlichste, und kräftiger,
Als jemals Lehrer thaten,
Um unserm Heil zu rathen.

So wie er lehrte, lebt' er auch,
Entfernt von falscher Lehrer Brauch,
Stets eifrig, Gottes Willen
Rechtschaffen zu erfüllen.

Voll Menschenliebe war sein Herz;
Mitleidig bei Bedrängter Schmerz;
Geschäftig, Seligkeiten
Und Einsicht auszubreiten.

Und doch verfolgten Haß und Neid
Ihn hämisch. Seine Lebenszeit
Verstrich ihm, unter Plagen
In mühevollen Tagen.

Der Feinde Bosheit ruhte nicht,
Zog ihn gewaltsam vors Gericht,
Gab vor, daß Jesu Lehre
Falsch, Gotteslästrung wäre.

Man stellt' erkaufte Zeugen dar;
Man schmäht' und höhnt' ihn — schlug ihn gar —
Der Richter Wuth entflammet —
Und Jesus wird verdammet.

Die schmerzenvollste Todes-Art
Ein Lohn des Menschenfreundes ward —
Es litte der Gerechte
Den Tod der bösen Knechte.

Geheftet an des Kreutzes Stamm
Hieng er geduldig, als ein Lamm;
Schalt die nicht, die ihn plagten,
Und ihn zu spotten wagten.

Als nun das Maaß der Leidenszeit
Vollbracht war, hat Barmherzigkeit
Er noch im Tod erzeiget;
Und drauf sein Haupt geneiget.

Von Jesus Freunden einer, bat
Um seinen Leib; und dieser hat
Ihn, wie man dort es pfleget,
Ins Felsengrab geleget.

Am dritten Tag stand Jesus auf —
Viel sahn ihn lebend — Fuhr hinauf
Zu hochverdienter Ehre,
Des jauchzten Engelchöre!

Mit Geistesgaben rüstet' er
Bald Männer aus, die hin und her
Der Lehre Saamen streuten;
Sich großen Segens freuten;

Durch sie, vom Vater auf den Sohn,
Pflanzt sich die Lehre fort, es flohn
Nun endlich ganze Lande
Des Götzendienstes Schande.

So ward uns auch dein göttlich Wort!
So wurdest du auch unser Hort,
Die wir auf Todesstraßen
Und tief im Dunkeln saßen.

Nun kennen wir, Erlöser! dich;
Und freun uns deiner. Findet sich
Gleich Irrthum noch und Sünde
Wie Schwachheit bei dem Kinde:

So straft's doch deines Wortes Geist.
Es ist noch jetzt, wie's Gott verheißt,
Ein Leitstern, dem Gewissen
Ein Licht in Finsternissen.

Wir können's lesen, Sinn und Kraft
Davon bedenken, und es schaft
Viel Trost in Müh und Plagen,
Und Rath in guten Tagen.

Denn durch das Wort von Jesu Christ
Wirkt Gott (des Wille mächtig ist
Der Schwachen Muth zu stärken)
Zu allen guten Werken.

Dazu hat Jesus uns erkauft.
Wir sind auf diese Pflicht getauft,
Den Sünden abzusterben,
Die Seel' und Leib verderben.

Sind wir nun, Herr, dein Eigenthum,
So sey Gehorsam unser Ruhm!
Uns fliehe Lust zur Sünde!
Der Eitlen Liebe schwinde!

Wo unser Schatz ist, sey das Herz!
Gott lieben wir; und himmelwärts
Soll unser Sinn sich richten
Bei Uebung unsrer Pflichten.

Man soll's an unserm Wandel sehn,
Welch Heil durch Jesum ist geschehn.
Wir wollen alle lieben;
Auch die, die uns betrüben.

So war ja, Herr, dein edler Sinn —
That'st Bösen Gutes — Auch darin
Bist du ein Vorbild worden
Für deiner Christen Orden.

Hilf uns dein friedebringend Reich
Noch mehr verbreiten, daß zugleich
In aller Völker Zungen
Dir werde Lob gesungen!

Doch Gott weiß ja die rechte Zeit
Es werden Jesu Herrlichkeit,
Die seine Glieder waren,
Im Himmel ganz erfahren.

118. Merkwürdiger Stoff zum Unterricht in kurzen Sätzen.

1. Die allgemeine Regel der Natur ist: nichts voraus zu bezahlen. So ist erst Mühe, dann Lohn; erst Ackerarbeit, dann Aerndtefreude; erst Lernen, dann Können.
2. Einen Menschen erziehen heißt, ihn gewöhnen nach guten Grundsätzen zu handeln.
3. Menschliche Fähigkeit kann durch Uebung unglaubliche Vollkommenheit erlangen.
4. Die oberste Stufe der Erkenntniß und der Tugend, zu welcher wir uns auf Erden hinauf

üben, bestimmt den Grad und die Stufe der Glückseligkeit, die wir beim Eintritt in das zukünftige Leben zu genießen haben. 2 Cor. 9, 6. Gal. 6, 7.

5. Der Himmel oder die Seligkeit, ist die Gesellschaft lauter guter Menschen. Matth. 25, 32. ꝛc.

6. Es ist ein merkwürdiger Unterschied zwischen guten und bösen Handlungen. Denn: die größeste Mühe bei guten Handlungen ist bald vergessen; aber der Nutzen und das Wohlgefallen daran bleibt. Hingegen: die süßeste Freude bei Befriedigung böser Absichten und Lüste ist auch bald vergessen, aber der Schaden und die Reue bleibt.

7. Ohne Selbstverleugnung geht es niemals ab, man mag sich der Tugend, oder dem Laster ergeben. Denn auch das Laster hat seine Märtyrer.

8. Herrlich lohnt die Tugend, denn sie macht uns theilhaftig der göttlichen Natur. 2 Petr. 1, 4.

9. Schrecklich ist das Ende der Lasterhaften. Sie müssen sich selbst Thoren nennen, die des rechten Weges verfehlt haben. Weish. 5, 1-16.

10. Gott fordert die Tugend, und verbietet das Laster, nicht um sich selbst willen; sondern darum: weil erstere den, der sie liebt und übt, seiner bessern Wohlthaten empfänglich macht; letzteres aber den, der es liebt übt, am Empfang und Genuß dieser Wohlthaten hindert.

11. Je mehr Anlagen und Gelegenheiten ein Mensch gehabt hat, gut zu werden, um so mehr Pflicht hat er dazu: und wenn er das verachtete, um so mehr Verantwortung. Luc. 12, 48.

12. Wer betet, der bittet oder dankt; und in beiden Fällen bedarf die Empfindung keiner auswärtigen Vorschrift

13. Es hat viel zu thun, daß ein Mensch im Glück Gott lobet; noch schwerer ists, im Unglück mit

David sagen; Wenn du mich demüthigst, machst du mich groß. 2 Sam. 22, 36.

14. Wo ist im eigentlichen Verstande Gottes Reich? Antwort: Obwohl Gott ein Herr ist Himmels und der Erden; so ist doch eigentlich sein Reich da, wo von verständigen Geschöpfen er für das, was er ist, erkannt, und seinen wohlthätigen Absichten nicht durch Irrthum und Laster entgegen gearbeitet wird. Marc. 12, 34. Joh. 27, 3.

15. Wer sich selbst liebet, befleißiget sich der Tugend, des Recht- und Wohlthuns. Denn Geben ist seliger als nehmen; wer heilig ist, muß selig seyn

16. Wer sich nicht gewöhnt, die Menschen, die um ihn sind, so viel an ihm ist, glücklich zu machen, der liebt die Menschen überall nicht.

17. Wer da glaubt, das Gebot; du sollst deine Feinde lieben, heißt so viel, als: du sollst zu ihrem Umgange dich drängen, oder zu ihnen dich freuen, der glaubt irrig. Die Natur dieser Art von Liebe wird am besten erklärt, wenn man die Sprüche zu Hülfe nimmt, „Wenn deinen Feind „hungert und dürstet, so speise und tränke ihn ꝛc. „Räche dich selbst nicht ꝛc. Thue ihm Gutes um „Böses ꝛc.

18. Nächstenliebe ist Vorübung des himmlischen Lebens; Nachahmung des alliebenden Vaters im Himmel; Verehrung aller menschlichen Ordnung um Gottes willen, und gemeiniglich die Anzeige einer gesunden und nachdenkenden Seele.

19. Wenn irgendwo Liebenswürdigkeit Liebe fordert; so fordert sie gewiß der vortrefliche Charakter Christi. Ein Glied derjenigen Gemeine zu werden, wovon er das Haupt ist, dieses darf des edelsten Menschen Wunsch und Bestreben seyn.

20. Wahre Weisheit ist das beste Gut, und die beste Gabe. Sie ist allen Menschen in allen

Ständen nützlich. Kein Mensch hat noch je gelebt, den ihr Besitz nicht glücklich gemacht hätte. Spr. 8, 17. 18. 19. Sir. 6, 18. 37. Cap. 14, 22. 23.

21. Es gibt auch Seelenkrankheiten: z. B. Unwissenheit, Trägheit, Unachtsamkeit, Unzufriedenheit, Neid, Unverträglichkeit, Habsucht, (haben wollen) Ungeduld, Schadenfreude, Jähzorn. Einer so kranken Seele ist es nicht wohl zu Muth. Es gibt Rath und Hülfe auch für Seelenkranke: doch ist es besser, nicht krank an der Seele, oder doch so geschwind als möglich wieder gesund zu werden.

22. Wer durch viele Uebung sich gewöhnt hat, alles gerne zu thun, was Gott und allen rechtschaffenen Menschen darum wohlgefällt, weil es recht und nützlich ist, der übt die Tugend, oder, ist tugendhaft. Ein solcher Mensch möchte gern täglich noch besser werden, in Erkenntniß und Geschicklichkeit, im Recht- und Wohlthun wachsen, weil es ihm Freude macht, so oft ihm was Gemeinnüz ges gelingt; und so kann er froh leben und sterben.

23. Was ist von andern nach den Gesetzen und Verträgen fordern darf, das ist mein Recht. Was andre nach den Gesetzen und Verträgen von mir fordern dürfen, das ist meine Pflicht. Keiner hat Rechte, der nicht auch Pflichten hätte, so wie keiner Pflichten ohne Rechte. Dieses ist das Band der menschlichen Gesellschaft. Einer bedarf also des andern. Wohl dem, welcher sein Recht nicht übertreibt, und seine Pflichten nicht vernachlässigt.

24. Tugend — das Schönste unter allem, was wir kennen — was ist sie? Was ist sie anders, als das Bestreben des Menschen, gut zu handeln? Und worinn besteht dieses nun? Da die Sinnlichkeit mit der Vernunft (das Fleisch mit

dem Geist, Röm. 7, 15. ꝛc.) in beständigem Widerstreit ist, so besteht die Tugend im siegenden Kampfe des sittlichen Gefühls (oder des Gewissens) über die Sinnlichkeit.

Wahr ists, die Tugend kostet Müh,
Sie ist der Sieg der Lüste.
Doch richte selbst, was wäre sie,
Wenn sie nicht kämpfen müste?
Gellert.

25. Eigentlich gibt es nur Eine Tugend, aber sie äussert sich in Erfüllung mehrerer von ihr ausfliessender Pflichten. Aus Einem Hauptstamme zwei Hauptäste, die sich wieder in viele Zweige vertheilen. Eine Quelle, aber eine Menge Bäche aus ihr abgeleitet. Eine Sonne, die nach allen Seiten hin ihre Strahlen ausschickt, und eine Menge Weltkörper, denen sie ihre Kräfte mittheilt. Und welche sind jene zwei Haupttugenden? Gerechtigkeit und Güte. Jene läßt jedermann das Seinige, diese erhöht und vermehrt jedermann das Seinige.

26. Schön und groß ist der Grundsatz: „Ich darf mein Ich andern nicht vorziehen!“ hingegen ein elendes Sprüchwort: „ich bin mir selbst der Nächste.“ Nein, ich soll in allem, was Mensch heißt, die Vernunft, das Bild Gottes, ehren, in mir selbst wie in andern, in andern, wie in mir selbst; ich soll den Nächsten nicht weniger als mich selbst lieben.

27. Tugend! himmlische Tugend! sei du meine Gefährtin. Dir und deinem Dienste schwöre ich, deinen heiligen Pflichten, dem Gesetze Gottes, will ich leben und will ich sterben. Nur von dir will ich Freuden annehmen, wenn mir Freuden beschieden sind — und wenn du sie mir verbietest, so verlange ich sie nicht. Wenn ich ein ganzes Leben dir aufopfere, wenn ich einen Schmerzenstod für dich sterbe, so ist es immer nur ein kleines

Opfer; denn du bist mir Alles! Gott, den heiligen Herrn der Welt, kann ich durch dich nur verehren! Er hört diesen meinen Schwur, Ihm gefällt er wohl, und Er, der Allmächtige, wird mir den Sieg an allen Versuchungen verleihen!

119. Die Stadt.

Eine Menge Häuser, die an beiden Seiten von Straßen gebaut sind, welche sich an mehreren Orten durchschneiden oder kreuzen, mit Mauern umschlossen werden können, nennt man eine Stadt.

In der Stadt wohnen die Bürger, und eine Zahl verständiger Personen, die zusammen der Magistrat genennt werden, regiert sie, oder besorgt alles, was durch Erhaltung von Ordnung, Sicherheit und Ruhe, zu ihrer Glückseligkeit dienen kann. In der Stadt sind die meisten Handwerker, auch werden daselbst Wochen- und Jahrmärkte gehalten, wo Vieh und andere Waaren zu Kauf sind. Auf die Wochenmärkte bringt der Landman, was er entbehren kann, und löset Geld, womit er wieder den Städtern das abkauft, was sie missen können, und er braucht. So nützt das Dorf der Stadt, die Stadt dem Dorfe.

120. Handwerk.

Wer Hände hat, soll damit nicht blos die Speisen zum Munde bringen, sondern auch nützliche Arbeit verrichten. Der Landmann braucht seine Hände zu dem, was zur Landwirthschaft gehört, doch thun es die Hände nicht allein, sondern es gehören Werkzeuge darzu. Sollten die Menschen, welche den Acker bauen, auch die nöthigen Werkzeuge sich selbst verfertigen, so würden sie über einer Arbeit die andere versäumen müssen. Daher haben sich die Menschen in die Arbeit getheilt. Diejenigen, welche in Städten wohnen, wo mehr Gelegenheit uud Anstalten dazu sind, machen das, was der Landmann und ein jeder braucht, und kaufen

kann: und heißen Handwerker, als Schuster, Schneider, Riemer, Seiler, Schlosser, Schmiede ꝛc. Die solch Handwerk lernen wollen, heissen Lehrjungen, die es schon können, Gesellen, und die, bei denen jene lernen, und diese um Lohn arbeiten, Meister. Die allernöthigsten Handwerker haben sich auch auf den Dörfern ansäßig gemacht.

121. Fabriken.

Wo ein Mensch viele andere Menschen beschäftiget, um eine Menge verkäuflicher Waaren anzuschaffen, damit er handelt, das nennt man eine Fabrik. Der Vorgesetzte heißt der Fabrikant, ein solcher nährt oft viele Familien durch den Arbeitslohn, den er sie verdienen läßt.

122. Kauf und Verkauf.

Der Verkäufer verkauft und der Käufer kauft. Jener muß ehrlich seyn, muß nicht schlechte Waare für versprochne Gute, muß richtige Zahl und Gewicht liefern: dieser muß ordentlich seyn, und mit gültigem Gelde bezahlen, oder eine sichere Verschreibung liefern. Einen Kaufmann heißt man den, bei welchem Waaren für Geld oder Geldeswerth zu haben sind.

123. Münzen.

Vor Alters vertauschte man ein Bedürfniß gegen das andere. Heutzutag geschieht das seltener, und man bezahlt gewöhnlich mit Geld. Das Geld ist meistens aus Metall. Man prägt darauf das Bildniß des Regenten und den Werth des Stücks, und nennt es Münze. Es gibt deren mancherlei Arten, als von Kupfer, Silber, Gold. Ihr Werth ist sehr verschieden. Die kleinsten und vom wohlfeilsten Metall heißen Scheidemünze. Es gibt auch Papiergeld, besonders in den großen Staaten, z. B. England, Rußland, Oesterreich.

124. Maaß und Gewicht.

Ein Zoll ist eben so lang als ein starker Daumen breit

ist. Zehen grösere oder zwölf kleinere Zolle lang nennt man einen Schuh (Fuß), deren zehen grösere oder zwölf kleinere eine Ruthe ausmachen. Die Hälfte einer Ruthe heißt ein Klafter. Ein ordentlicher Schritt hält zwei Fuß zwölftausend Schritte kann man bequem in zwei Stunden machen, und das heißt man eine Meile. Manche Waaren werden mit der Elle, die verschiedene Länge hat, gemessen. Was flüssig ist, als Wasser, Wein, Bier, Branntwein, Essig, Oel, und zerlassener Honig, wird mit Gefässen gemessen, die eine bestimmte Grösse oder Weite haben. Andere Waaren werden gewogen nach Quintchen, Lothen, Unzen, Pfunden, Steinen und Zentnern. Ein Loth hat vier Quintchen, eine Unze zwei Loth, ein Pfund zwei und dreißig Loth, ein leichter Stein eilf Pfund, der schwere Stein doppelt so viel, ein Centner hundert Pfund.

125. Gesetze.

Die Obrigkeit befiehlt und setzt fest, was geschehen oder nicht geschehen soll, das heißt: sie gibt Gesetze. Ohne Vorschriften und Gesetze würde jeder thun, was er wollte. Und da könnte die Obrigkeit nicht regieren, nicht für das Wohl des Ganzen sorgen. Daher muß sich jeder bemühen, die Gesetze zu wissen und zu kennen, wornach er seine Handlungen einrichten soll.

Wem es zuweilen lieber wäre, ohne Gesetz zu leben, der bedenke doch, wie viel öfter es ihm lieber seyn wird, daß es Gesetze oder Vorschriften gibt, wornach jeder sich richten muß, und er wird durch dieses Nachdenken willig werden, den Gesetzen zu gehorchen. Denn wie viel Schaden könnte ihm durch andere geschehen, welches nun die Gesetze verhindern?

126. Gericht.

Wenn Streitigkeiten in einer Gemeine vorfallen, so ist wohlgethan, wenn alte oder sonst verständige Menschen sich bemühen, den Streit beizulegen, oder die Partheien zu versöhnen. Dieß kann geschehen durch Vorstellung des Schadens und der Unkosten, die bei

Hader und Zank vorfallen, ingleichen der Unruhe, die damit verbunden ist. Auch kann es geschehen, wenn den Zänkern die Sache, worüber der Streit ist, recht deutlich gemacht und ihnen gezeigt wird, was in ihren Forderungen oder Versagungen unbillig ist, wie auch, daß, wenn ein jeder etwas nachgibt, sie sich vergleichen können.

Hilft dieß nicht, so gehen die Partheien vor das ordentliche Gericht. Jeder trägt seine Sache mündlich oder schriftlich vor. Der Richter schreibt ihre Aussagen auf, und fordert Beweise und Zeugen zur Bestätigung ihrer Angabe. Dann erfolgt der Spruch, wobei es sein Bewenden hat, und einer oder beide bezahlen die Gerichtskosten.

127. Landes-Vertheidigung.

Wenn eine Gesellschaft Menschen sehr zahlreich ist, und aus vielen Dörfern und Städten besteht, so nennt man sie einen Staat. Oft entstehen da Streitigkeiten, und es geht Gewalt für Recht. Diesen Zustand nennt man Krieg. Verwüstungen Hunger, Krankheiten, Tod und Elend aller Art sind Folgen desselben: o es gibt kein schrecklicheres Uebel, als wenn Menschen einander auf dem Schlachtfelde wie Tiger zerreissen! Wird ein Staat so angegriffen, so vertheidigt er sich und sein Eigenthum so gut er kann Die stärksten und muntersten Bewohner desselben müssen die alten und schwächern beschützen, indem sie sich dem andringenden Feinde entgegen stellen, und ihn hindern, größern Schaden zu thun.

128. Soldaten.

Wenn ein jeder die Pflicht hat, das Wohl des Ganzen, wovon er Theil ist, zu befördern, und Schaden zu verhüten, so müßte jeder auch in den Krieg ziehen, wenn dergleichen entsteht. Da würden aber Ackerbau und Handwerker stille stehen, Nahrlosigkeit, Hunger und Elend sehr groß werden. Also hat man nur einige von vielen, die sich dazu schicken, ausge-

wählt, um benöthigten Falles den Staat zu vertheidigen. Diese heissen Soldaten. Man übt sie zur Zeit des Friedens alle Jahre einige Wochen in dem, was ein tüchtiger Soldat wissen und kennen muß. Die das noch nicht kennen, aber lernen, heissen Rekruten. Die es gelernt haben, und nach Hause gehen dürfen, Beurlaubte. Wer lange genug gedient hat, bekömmt den Abschied, einen Dienst oder Gnadengehalt, wenn an ihn die Reihe kommt. Die höhern Befehlshaber heissen Generale und Stabs-Officiers. Unter diesen stehen die Hauptleute, Lieutenants, Feldwebel und Unteroffiziere, nebst den Soldaten.

129. Verhältniß.

Wenn viele vereinte Theile zu einem Endzweck wirken sollen, oder womit man etwas erreichen will, was man sich vorgesezt hat, das muß sich zusammen passen und schicken. Wenn die Theile, woraus ein Pflug besteht, sich nicht zusammen schickten, so würde man den Endzweck, wozu man den Pflug braucht, nehmlich das Pflügen oder Auflokern des festen Erdbodens nicht erreichen. So bei dem Spinnrade, der Uhr, den Wind- und Wassermühlen und mehreren Dingen, die aus vielen zusammengesezten Theilen bestehen. Die Vorschrift, nach welcher sie zusammengesezt werden, nennt man ihr Verhältniß.

130. Das Fuhrwerk.

Wer etwas zu Lande fortbringen will, was zum Tragen zu schwer ist, der legt es auf einen Schubkarren, und schiebt ihn vor sich her. Zuweilen wird noch ein zum Ziehen abgerichteter starker Hund vor den Schiebkarren gespannt. Ist die Last dafür zu schwer, so wird sie auf Wagen geladen, die zwei oder vier Räder haben, und Pferde oder Ochsen müssen sie fortziehen. Das Fuhrwerk mit zwei Rädern nennt man Karren, und die grösten Wagen sind die Frachtwagen, welche, weil sie zur Fortbringung schwerer Lasten dienen, groß und stark gebaut seyn müssen, und daher viel Vorspann nöthig

haben. Bei dem Fuhrwerk kommt alles darauf an, daß man viel auf einen Wagen laden könne, ohne das Zugvieh dabei übermäßig arbeiten zu lassen. Dieses wird erreicht, wenn der Wagen breit ist, so geht viel hinein, und er braucht nicht so hoch geladen zu werden, wobei er leicht umwirft; wenn die Achsen recht in die Nabenlöcher der Räder passen; wenn die Räder recht rund sind, und wenn die Spur oder das Fuhrgeleise so breit ist, daß zwei Pferde neben der Deichsel gehen können, ohne das Geleise bald auf dieser, bald auf jener Seite zu treten zu müssen.

131. Die Schiffahrt.

Große Hölzer mit Brettern bekleidet, und mit Eisen verbunden, inwendig hohl gebaut, schwimmen auf dem Wasser und heissen, wenn sie klein sind, Kähne, oder wenn sie groß sind, Schiffe. Sie werden mit Rudern fortgestossen, oder man spannt ein großStück Leinwand oder mehrere, die man Segel nennt, aus, worin der Wind sich fängt und so das Schiff fortbewegt. Damit es geraden Lauf halte, dient das Steuerruder hinten am Schiffe, welches der Steuermann regiert. Dergleichen Schiffe können schwerere Lasten tragen als viele Wägen, und werden daher den Menschen sehr nüzlich.

132. Bergwerke.

In der Erde findet man Steine, in welchen mehr oder weniger von Metallen steckt, als Eisen, Kupfer, Gold, Silber, Blei und Zinn, welches man mit Feuer aus diesen Steinen schmelzt. Was dann nicht Metall ist, heißt Schlacken. Das Eisen ist das nüzlichste und häufigste von den Metallen. In der Schmiede wird es zu allerlei nüzlichen Werkzeugen verarbeitet. Es gibt aber auch Halbmetalle als Quekſilber, Galmey, Wismuth, Spießglas; man benüzt sie ebenfalls zu vielerlei Künsten und Handwerkern, zur Zusammensezung des Messings ꝛc. zu Arzneimitteln.

Und wie viel Nüzliches gräbt man noch sonst aus der Erde, man denke sich den Schwefel, den Gyps, den

Marmor, die gemeinen Kalk- Sand: und andere Bruchsteine. Ja es gibt so kostbare, lichte, und schön-gefärbte Steine, (Edelsteine), daß reiche Leute oft ein kleines Stück davon mit vielem Gelde bezahlen.

Metalle gräbt der Mensch tief aus dem Schooß der Erden,
So muß in der Natur ihm alles zinsbar werden.
Was ist wohl nüzlicher, das Eisen. oder Gold?
Drum gibts des Eisens mehr; so hat es Gott gewollt.

133. Kalender.

Um die Zeit einzutheilen in Tage. Monate und Jahre wurde der Kalender erfunden, so wie die Uhr, um die Stunden zu wissen. Den wie vielsten Tag in jedem von den 12 Monaten, die in unserm Jahre sind, wir heute zählen, nennt man das Datum. Dieses muß, wie Ort, Jahrszahl und Namensunterschrift des Schreibers, unter jedem Briefe Verschreibung, Zeugniß oder Attestat und schriftlichem Bündniß stehen, sonst gilt es vor Gerichten nicht.

Auch stehen im Kalender die Jahrmärkte und Festtage und noch manches Nüzliche. Manches ist aber auch unnüz, ja schädlich, z. B. die Vorherbestimmung, an welchem Tage es gut sey, die Haare zu verschneiden, Ader zu lassen, oder Arznei zu gebrauchen. Denn wem die Haare ins Gesicht hängen, der braucht mit dem Abschneiden nicht zu warten, wer gesund ist, muß gar nie aderlassen, und wem was an seiner Gesundheit fehlt, dem sind Arzneimittel nöthig, der Kalender mag schreiben, was er will. Eben so wenig weiß er das Wetter vorauszusagen.

134. Das Pflanzenreich.

Die Bauren zu Kleedorf hatten das Glück, einen gar braven, eifrigen und verständigen Schullehrer zu besizen: aber eben so achtungswerth war auch ihr Pfarrer, kein Tag vergieng, daß dieser nicht in die Schule kam, in derselben selbst lehrte, und sich nach allem, was vorgieng, erkundigte. Er hatte nicht blos dem Namen

nach die Aufsicht, er lenkte und leitete alles selbst. Diese beiden Männer kamen einst auf den schönen Gedanken, einen Schulgarten für die Kinder anzulegen, u. fanden den Schulzen des Dorfes sowohl als die Uebrigen vom Rath bald geneigt, ein sehr großes ödes Stück Feld, das der Gemeinde gehörte, zu diesem Zwecke anzuweisen.

Nun gab man den vier und zwanzig Schulkindern die sich durch Fleiß, Geschicklichkeit und Sitten gut auszeichneten, jedem Einen Theil des Feldes zu bearbeiten. Sie hatten denselben zu graben, zu düngen, zu besäen, zu bepflanzen, hatten zu jäten, zu hacken und zu begiessen: alles mit eigenen Händen, nur dann half man ihnen, wo ihre Leibeskräfte nicht zureichen. Diese neue Einrichtung machte ihnen gar große Freude, sie stunden früh auf um in ihren Gärten zu arbeiten, und nach geendigter Schule suchten sie keinen andern Spielplaz, als diese Gärten. Aber jedes hatte eine andere Art von Garten. Der erste hieß der Wurzelgarten. Liese säete weiße, gelbe (Möhren) und rothe Rüben, Steckrüben, Teltauer (Oetinger) R. Burgunder (Runkelr.) Meerettig und verschiedene Arten Rettige, ingleichen Kohlrüben (Kohlrabi) Sellery, Rübenrapunzel, Zwiebeln von verschiedener Art, Petersilien, Pastinak, Zuckerwurzeln, Skorzoneren. Ausserdem hatte sie ein Beet mit Kartoffeln (Erdbirnen) und ein anderes mit Erdäpfeln (Bataten) besteckt. Dieses alles war zu bauen nicht gar mühsam, und doch einträglich, weil jedermann diese Arten Gewächse braucht, und sie sich daher leicht auf dem Markte der nächsten Stadt, wohin die Mutter ihre Tochter bisweilen mitnahm, verkaufen ließen. Die einzigen Feinde, die Liesen bisweilen schadeten, waren die Maulwürfe uns die Mäuse: doch wehrte sie sich gegen sie, so gut sie konnte.

Georgs Holzgarten war zwar viel größer, aber nicht so einträglich. Er säete darin Bäume, deren Holz gebraucht wird, um es zu verbrennen, oder um Häuser und Schiffe zu bauen, oder um allerlei Geräthschaften davon zu machen. Man sah daher in

diesem Garten junge Eichen, Rothbuchen, Haynbuchen, Birken, Erlen, Linden, Hartrigel, Pappeln und Espen, Eschen, Weiden, Ahorn, Akacien, Platanen, Giftbäume (Hirschkolben), Tulpenbäume, Wermuthsfichten, Eibenb. (Taxus), Tannen, Fichten, Kiefern (Föhren), Lerchenb., Lebensb., Rüster (Ulmen), u. s. w. Ein benachbarter Förster gab dem fleißigen Georg bisweilen Anweisung, die Holzsaat recht zu behandeln. Da aber der Plaz nicht zureichte, so konnte er die jungen Bäume nicht gar groß wachsen lassen, man kaufte ihm aber auch manche schon jung ab: überdieß pflanzte er einige Beete Kohl, dessen Strunke man jung zu genißen pflegt, machte sich auch Spargelbeete, und baute Artischoken, ja seine Schwester Anne theilte den Gewinn ihres daran gränzenden Flachs- und Hanfgartens mit ihm. Diese Pflanzen tragen zwar weder Holzstämme, noch kann man ihren Stengel, wie den Strunk des Kohls, den Spargel ꝛc. essen: doch sind bekanntlich die Fasern desselben den Menschen sehr nüzlich. Anne säete den Lein, jätete ihn, raufte ihn, wenn er reif war, rüffelte ihn, und reinigte den Saamen. Alsdann hatte sie das Rösten zu besorgen, endlich wurde er mit dem übrigen Flachs ihrer Mutter gebrecht, geschwungen, gehechelt und gesponnen. Ebenso ward es auch mit dem Hanfe gehalten. Georg säete in seiner Schwester Garten zum Scherz auch ein kleines Stückchen große Nesseln: auch sie sind auf ähnliche Art nuzbar. Endlich fielen beede Geschwistrige auf den Gedanken, auch den Anbau des Reises, den man sonst nur aus den heißen Ländern bekommt, der aber auch teutsches Klima verträgt — zu versuchen. Noch besser gieng aber die Syrische Seidenpflanze von Statten aus ihren Samenkapseln, so wie auch aus dem Schottenweidrich und der Wiesenwolle, erzeugten sie sich eine Art von feiner Wolle, die, mit Baumwolle gemischt, zu Strümpfen, Handschuhen, Hüten ꝛc. treflich dienet.

Da die meisten Pflanzen dem Menschen durch ihre

Blätter nüzen, so enthielten der vierte und fünfte Garten lauter Kräuter; Friederike und Sophie baueten sie. Jene wählte sich Kräuter zur Nahrung, und daher fand man bei ihr weises und rothes Kraut, Wirsing, Schnittkohl, Blumenkohl, Broccoli, Krauskohl, Braunkohl, Welschkohl, Melde, Spinat, Mangold, allerhand Salat: (z. E. Endivie, Kresse) Petersilie, Sauerampfer, Körbel, und andere Suppenkräuter: diese hingegen legte sich mehr auf den Bau der Gewürzkräuter, z. B. Pfefferkraut, Boretch, Basilienkr. Majoran, Salbei, Rosmarin, Thymian, auch Kümmel, schwarz Kümmel, Münze, Raute, Coriander, Dill, Fenchel, Rabwurz, Senf, Annis, Beifuß, Lavendel, Portulak, Löffelkraut.

Der sechste Garten war den Futterkräutern bestimmt. Friz pflanzte Klee, rothen Wiesenkl. Erdbeerklee, weißen Bergklee, Steinklee, Bastartklee, Sternklee, Hopfenklee, Luzerne (Schneckenkl. ewigen Klee), Esparsette, und noch andere Arten, mit welchen er nachher den Kühen seiner Mutter einen guten Tag machte. Auch den Geißklee, Futterwicke, zweijährige Wicke, Zaunwicke, Heckenwicke, Vogelwicke, Platterbse, Kronwicke, wilde Kichern, Spergel und Bibernell, und Brennnessel, was lauter gutes Futter für die Kühe ist, baute er.

Aber alle, die mit Kräutern zu thun hatten, hatten zwei schlimmen Feinde, die Erdflöhe und die Raupen. Gegen die erstern versuchten sie allerlei Mittel, streuten Asche, sprengten Essig, a. dgl. Aber sie halfen nicht allezeit. Die Raupen konnten sie blos durch ihren großen Fleiß wegschaffen: sie brachen entweder die mit Eiern besäeten Blätter ab, oder lasen die Raupen ab, wenn sie kaum ausgekrochen waren.

Der 7. und 8te Garten waren Blumengärten. Den ganzen Frühling und Sommer über sahen sie bunt aus, das machte den zwei Mädchen, Johanne und Regine, zwar viele Geschäfte und Mühe, aber sie ward ihnen nicht sauer, weil beede grdße Lust dazu hatten. Johanne gab sich nur mit innländischen

Regine auch mit ausländischen Pflanzen ab. Manche Blumen wachsen aus Zwiebeln; diese mußten sie zu bestimmter Zeit in die Erde legen und wieder heraus nehmen, als! Schneetropfen, Knotenblumen, Narcissen, (Tazetten, Jonquillen, Dichternarcissen) Hiacinthen, Tuberosen, Königskronen, Mayblümchen, Lilien, Amaryllen, Kaiserbund, Tulpen, Schwerdtlilien (Iris), Frühlings-Safran, Siegwurz ꝛc. und aus vielen Wurzelzasern, wie Ranunkeln, Gartenanemonen, Lilienblumen ꝛc. deren manche durch die Pflege nach und nach gefüllt werden können. Andere aber werden alle Jahre von neuem gesäet und gepflanzet, z. B. die Astern, die Balsaminen, die wohlriechenden Wicken; die Ritterſporn, die Ackeley, das Glöckchen, der Mohn, die Sonnenblume, Wunderblume, Ringelblume, die indianische Kresse, Nachtviole, Strohblume, Papierblume, Aschenpflanze, Wucherblume. Die schönen Nelken werden alle Jahre abgelegt oder gesenkt. Auch so der Pfeiffenstrauch, der wie Jasmin riecht, manche bestöken sich und müssen daher von Zeit zu Zeit auseinander genommen und weiter verpflanzt werden, z. B. die Aurikeln und die Veilchen. Verschiedene mußten die Mädchen im Winter pflegen, als die Levkoien, die Lackstöcke, die Reseden, die vielen Storchenschnabelarten, Oleander, Fuchsie. Doch giebt es auch nicht wenige, welche den Winter ausdauren, und ohne sonderliche Wartung, alle Jahre wieder blühen, als: die Rose, die Strauswicke, die Syringe, die Schneeballe. Solche pflanzten sie in die Ecken der Gärten, damit sie durch das Umgraben der Beete nicht gestört werden möchten. Regine hatte auch in Kübeln einen Myrtenbaum, zog sich, vermittelst des Ueberwinters im Zimmer, Zitronen und Pomeranzen, wußte sich die Passionsblume an geschickten Orten im Freien, etwa auch durch Bedeckung mit Strohmatten, zu erhalten, und lernte so durch langes Forschen und Nachdenken, auch ohne Treibhaus und Mistbeete, manches während des Winters zu erzielen, was sonst nur in wärmeren Erd-

ſtrichen auszudauern pflegt. Ihre Mühe blieb nicht ganz unbelohnt, es fanden ſich oft Leute, die ihnen einen Blumenſtock abkauften: auch aus den Sämereyen und Pflanzen lößten ſie manchen Kreuzer. Wenn die Mädchen im Dorfe ſich putzen wollten, ſo kauften ſie den Blumengärtnerinnen Kränze und Sträuße ab. Ueberdieß wurde ſonſt kein Garten ſo fleißig beſucht, als die beiden Blumengärten. O wie ſchön! o wie wunderſchön! riefen die Leute, ſie lobten den Fleiß der Mädchen, und darauf thaten dieſe ſich was zu gut. Sie hatten einen Vetter, der Gärtner geweſen war, der gab ihnen Unterricht in der Blumenzucht.

Der neunte Garten war der Getraide-Garten: darinn pflanzte Johann lauter Pflanzen, deren Saamenkörner von Menſchen und Thieren gegeſſen werden, nemlich Roggen: Waizen, Dinkel, (Spelz) Einkorn, Gerſte, Haber, Hirſen ꝛc., aber auch Erbſen, Kichern, Wicken, Linſen, Bohnen, Heidekorn, Hirſen, Mohn, Schwaden, (Mannaſchwingel). Von den eigentlichtn Getraidearten baute er zwar nicht ſo viel, daß er davon Gewinn ziehen konnte, höchſtens ließ ſich nur eine Henne, eine Gans, oder ein paar Tauben damit füttern; aber dafür trachtete er viele verſchiedene Sorten Getraide, auch ausländiſche, die man hierzuland nicht zu bauen pflegte, (z. B. Polniſchen, Engliſchen Waizen, Wunderkorn, Staudenkorn, Aegyptiſches Korn) in ſeinen Beeten aufzuweiſen, und da er ſie weit genug auseinander ſäete und ſtekte, ſo trieben ſie ungewöhnlich große Körner, die es eine Luſt war, zu ſehen. Hirſe und Heidekorn wuchſen auch nur ſo viele, daß Johann ſie blos als Vogelfutter verkaufen, und ſich nicht zu einer Speiſe zurichten konnte; dagegen fanden die grünen Schotten der Erbſen und Bohnen allezeit Liebhaber. Dazu kam noch, daß Johann theils auch Mays (türkiſch Korn, türkiſchen Waizen, Welſchkorn baute, theils noch ſolche Körner gewann, die ſich als Gewürz brauchen laſſen, als Fenchel, Dill, Kümmel, Anis, Koriander,

und wenn er auch von jedem nur ein Mäschen einsammelte, so war ihm das schon der Mühe werth. Er stekte auch Haselnüsse, welsche Nüsse und Kastanien, wilde und eßbare, in die Erde, und es gelang ihm, einige junge Bäume zu erziehen, die er verkaufen konnte, als sie zum Versezen groß genug waren. Johann hatte doch den Vortheil, daß er nie allgemeinen Mißwachs hatte. Alle Jahre düngte er einen Theil des Gartens, arbeitete den aber sorgfältig um, aller Saame war rein und reif; wuchs zuviel Unkraut, so ward es ausgejätet; Heuschrecken und Werlen hatte er auch nicht zu fürchten. Blieb der Regen zu lange aus, so kam Johann mit der Gießkanne zu Hülfe.

Der zehente, eilfte, zwölfte und dreizehente Garten waren Obst-Gärten, und zwar von dem grösten Umfang. Die Benuzung derselben überließ der Schulze den 4 Söhnen des Schullehrers, in der Absicht, dem Vater seinen Gehalt etwas zu verbessern. Wenn die Kinder frisches Obst, gleichviel, ob Stein- oder Kernobst, aßen, so sammelten sie von den reifsten und schönsten Stücken die Kerne und Steine, und stekten sie nachher in die Erde. So bekamen sie einen großen Vorrath junger Aepfel- Birn- Pflaumen- Zwetschgen- Kirschen- Quitten- Mispeln- Apricosen- Pfirsich- Mandelbäume Einige davon konnten gleich versezt werden, wenn sie die rechte Größe erlangt hatten, z. B. Pflaumen und manche Kirschen, andere aber wurden nur wilde Stämme. Wenn nun der Vetter Gärtner, von dem schon oben erzählt worden, kam, das war gar ein freundlicher und behülflicher Mann; so wieß er den Knaben, wie sie die Bäumchen gut machen sollten. Er lehrte sie okuliren, pfropfen, kopuliren. Dadurch wurden des Schullehrers Gärten zu einer schönen Baumschule, in welcher man junge Bäume von allen inländischen Obstarten, ja auch von vielen fremden antraf. Wenn die jungen Leute irgendwo einen guten Apfel oder eine vorzügliche Birne gewahr wurden, so baten

sie sich einen Zweig aus, um ihn einem von ihren wilden Stämmen einzupfropfen. Der Verkauf der jungen Bäume trug dem Schullehrer, oder vielmehr seinen Söhnen, manchen Gulden jährlich ein: allein an den Wänden der Gärten, welche die meiste Sonne zu genießen hatten, waren Spaliere angebracht, an denselben zogen die Kinder junge Bäume, die in wenigen Jahren Früchte trugen, die ihnen viel besser schmeckten, als alle andere, weil sie sie selbst gebaut hatten, und sie so für den Lohn ihres Fleißes ansahen. Auch Feigenbäume versuchten sie.

Das vierzehente und fünfzehente Stück Feldes wurden zu Weingärten angewendet, und kamen in die Hände der Brüder Conrad und Claus. Ein benachbarter Weingärtner lehrte sie nach und nach alle die verschiedenen Handarbeiten, die der Weinbau erfordert, sie mußten schneiden- hacken, pfählen, stoßen, heften, felgen, verhauen, beziehen u. s. w., die Fortpflanzung durch Absecker und Schnittlinge, die Behandlung in den ersten Jahren, und die Absicht des Verfahrens dabei, die fernere Wartung des Weinstocks, die Düngung, die Lese und übrige Benuzung, die Vortheile und Nachtheile des Bodens und der Lage lernen, und trachteten so viel möglich alle verschiedenen Traubenarten, (z. E. den Gutedel, den frühen schwarzen, den weißen und schwarzen Muskateller, den Elbinger, große und kleine Burgunder, kleinen Rißling, Rothwiner, Ruländer, Zibeben, Mühlrebe, Petersillentr. Traminer, (roth und weiß) Välteliner, gelbe Moßler, Süßschwarze, in ihre Gärten zu verpflanzen: und wie groß war ihre Freude, wenn es ihnen gar gelang, eine ausländische Sorte, z. B. Ungarische, Franzbsische, Italienische irgendwoher zu erhalten.

Der sechszehende Garten führt den Namen: der Beerengarten. Da pflanzte Gertrud Erdbeere und Himbeere, weiße und rothe Stachelbeere, weiße, rothe und schwarze Johannisbeere (Ribisen), holte sich auch im Walde Heidelbeer- und Preußelbeer-

sträucher, und statt des Zaunes pflanzte sie Berberisbeere, Schleben, Hagedorn, Kreuzdorn, Cornelikirschen (Hirlitzen), Schneeballen, Sandbeere, Rheinweide (Liguster), und Gaisblatt (Je länger, je lieber). Und weil der Garten vier Ecken hatte, so ward in der einen Ecke ein Vogelbeerbaum, in der andern ein Hollunder- in der dritten ein Wachholderstrauch, und in der vierten ein Maulbeerbaum gesetzt, von dessen Blättern sie einige Seidenraupen zu nähren pflegte, Die Beeren dieser verschiedenen Sträucher und Bäume benutzte sie auf gar vielerlei Art, besonders zum Einmachen. Auf jenen lebendigen Zäunen wurzelte sich bald auch die kleine Schmarozerpflanze, Mistel genannt, mit ihren Beeren, und Gertrud lernte davon Vogelleim verfertigen. In der Mitte des Gartens warf sie sich einen kleinen Berg auf und bepflanzte ihn ausser Hanebutten verschiedener Rosenstöcke, auch noch mit Gurken, Kürbissen und Melonen.

Siebenzehends baute Ferdinand Färberpflanzen, zwar nicht den Indigo, doch den Wau (Gilbkraut), den Krapp (Färberröthe), den Färbeginst, den Waid, den Saflor, die Scharte. Ferner: Mehlbeere, Wasserlilge, Natterwurz, Schwarzwurzel, Wolfsfuß (Wasserandorn), St. Jakobskraut, Teufelsabbis, blaue Schwerdlilge, Berberis, Biberklee, wilde Rapunzel, Sumach (Gärberbaum), Zweizahn, Spitzklette, Wasserweide, Ochsenauge Dosten, Flachsseide, unserer lieben Frauen Bettstroh, Tormentill. Ja ausser dem Seifenkraut, womit man die Leindwand reinigen kann, wählte er sich noch einige andere für die Kunst der Menschen sehr wichtigen Pflanzen, die in den übrigen Gärten nicht gebaut wurden, besonders die Weberdistel (Raukarte) und den Hopfen: von beiden wird der Zapfen; jener von den Tuchmachern dieser von den Bierbräuern benutzt. Auch manche Oelpflanzen, z. B. Rübsen, Raps, chinesischer Oelrettig, Mohn, Sonnenblume, Hederich ꝛc. beschäftigten ihn.

Nun gab man auch dem Pfarrer einen vierfachen Theil des Feldes für seine Kinder: auch sie musten eine andere Art Gewächse, wenigstens in anderer Rücksicht, als die übrigen Kinder, anbauen, damit die Schule von den meisten Arten, besonders der innländischen Pflanzen, einige Kenntniß bekommen möchte. Diese pflanzten nun gar vielerlei Gewächse. Ein Beet Frühlingspflanzen, Kellerhals, Schneetropfen, Frühlings-Ehrenpreis, frühen Safran, Lungenkraut Haselwurz, Schellenanemone, Knotenblume, Milchstern, frühes Fingerkraut (Gänserich), Leberkraut, Schuppenwurz, Huflattich, Hungerblümchen, frühen Storchenschnabel, Sparre, Taubennessel, Hirtentäschchen, endlich auch Schlüsselblume, Waldanemone, (Waldröschen) Erdrauch, Feigenranunkel, Kresse, blaue Veilchen, Frühl. Erven, Meerzwiebel ꝛc.

Ein Beet Grasarten, als Wiesenfuchsschwanz, Glanzgras, Hirsegras, Bartgras, Windhalm, Knaulgras, Schmellen, Strausgras, Lieschgras, Bandgras, Haargras, Fennich, Perlgras, Rispengras, Zittergras, Kammgras, Schwingel (wovon die Mannagrütze), Trespe, Pfriemengras, tauber Hafer, Goldhafer, Lolch, Haargras, Borstengras, englisches und französisches Raygras, Honiggras, Sonnenhau, Knopfgras, Ruchgras, Pferdegras, Seege (Riedgras, taube Gerste, Binsen, Wiesenwolle, Kanariengras, ꝛc. Sie pflanzten darneben auch die gewöhnlichsten Kräuter, die man Unkraut *) nennt, weil sich ihre kleine Sämchen leicht auf die Aecker unter das Getraide verlieren, was natürlicher Weise der Bauer zu verhüten, und daher seine Aussaat recht rein von fremdartigen Körnern zu erhalten suchen muß, damit Brod und Mehl keinen unächten oder gar schädlichen Geschmack bekommen. Z. B. das rothe, und himmelblaue Gauch-

*) Kein Gift, kein Unkraut gibts in Gottes weiser Welt.
Wenn man nur alles thut und braucht, wie ihm gefällt.

heil, Adonis, blaue Kornblume Kornraden, Klet-ten, Disteln, Ackercamille, Hahnenfuß, Wegerich, Flöhkraut, Wegetritt, Wucherbl. Hederich, Gänse-rich, Rheinkohl, Wildhafer, Tresp, Quecke, Saudi-stel, Odermenning, Bingelkraut, Fettkraut, Pfen-nigkraut, Sonnentau, Rittersporn, Johanniskraut, Cardobenedikten, Mutterkraut, Ackerwinde, Wind-ling. Wiesenwolle. Mausöhrchen. Gänsefuß. Mannstreu. Schöllkraut. Mohn. Cistrose.

Ein Beet Giftpflanzen. Ein Apotheker in dem benachbarten Städchen lehrte sie sie kennen, auf dem Felde sammeln, und mit der gehörigen Vor-sicht in ihr Gärtchen verpflanzen. Der Vater führte über dieses Beet genaue Aufsicht, und schränkte es mit einer Art von Zaun gehörig ein. Im Anhang findet sich das Verzeichniß und die Beschreibung derselben nebst Abbildungen zur Belehrung der Un-wissenden und Warnung der Leichtsinnigen.

Ferner ein Beet Zwiebelgewächse, deren schon oben manche genannt worden sind, und theils in den Blumen, theils in den Küchengärten vorkommen, besonders auch die so sehr verschiedenen Arten von Lauch, Milchstern, Zaunblume ꝛc., auch Orchiden verschiedener Art, deren sehr nahrhafte Knollen mit Vortheil dem Mehl zum Brodbacken zugesetzt wer-den. Ein Beet Sternförmiger Pflanzen, z. B. Mayerkraut (Klebkraut), Labkraut; ein anderes raublätteriger, z. B. Steinsaame, Ochsen-zunge, Hundszunge, Beinwell, Wachsblume, Nat-terkopf, Krummhals (mehrere s. oben), ein anderes nägelartiger Pflanzen, z. B. Steinbrech, Knauel, Nelken, wie Armerische Nelke, Bartnelke, blu-michte Nelke, Kartheusernelke, Taubenkropf, Leimkraut, Grasnelke, Meirich, Lichtnelke, Horn-kraut, Kron- kornraden ꝛc.; ein anderes rachen-förmiger (maskenähnlicher) Blüthen, als Gün-sel, Gamander, Katzenmünze, taube Nessel, Gun-delrebe, Saturey, Hohlzahn, Stachys, Ballote, Andorn, Prunelle, Wolfstrapp, Drachenkop-

Helmkraut, und so manche andere innländische Gewürze, die schon oben genannt worden sind; auch Hahnenkamm, Augentrost, Kuhweizen, Läusekraut, Löwenmaul, Braunwurz, Erbenwürger ꝛc.; ein anderes Schotenpflanzen, z. B. Leindotter, (gibt Oel zum Brennen und für die Küche) Meerkohl, Kresse, Hungerblümchen, Taschenkraut, Löffelkraut, Baurensenf, Steinkraut, Mondveil, Zahnkraut, Schaumkraut, Rauke, Hederich, Leokoie Nachtviole, Kohl, wilder Rettich, und andere schon erwähnte, mit lauter Kreuzblumen; ein anderes Schmetterlingsblüthen, z. B. Pfriemen, Genster, Heuhechel, Wollblume, Erven, Kichern, Wicken, Knollwicke, Erdnuß, Geisklee, Coronillen, Blasenschote, Tragant, u. a. besonders mancherlei Klee, den man überall bauet; ein anderes Malvenblüthen, z. E. Eibisch (Ibisch) Lavatere, Pappel, auch Hibiscus und Baumwolle einige Beete Dolden-(Schirm) Gewächse, z. B. Durchwachs, Haftdolde, Silge, Hirschwurz, Bärenklau Liebstöckel, Merk, Rebendolde, Kälberknopf, Roßkümmel, Eppich ꝛc. viele kamen schon unter den Küchengewächsen vor; endlich einige Beete von zusammengesetzten Blumen, z. B. Bocksbart, Scorzonere, Bitterkraut Grundfeste Gänsedistel, Lattich, Hasenstrauch, Habichtskraut, Wegwarte, (Cichorie) Krazkraut, Krebsdistel, Eberwurz, Alpkraut, Rheinfarren, Beifuß, Ruhrkraut, Kreuzkraut, Sternblume, Goldruthe, Alant- Maßlieben, Schafgarbe, Flockenbl. Ringelbl. Ruhrkraut, Kugeldistel ꝛc. Das alles so in besondere Beete neben einander gestellt, und zusammen geordnet, um auf das Uebereinstimmende der Gestalt, welche die Blüthen, Früchte, Blätter ꝛc. gerade haben, aufmerksam zu machen, so weit sich nemlich die vielen tausend Pflanzen, womit Gott den Erdboden geschmückt hat, in natürliche Geschlechter oder Familien eintheilen lassen. Daher sammelten sich die Kinder auch noch aus den Wäldern das Kannenkraut und andere Farrenkräuter, verschiedene Moose und Altermoose, (Flechten) auch die eßbare Schwämme, als Reisken und Champignons, hieher, um sich soviel möglich einige Uebersicht des ganzen unermeßlichen Pflanzenreichs zu machen. Freilich erforderten manche dieser Gewächse schattigte, oder gar feuchte und wässerichte Oerter, sie hatten aber auch einige kleine Seen, Bäche und Wasserbehälter, die die 24 Gärtchen zum Begießen und Bespritzen nöthig hatten, an welchen sich schattenreiche Bäume, z. B. die Trauerweide, befanden, und in und um welche sie die Wasserpflanzen, als die Dotterblume, das Froschkraut, Schilf-Rohr, den Calmus, Weidrich, Pintblatt, die Seerose, den Wasserpfeffer, Knöterich, Wasserviole, Springkraut, Wasserlinse, Rohrkolbe, Engelbl. ꝛc. pflanzten.

Das 22. 23. und 24ste Stück Feldes hieß der Arzneigarten: des Barbierers Töchter, die zugleich einen Vetter in einer benachbarten Apotheke hatten, und so von diesem die nöthige Kenntniß der Heil- und Arzneikräuter leicht erlernen konnten, pflanzten nun alles hierhergehörige an, soweit ihnen die Uebrigen nicht schon in anderm Betracht zuvorgekommen waren, Bibernell, Wollkraut (Kerze, Himmelbrand), Klatschrose (Ackermohn), Löffelkraut, Körbel, Süßholz, Zaunrübe, Sauerampfer, Löwenzahn (Butterblume, Cichorie, Pfaffenröhrlein), Safran, Benediktwurzel, Meisterwurz, Seifenkraut, deutschen Ingber, Wunderbaum, Eisenkraut, Diptam (Aeschwurz), Eibisch, Hollunder, Sauerklee, Bitterklee, Schaftheu, GartenRaute, Klette, Scabiose, Schlüsselblume, Majoran, bitter-Kreuzblume, Epheu, Angelika (Engelwurz) Coriander, Fenchel, Yssop, Erdrauch, Pfeffermünze, Melisse, Kreuzblume, gr. Schöllkr. Ackeley, Betonika, kl. Tausendguldenkr. Tragant, Alantwurz, Krebsdistel, Wermuth, Wolverlei, Gemswurz, Röm. Kamillen, edle Schafgarbe, Gichtwurz, dreifarb. Veilchen, weiser Andorn, Krauemünze, Melisse, Rosmarin, ꝛc. klein Baldrian, Enzian, Ehrenpreis, Salbey, Lavandel, Melilottenklee, spanischen Pfeffer ꝛc. Auch säeten sie ein Beet verschiedenen Tabacks hinzu. Von diesem allem kaufte ihr der Apotheker gerne für manchen Batzen ab, und wie vieles ließ sich zu Thee in die Haushaltungen brauchen.

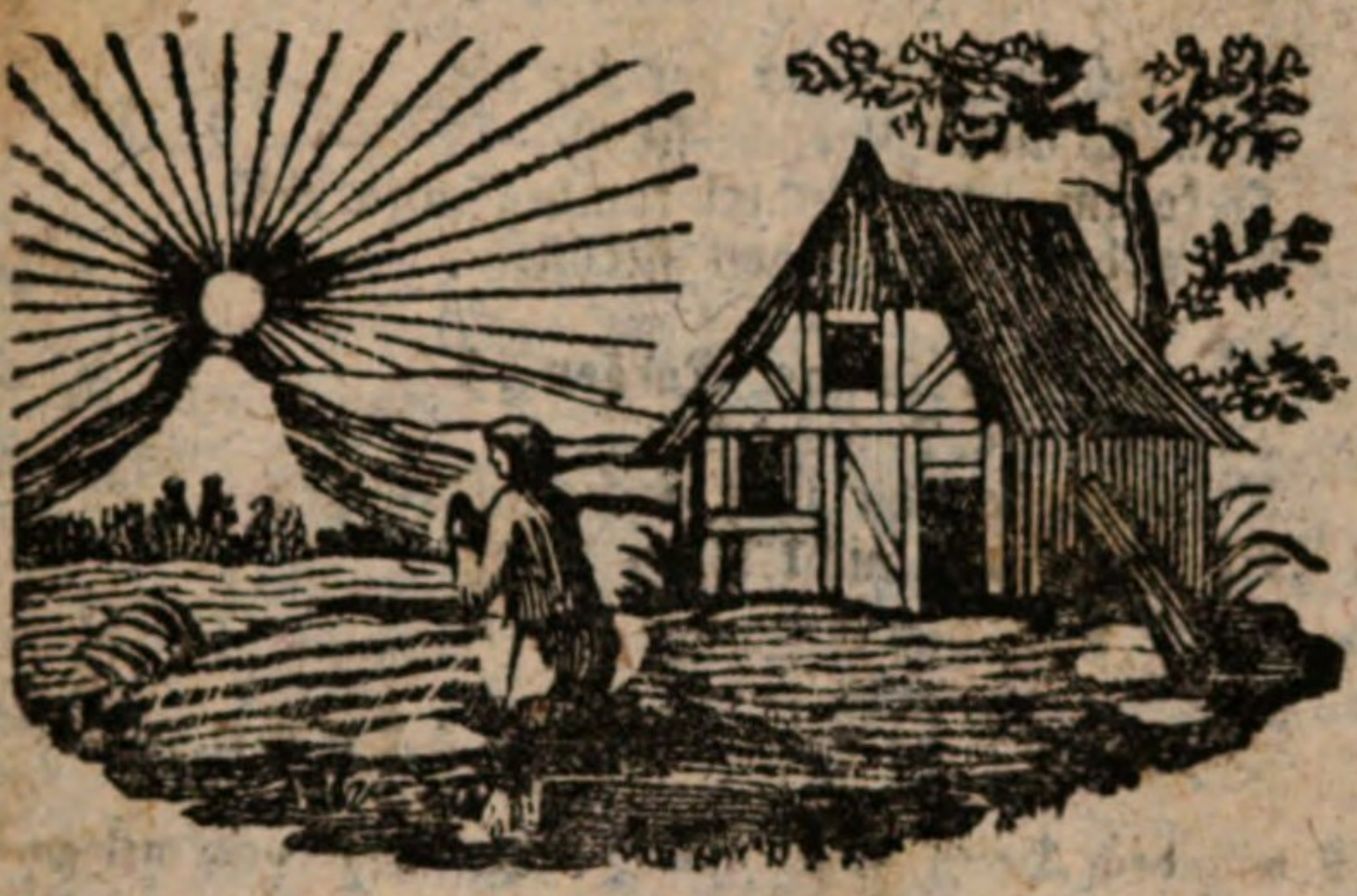
Noch waren 10 Stücke Feldes übrig, die zum gemeinschaftlichen Vergnügen der Schulkinder, besonders am Maifeste, Kirchweihfeste und Schulprüfungstagen, bestimmt waren, wo in der Mitte drei große Lauben, auf beiden Seiten, im Schatten zwischen Bäumen, zwei Kegelplane für die Knaben, und zwei mit Italienischen Pappeln rundum besetzten großen freien Plätze zu Bewegungsspielen angebracht waren. Die Lauben wurden mit Gesträuchern angelegt, theils schnell auswachsen, wie der Andorn aus dor Barbarei, theils ein angenehmes schattigtes Blatt haben, wie der Pfeifenstrauch, der Blutartrigel, der Schneeballenstrauch (Schwelke), die Speierstaude die Heckenkirsche, die Pimpernuß, theils viel Wohlgeruch, besonders zur Abendszeit von sich geben, wie das Je länger, je lieber, der Jasmin, und manche Rosen. Die Sorge für die Bepflanzung und Unterhaltung dieser öffentlichen Lauben hatte man einem geschickten starken jungen Menschen im Dorfe, Namens Treulieb, der der ältere Sohn des Schulzen war, übergeben, dieser hielt sie in so guter Ordnung auch mit Hülfe seines Vaters und seiner Geschwister Jahr für Jahr so unter der Scheere, daß diese Gegend des Schulgartens

der Lieblingsplatz für Jung und Alt ward. Die Eltern begleiteten gar gerne ihre Kinder zu ihren Jugendspielen selbst, und wenn irgend ein Fest auch unter den Erwachsenen, z. B. das jährliche Erndtefest, gehalten wurde, so wählte sich das ganze Dorf nicht leicht einen andern Ort zu der allgemeinen Volksfreude, als diesen im Schulgarten.

Damit die Spielplätze selbst um so zierlicher aussähen, beeiferten sich einige Mädchen sie mit Rabaten von Immergrün (Sinngrün) hier und dort zu schmücken, und brachten mit ihren mancherlei Verzierungen, auf die Blüthen verwendet wurden, welche die Kindergärtchen sonst noch nicht aufzuweisen hatten, z. B. durch Darzwischenpflanzung des wohlriechenden Seidelbasts, des schmalblätterichen Weidrichs, der Nachtkerze, der Amaranthe, selbst einiger Heidekräuter, ꝛc. das Ganze dieses Gemeinplatzes zu einem lebhaften Farbenspiel.

Vermittelst dieses öffentlichen Schulgartens kam es nach fünf bis zehen Jahren dahin, daß die Schuljugend in Kleedorf mit den unzähligen Pflanzen, Blüthen und Früchten, die Gott gewiß nicht darum so verschieden und mannichfaltig geschaffen hat, damit der denkende Bewohner und Herr des Erdbodens, der Mensch, Jahr aus und Jahr ein gedankenlos an ihnen vorüber gehe und sie weder bemerken noch eine von der andern unterscheiden lerne — spielend bekannt wurde, die meisten Feld- Wiesen- Garten- und Waldgewächse zu nennen wußte, und jede Reise, und jeden Spaziergang durch Gottes schöne Fluren kurzweiliger, unterhaltender und lehrreicher fand. Je bekannter die Kinder schon mit den Erzeugnissen der Natur wurden, um so leichter wurde es ihnen, im Alter über die Nutzbarkeit dieser und jener Gewächse nachzudenken, und so manches neu benutzen zu lernen, was andere noch unbenutzt lassen: ja nach dreißig Jahren verwunderte man sich allenthalben, daß gerade die Bauern in Kleedorf mehr Vortheile und Kenntnisse in der Landwirthschaft, im Feld- und Gartenbau, auch in Handwerksarbeiten bewiesen, als die anderer Orten. Freilich giengen dem Mann und Weibe viele Namen der Pflanzen aus ihrem Gedächtniß wieder verlohren: allein der Beobachtungsgeist, den sie sich dardurch in der Kindheit erworben hatten, die Aufmerksamkeit auf alle sie umgebenden Dinge, und die Fertigkeit, ihre Merkmale schnell aufzufassen, ihr Aehnliches zu vergleichen, und ihr Unähnliches zu unterscheiden, blieben ihnen bis in ihr spätestes Alter übrig: und dieß konnte auch nicht ohne guten Einfluß auf die Religiosität und Sittlichkeit der ganzen Gemeinde seyn.

Erster Anhang
von
Gebeten und Liedern.



Morgenroth und Sonnenaufgang.

Da flieht sie hin, die stille Nacht,
Fort ist schon jeder Stern.
Gott, welche Schönheit, welcher Pracht
Umgibt uns nah und fern.

Willkommen sanftes Morgenroth,
Willkommen sag ich dir.
Wie mancher liegt noch still, wie todt!
Ich aber bin schon hier.

Ich seh, wie Alles, was da lebt,
Den jungen Tag empfängt,
Und neugestärkt sich nun erhebt,
Und zu der Arbeit drängt.

Hell schallt es aus dem Dorfe her,
Es rasselt, knarrt und klirrt
Pflug, Sens' und Wagen, leicht und schwer,
Und das Geflügel schwirrt.

Der Ackermann ergreift den Pflug
Nach einer kurzen Nacht.
Er fühlt sich schon gestärkt genug,
Sobald die Lerch erwacht.

Und Frau und Magd und Knecht und Kind
Sind auch schon bei der Hand;
Die kocht, die hechelt oder spinnt,
Der Knecht zieht auf das Land.

Du müder Schläfer der du nie
Den schönen Morgen siehst.
O komm, nur einmal komm, und sieh,
Was du für Freuden fliehst.

Fürwahr der schöne Morgen ist
Die schönste Tageszeit.
Kommt alle, die ihrs noch nicht wißt;
Es ist zu uns nicht weit. *)

Loblied am Morgen.

Ich will dem Herrn singen mein Lebenlang, und meinen Gott loben, so lang ich lebe.

Lobt den Herrn! die Morgensonne
Weckt das Feld aus seiner Ruh;
Und der ganzen Wonne
Strömt aufs neu uns wieder zu.

Lobt den Herrn! in frischen Düften
Lobet ihn der Blumen Flor,
Von den Gipfeln, aus den Lüften
Singet ihm der Vögel Chor.

Lobt den Herrn! In dunkeln Wäldern
Ruft das Echo: Lobt den Herrn!
Jeder Halm auf Wies' und Feldern,
Jede Blume lobt den Herrn.

Lobt den Herrn! ihm fließt die Quelle,
Die den Durst des Wandrers stillt.
Ihrem Schöpfer rauscht die Welle,
Die das weite Meer erfüllt.

---

*) Arbeite früh, arbeite frisch,
Das schafft und fördert sehr
Und macht dir Lust zum vollen Tisch,
Und nützt zu vielem mehr.

Lobt den Herrn! aus seiner Höhle
Brüllt das Wild ihm seinen Dank.
O! vor allen, meine Seele,
Bring ihm deinen Lobgesang *).

Des Morgens nach dem Schlafe.

Karl und Georg, Rosine und Katharine, Kinder guter Eltern waren ans frühe Aufstehen gewöhnt. Im Sommer und im Winter. Sie wußten es gar nicht anders, und ließen sich nicht erst lange wecken, und sprangen schnell aus dem Bett, und zogen sich sogleich völlig an. Den Tag über waren sie dann noch einmal so frisch; Auch machte es ihnen große Freude, den Vater oder die Mutter immer schon etwas vorfinden zu lassen, was sie gearbeitet hatten.

Sey Gott gedankt! der liebe Tag
Ist wieder da, und ich
Bin auch schon da, bin frisch und wach;
Der Schlaf zerstreuet sich.

Fahr hin, du Schlaf, gleich der zerfließt
Der Nebel auf der Flur,
Sobald die Sonne kommen ist;
Vertilgt ist seine Spur.

Bei Nacht erquicket er das Land,
Und thut ihm sanft und wohl,
Und trinkt den armen dürren Sand,
Und macht ihn säftevoll.

Doch wenn die Sonne wiederkehrt,
Dann muß er weichen, er.
Die Sonn ist zehnmal so viel werth,
Und segnet zehnmal mehr.

So bist du, Schlaf. Wenns dunkel ist,
Hat jedermann dich gern.
Weil du so gut und heilsam bist,
Und kommst vom lieben Herrn **)

*) Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat. Ps. 103, 1. 2.

**) Gott gibt Alles, was gut ist auf Erden. Sir. 38, 5.

Doch wenn du nun gesegnet hast,
Denn must du wieder ziehn.
Auf immer wärst du eine Last;
Wer schliefe immerhin?

Der liebe Tag, der liebe Tag
Ist unaussprechlich schön!
Auf Erden ist da Alles wach,
Und man kann um sich sehn;

Kann Gutes nehmen, Gutes thun,
Und fröhlich seyn so sehr!
Wie Gott im Himmel, Gutes thun,
Und fröhlich seyn, wie Er!

Wie wimmelts dann auf Erden rund!
Wie wirkt so manche Hand!
Wie öffnet sich so mancher Mund,
Vom lieben Gott gekannt! Hiob 39, 41.

Ich schau, o Gott! in deine Welt,
Und bin zufrieden, ich!
Und wem er nicht in ihr gefällt,
Der geh und schäme sich.

Ich, großer Schöpfer, meistre nicht,
Ich nehme, was du gibst;
Seh auf dein gnädig Angesicht,
Und weiß, daß du mich liebst.

Und weiß, daß du von Ewigkeit
Für mich gesorget hast.
Das ist mein Morgenopfer heut,
Und damit Muth gefaßt!

Morgenlied im Freien.

Die Sonne war aufgegangen. Da zog ein Haufen fröhlicher Jünglinge aus dem Dorf; die Sensen auf dem Rücken, und das Frühstück auf der Hand. Mädchen mit Harcken (Rechen) folgten nach. Laßt uns singen, sprach der Aelteste von ihnen. Hört, die Lerchen sind schon droben mit ihrem Lobgesange. Laßt uns hier unten uns einmischen. Aber etwas, was das Herz erhebt. Ihr versteht mich schon. „Was das Herz erhebt" riefen Alle; und sie sangen:

(Mel. Vom Himmel hoch da komm ich her ꝛc.)

Auf Brüder auf! Der Tag bricht an,
Die hohe Sonne kommt heran.
Auf muntre Brüder! säumet nicht!
Uns weckt, uns winkt ihr freundlich Licht *).

Seht, wie sie da in goldner Pracht
Herab auf Feld und Wiesen lacht;
O seht sie Segen und Gedeihn
Auf den erwachten Erdball streun.

Gott, dessen Allmacht sie erschuf,
Erschuf auch uns mit dem Beruf,
Zum Glücke seiner großen Welt
Zu thun, was uns nur möglich fällt **).

O seht, o seht, sie nähert sich,
Und Alles, Alles freuet sich,
Und Alles dankt und Alles singt
Dem Schöpfer, der sie wiederbringt.

Auf, Brüder, auf zum Lobgesang,
Dem Schöpfer tön auch unser Dank.
Dank sey dem Herrn, der sie gemacht,
Von seinen Kindern jetzt gebracht.

Morgenlied im Freien.

Unser täglich Brod gieb uns heut!

„Es ist ein großes Vergnügen, eine brave Baurenfamilie in ihrem Hause beisammen zu sehen," so schrieb ein verständiges Stadtmädchen auf der Reise an ihre gute Freundin. „Wir haben dieses Vergnügen heute früh gehabt, liebe Caroline. Es war zu voll im Wirthshause. Ein freundlicher Landmann in der Nachbarschaft nahm uns auf. Wie nett war es in diesem Hause, und wie

---

*) Schön ist das Morgenlicht,
Verschlaf, verschlaf es nicht.

**) Seht Gottes Sonne scheinen!
Seht, wie sie eine Welt belebt
Entzückt, erhält — So nützt auch ihr im Kleinen.

reitzend das Frühstück, bei welchem wir Morgens um 5 Uhr die Familie überraschten. Da saß der Hausvater, da saß die Hausmutter, umgeben von sechs Kindern und zwei Knechten und einer Dienstmagd. Die Kleinsten genossen Milch mit Wasser verdünnt, die übrigen eine warme Brodsuppe. Der schwächende Kaffee war längst wieder abgeschafft. Die Reinlichkeit der Hausfrau, die Stillsamkeit der Kinder und Hausgenossen, die Andacht beim Gebet — das Alles war entzückend. Insonderheit das Gebet. O, das Gebet, das zum Theil der Vater, zum Theil ein Knabe sprach; — es hat Thränen in mein Auge gebracht. — Hier schick ich dirs.

Der du die große Sonne lenkst,
Und schaffest Tag und Nacht,
Der du die Flur mit Regen tränkst,
Daß Alles um uns lacht;

Der du dem Vieh sei Futter gibst,
Vom Löwen bis zum Wurm,
Und auch ein Gott der Raben bist. Ps. 147, 8. 9.
Und Vater selbst im Sturm.

Gib du auch mir mein täglich Brod,
Daß ich mich kann erfreun: —
Ich will mit Wenigem, o Gott!
Auch gern zufrieden seyn.

Morgenlied einer frommen Magd.

Mel. Herr Jesu Christ, meines Lebens Licht ꝛc.
Herr Jesu Christ, dich zu uns wend ꝛc.

Im Feld, im Haus, im Bett, im Stall,
Da soll ich fromm seyn überall!
So will es Gott, der diese Nacht
Mich schützte, daß ich bin erwacht.

Das Vieh schreit mich um Futter an —
Ich will es pflegen, wie ich kann.
Für Lohn und Nahrung sollt ich nicht
Auch treu beweisen meine Pflicht?

Kein Schaden soll durch mich geschehn.
Man soll mich niemals müßig sehn.
Mehrt sich durch mich der Herrschaft Gut,
So lohnt mirs Gott, wenn sie's nicht thut.

Da, lieben Thiere! freßt euch satt!
Wohl dem, der Vieh zu warten hat!
Wie mancher hat nicht Vieh, nicht Brod,
Und leidet sonst noch große Noth!

Mir fehlet nichts. Ich bin gesund.
Drum preis ich Gott mit Herz und Mund!
Thu ich das Meine gern und treu,
So leb und sterb ich sorgenfrei.

Morgenlied eines frommen Knechts.

Mel. Allein auf Gott setz dein Vertrauen ꝛc.

Da zieh ich wiederum ins Feld,
Gesund an Gliedern, stark an Kräften,
Und lobe Gott, der mich erhält,
Und ruft zu nützlichen Geschäfften.

Mein Brodherr sieht mich jetzo nicht,
Doch sieht mich Gott, der einst wird fragen?
Wie jeder seines Amtes Pflicht
Erfüllt in seines Lebens Tagen.

Das Vieh ist meiner Hand vertraut,
Ich will es nicht unnöthig quälen.
Es fühlet Schmerz, und ders gebaut,
Wird seine stummen Klagen zählen.

Zu Schaden dingt man keinen Knecht,
Vielmehr des Nutzens viel zu bringen.
Wie nütz ich nun? wie machs ich recht?
O möchte mirs doch wohl gelingen!

Mit Gott fang ich mein Tagwerk an,
Hilf Gott! daß ich es auch vollende!
Wer seine Pflicht hat treu gethan,
Den schrecket nicht des Lebens Ende.

Lied des frommen Säemanns.

Mel. Nun ruhen aller Wälder ꝛc.

Den Saamen kann ich streuen;
Wer aber giebt Gedeyen?
Wer als, mein Gott, nur Du?

Soll er in Halme schießen,
So muß ihn Gott begießen.
Da reichet Menschenkraft nicht zu.

Zu deinen Himmelshöhen
Erhebt sich, Gott, mein Flehen!
Mit Segen sieh herab
Auf Ackerwerk und Weide!
Füll unser Herz mit Freude,
Das deinem Schutz es übergab!

Beglückt mich Aerndtesegen;
Weil Wärm und Wind und Regen
Du schenktest gnädiglich:
So will ich mich des Armen,
Der nichts gewann, erbarmen,
So segnest Du einst wieder mich.

Lied des frommen Taglöhners.

Du aller Menschen Gott und Herr!
Anbeten will ich und Dich loben.
Du bist mein Gott nicht weniger,
Als aller, die du hoch erhoben.

Nicht alle konnten Reiche seyn —
Verschiedenheit erhält das Ganze;
Verschieden ist der Sterne Schein,
Verschieden Erde, Baum und Pflanze. (Spr. 22, 5.)

Mich setztest Du in einen Stand,
Den Müh und Arbeit stets begleiten. (1 Mos. 3, 19.)
Ich habe nichts, als diese Hand,
Mein täglich Brod mir zu bereiten.

Doch ferne sey die Schuld von mir,
Gerechter! über Dich zu klagen!
Auch diesen Muth hab ich von Dir,
Der stark ist mein Geschick zu tragen. (2 Kor. 5, 6.)

Du knüpfest Glück an meinen Fleiß.
Was konntest Du mir beß es geben?
Gesundheit ist der Mühe Preiß;
Geschäftigkeit verlangt das Leben. (Sir. 31. 27. 30, 14–16.)

Der Hunger kennt die Essens Lust,
Der sanfte Schlaf ist für den Müden.
Dieß alles Trägen unbewußt,
Dies alles hast Du mir beschieden.

Der Erde Güter sind ja Dein.
Wie Du sie theilst, wer kanns verstehen?
Nie soll mein Auge neidisch seyn,
Nach andrer Glück hinauf zu sehen! (Matth. 20, 15.)

Auch bitt ich Dich um Reichthum nicht,
Nicht um Erlösung vom Geschäfte.
Gieb nur zur Uebung meiner Pflicht,
Mir ferner Muth und ferner Kräfte.

Mein Lohn ist klein, bald aufgezehrt:
Doch soll mir nicht für Hunger grauen!
Der Sperling lebt von Dir genährt;
Und ich? ich sollte Dir nicht trauen. (Matth. 6, 26. 28. 32. 34.)

Und wenn, nach frommer Jugend Fleiß,
Mich Kraft und Sinnen einst verlassen, (Ps. 71, 17. 18.)
Wirst Du, mein Gott! den schwachen Greis
Im Alter doch nicht darben lassen. (Es. 46, 4.)

Drum will ich stets mit Redlichkeit
Mein Tagewerk getreu verwalten,
Und die von mir versäumte Zeit,
Gewissenhaft für Diebstahl halten!

Wenn mir der Tag zur Arbeit winkt,
Soll mein Gebet ihm schon begegnen,
Und wenn die Abendsonne sinkt,
Herr, Deine Vatersgüte segnen!

Wie herrlich ist doch die Natur!
Schön meines liebes Gottes Werke!
Mein Geist erhebt sich, wenn ich nur
Den kleinsten Theil davon bemerke. (Ps. 111, 2.)

Im Himmel werd ich mehr versteh'n;
Da werden Engel mich belehren;
Da wird mein Auge Wunder seh'n;
Da werd ich Jubellieder hören!

Oft gönnet Gott mir schon den Blick
In dieses Land der wahren Freuden —
Wie wunderbar wirst du das Glück
Der armen Jugend dort entscheiden!

So nah ich mich mit Heiterkeit
Dem Ende meiner sauern Tage,
Vollkommen ist die Ruhezeit
Nach überstandner Müh und Plage. (Pred. Sal. 5, 11.)

Lied eines frommen Soldaten.

Für Brüder und fürs Vaterland
Zu schützen Recht und Ruh,
Bekam ich Waffen in die Hand.
Und Sold und Brod dazu.

Viel leichter ists am Pfluge stehn,
Als in der wilden Schlacht;
Doch ohne Gott kann nichts geschehn,
Er hats in seiner Macht.

Wills Gott, so ist auch Krieg uns gut.
Zwar weiß ich's wohl nicht, wie?
Doch trau ich's Gott: und habe Muth,
Sey mein Beruf auch Müh.

Nicht plündern will ein tapfrer Mann,
Nicht mehren Landesnoth,
Nicht rauben (die ihm nichts gethan)
Den Armen Kleid und Brod.

Ins Glied, wo seine Fahne weht,
Ihn fordert sein Geschick.
Fest, wie der Fels, der Fromme steht,
Der Frevler bebt zurück.

Ists Wunder, daß entfliehet der,
Der nur Ein Leben kennt?
Gott kennt der Tapfre — weiß, daß Er
Ihm noch ein zweites gönnt.

Was wiegt ihm Leben oder Tod?
Nichts — gegen Treu und Pflicht.
Wer diß bedenkt, hat Muth und Noth,
Denn Gott verläßt ihn nicht.

Schäferlied im Frühlinge.

Mit dem grünen Feierkleide
Schmückt sich wieder die Natur,
Und mein kleines
Liebes, feines
Räderhaus verschönt die Flur.

Gott sey Dank! nun bin ich wieder
Ferne vom Geräusch der Welt;
Leb verborgen,
Ohne Sorgen
Einsam hier im freien Feld.

Ein getreues Hündchen wedelt
Mir zu Füßen auf und ab;
Tanzt und hüpfet
Kreucht und schlüpfet
Gaukelnd um den Schäferstab.

Um mich her in Friede weidet
Meiner trauten Schäfchen Schwarm,
Junge schmeicheln,
Leckin, streicheln
Traulich sanft auf meinem Arm.

Alle hören meine Stimme,
Folgen ihr und lieben mich;
Meinen Willen
Zu erfüllen,
Eifern alle unter sich.

So will ich auch Gott mit Freuden
Ewig meiner Kräfte weihn;
Will ihn lieben,
Guten Trieben
Folgsam bis ans Ende seyn!

Morgengebet.

Gütiger Gott und Vater! ich danke dir, daß du mich wieder diesen Tag erleben ließ'st. O wie erquickt fühle ich mich jetzt durch den Schlaf, wie gestärkt an meinen Kräften, wie erfreut durch den Anblick des Tageslichtes und der sichtbaren Natur. Das alles ist dein Werk, du

Geber des Guten! Deine Güte ist alle Morgen neu, und deine Treue groß.

Erhalte mich, Herr, auch heute bei dem Einigen, daß ich dich stets vor Augen habe, und der Christlichen Tugend unverrückt treu bleibe! Hilf mir zu einer immer richtigeren und lebendigeren Erkenntniß dessen, was zu meinem Besten dienet, befestige mich im Glauben an die göttliche Lehre Jesu Christi, und lehre mich die Bewahrung eines reinen Gewissens höher achten, als alles, was ich sonst im Irrdischen gewinnen möchte. Entferne von mir alle gefährlichen Versuchungen zur Sünde, und kommen sie mir nahe, so unterstütze meinen Geist durch den großen Gedanken deiner Allgegenwart, deiner Wohlthaten und deiner künftigen Vergeltung! Möchte ich doch auch an dem Abende des heutigen Tags mit einem unbefleckten Herzen und mit der Gewißheit von deinem Beifall auf alles, was ich heute thun mag, zurück sehen können!

Laß mir, Gott, heute jedes gute, gerechte Vorhaben gelingen, bewahre meine Gesundheit, mein Vermögen, meinen guten Namen vor Schaden, nimm meine Angehörigen (Eltern, Geschwister, Lehrer, Freunde) in deinen Schutz, und soll ich heute nach deinem weisen Rath manches Uebel leiden, o so mache mein Gemüth standhaft, dir ergeben vertrauensvoll auf deine Hülfe, und getrost in der Hoffnung einer bessern Zukunft, die jede Last erträglicher, und alle Schmerzgefühle milder macht. Führe du mich, Herr, wie es dir wohlgefällt, denn du weißt besser, was mir gut ist, als ich selbst.

Endlich o Herr, der du uns befohlen hast, für alle Menschen zu beten und uns dadurch in allgemeiner, brüderlicher Liebe mit einander zu vereinigen: erfülle die Welt mit deinem Segen, der alles erfreuet! Segne unsern Landesherrn, sein Haus und seine Regierung zur Sicherheit und zum Wohlergehen vieler Tausenden! Breite unter alle Stände und Berufsarbeiten meiner Mitmenschen deine Wohlthätigkeit aus! Erbarme dich aller, welche die Last des Unglücks, die Last des Krieges, oder Theurung, der Krankheit oder der Armuth drücket, oder die sich sonst in Noth und Gefahr befinden.

Und so gehe ich, mein Gott und Vater, an meine heutige Arbeit, mit einem dir geweihten Herzen. Sey du mit mir, so hab ich kein Uebel zu fürchten, dieß ist die Verheissung, die mir dein Sohn Jesus gegeben hat. Amen.

Ein kürzeres.

Mein Vater, Dank und Lob dir, daß du mich in dieser Nacht beschützt, und durch den Schlaf erquickt hast! Dank dir für die erneuerte Munterkeit meines Leibes und meiner Seele zur Vollbringung meines Berufes! O laß mich nie vergessen, daß ich dir ganz angehöre, und wie viel ich dir schuldig bin.

Leite mich auch heute auf lauter guten Wegen! Bewahre mich vor der Sünde! sie zieht ja doch am Ende nur Elend nach sich. Mache mich wachsam und stark gegen alle Versuchungen, damit ich am Abende nichts zu bereuen habe.

Gieb meinen rechtmäßigen Geschäfften guten Fortgang, wende Gefahr und Unglück von mir und von denen, die mir angehören, ab. Erbarme dich aller Menschen, die mit mir deine Kinder sind, besonders der Unglücklichen, und laß die Welt deines Segens voll werden.

Dir, mein Gott, übergebe ich für heute und immerdar mein Herz, mein Leben und meine Schicksale. Erhalte mich in deiner Liebe, und laß alles, was mir begegnen soll, zu meinem Besten dienen. Erhöre mich gnädiglich, wie du durch Jesum Christum versprochen hast. Amen.

Vorsätze am Morgen.

Ps. 25, 4. 5.

Herr, zeige mir deine Wege und lehre mich deine Steige.
Leite mich in deiner Wahrheit und lehre mich; denn du bist der Gott, der mir hilft.

Alles, o Gott, hab ich von dir, also auch diesen neuen Tag meines Lebens; möchte ich ihn doch nach deinem Willen gebrauchen!

O so will ich es vor allen Dingen meinem Gemüthe tief einprägen, daß Rechtthun und dir Wohlgefallen der Hauptzweck meines Daseyns ist: hiebei allein kann ich ein ruhiges Herz und eine freudige Hoffnung haben.

Hieran will ich mich diesen Tag über, so oft ich kann, auch während meiner Geschäffte, wenigstens mit einem kurzen ernstlichen Gedanken zu erinnern suchen, damit es mir ja nie aus dem Sinne komme, wozu ich in der Welt lebe.

Ich will zum voraus bedenken, was für Gelegenheiten zu Versündigungen mir in meinem Beruf und Umgan-

heute aufstoßen möchten, und dann recht auf meiner Hut seyn, daß ich mich zu nichts Bösem hinreissen lasse.

Besonders will ich über diejenige Neigung meines Gemüths wachen, von der ich weiß, daß sie am meisten in mir herrschet, und mich am leichtesten übereilet.

Ich will alle Gesellschaften und Unternehmungen vermeiden, wo entweder ein äusserliches Vergnügen zu leicht mein Gewissen betäuben, oder eine Absicht auf Gewinn zu leicht mein Herz verblenden könnte, um etwas zu reden oder zu thun, was mich hernach bittere Reue kosten würde.

In meinem Beruf *) will ich mit Fleiß und Treue arbeiten, nicht allein um meines Vortheils willen, sondern auch, und noch viel mehr, damit der Wille Gottes geschehe, der mich in diesen meinen Stand gesetzt hat, daß ich darinn thätig und nützlich seyn soll.

Jeder Betrug in meinen Geschäfften, jede Berückung meines Nächsten, jedes unrechtmäßige Mittel des Erwerbes, soll mir ein Abscheu seyn! Mögen auch andere meines Gleichen zu handeln pflegen, wie sie wollen, mögen sie das Böse gut heißen; ich will nur meinem Gewissen folgen! Gott sieht mich, und ihm muß ich Rechenschaft davon geben.

Ich will es mir bei allem meinem Verfahren gegen andere zur großen heiligen Regel machen, ihnen das zu thun, was ich billigermaßen wünschen, daß sie mir thun möchten.

Wenn mir heute ein Hülfsbedürftiger bekannt wird, so will ich nach dem Maaß meiner Kräfte durch einige Mildthätigkeit oder durch Fürsprache, Rath und Trost, die Liebe an ihm beweisen, die ich ihm schuldig bin.

Ich will mich hüten, meinen Angehörigen, Hausgenossen, Freunden oder andern, mit denen ich sonst umgehe, durch Worte oder Thaten Anstoß zu geben, damit ich niemanden zur Sünde und zum Verderben werde. Ich will vielmehr durch meine Reden, Ermahnungen und Vorstellungen, durch mein eigenes gleichförmiges gewissenhaftes Betragen meinem Nächsten zu seiner Besserung, oder Befestigung im Guten, förderlich zu werden suchen.

Befällt mich heute auch eine Noth und Plage, so will ich mein Gemüth in Geduld und Gottergebenheit fassen, überzeugt, daß mein Vater im Himmel alles Uebel, wor-

---

*) Aber was ist wohl der Kinder und Schüler Beruf? und was sind ihre Berufs-Arbeiten?

an ich nicht selbst schuld bin, zu etwas Gutem für mich lenken wird.

In allen Freuden, Vortheilen und Genüssen des Lebens will ich mit lebhafter Empfindung an Gott, den Geber, denken, denn das ist nicht nur an sich selbst billig, sondern macht meine Freude selbst bei so viel reiner und rührender.

Ueberhaupt will ich den seligen Gedanken an Gottes Allgegenwart so fest halten, daß er bei jeder Gelegenheit bald in mir merklich und rege wird, mich in der Versuchung warnt und stärkt, mein Vergnügen erhöhet, die Last der Leiden mir erleichtert, und ich gleichsam in seiner steten Begleitung den ganzen Tag über um so viel sicherer und froher wandle.

Aus dies Heute wird bald nicht mehr seyn: aber die Folgen davon, wie ich diesen Tag angewendet habe, werden bleiben, es sey nun zum Guten oder Bösen, zu meinem Glück oder zu meinem Unglück. Ich will sorgen, daß es kein verlorner Tag, kein Tag des künftigen Vorwurfs, kein Tag des schreckendes Andenkes für mich seyn möge.

Und du allwissender und heiliger Gott! bist Zeuge dieser meiner Vorsätze! o sey du auch mein Beistand! sie zu erfüllen! Lehre mich thun nach deinem Wohlgefallen, denn du mein Gott, dein guter Geist führe mich auf ebener Bahn! Amen.

Ps. 119, 5.

O daß mein Leben deine Rechte mit ganzem Ernst hielte!

Abendgebet.

Dank und Preiß dir, barmherziger Gott! Herr und Vater meines Lebens! am Abende dieses Tages für alle mir heute bewiesenen Wohlthaten! Dein Auge hat über mich gewacht, deine Hand hat mich vor Unglück bewahrt, deine Güte ist es, daß ich noch lebe und gesund bin, daß meine Verrichtungen von Statten giengen, daß ich so manche frohe Empfindung im Genuß der Gaben der Natur, und in der Verbindung mit der menschlichen Gesellschaft genossen habe. Auch die erquickende Ruhe des Schlafes, der ich mich itzo überlassen will, ist deine weise Einrichtung, um so geschickter werde ich durch erneuerte Kräfte, die ich im Schlafe sammle, zu allem demjenigen seyn, was ich morgen zu thun habe. Darum will ich dir,

mein Gott, danken und deinen Namen lobsingen, der du so gütig bist.

Wäre doch nur dieser zurückgelegte Tag in allen Stücken so von mir angewendet, daß ich mich mit einem ganz reinen und zuversichtlichen Herzen vor dir darstellen dürfte! Du, o Herr, kennest mich und hast heute jeder Regung in meinem Gemüthe, jeder Absicht bei meinen Unterhandlungen, jeden Schritte in meinem Verhalten zugesehen, und auf deiner untrüglichen Wage gewogen, was darinn gut oder böse ist. O so sind dir auch alle die Vergehungen und Fehler offenbar, deren ich mich schuldig gemacht, und wodurch ich mehr oder weniger das wahre Glück meines Lebens zerstört oder vermindert habe. O laß mich, guter und heiliger Gott! nicht gleichgültig darüber weggehen! Stelle mir mein Unrecht so klar vor Augen, daß es einen tiefen, daurenden Eindruck der Reue und der Scham in meiner Seele mache. Vergib mir die begangenen Fehltritte, und laß mich die Empfindung meiner Schuld und deiner Barmherzigkeit zu immer treuerem Eifer in der Gottseligkeit antreiben, damit ich mich nicht zu meinem eigenen Schaden in unfruchtbaren Abbitten beruhige, sondern in allen künftigen Tagen meines Lebens wirkliche Früchte der Reue und der Besserung zeige. Mache mich auch auf meine geringer scheinenden Mängel aufmerksam, und lehre mich so über mich selbst wachen, daß ich die Seligkeit und Zufriedenheit immer inniger erfahre, die mit jedem Wachsthum im Guten verbunden zu seyn pflegt.

Wer weiß, wie viele Zeit mir noch übrig seyn mag, im Guten zuzunehmen? Jeder Abend führt mich auf meiner irrdischen Wanderschaft näher zu dem großen und entscheidenden Ziele, wo die Ewigkeit anfängt, wo die Saat vollendet ist, und die Erndte erfolget. O Gott, lehre mich das wohl bedenken, und auf die Stunde des Todes bereit seyn, da ich dir von dem Gebrauche meiner Tage Rechenschaft geben soll. O wie leicht kann jeder Tag für mich der letzte seyn! Behüte mich Gott, daß ich die Sorge für meine Seele nicht aufschiebe, nicht die wichtigste aller meiner Angelegenheiten unbedachtsam verwahrlose.

Ich suche nun die Ruhe des Schlafes: o wache, Allmächtiger und Allgütiger, über mir, während ich von mir selbst nichts weiß, und zu meiner Beschützung nichts vermag. Wende Gefahr, Schrecken und Unglücksfälle von mir und den Meinigen, von diesem Orte und von allen Menschen ab. Laß mir den Schlaf zur Erholung und Erquickung gereichen, und mich morgen mit neuem

Danke gegen dich, mit neuen Vorsätzen zur christlichen Rechtschaffenheit, mit neuer Thätigkeit zu meinen Geschäfften fröhlich wieder erwachen. Deine Gnade sey mit mir jetzt und immerdar. Amen.

Ps. 4, 9. Ich liege und schlafe ganz mit Frieden, denn du, Herr, hilfest mir, daß ich sicher wohne.

Ein kürzeres.

Ps. 63, 7. Wenn ich mich zu Bette lege, so denke ich an dich.

Gnädiger Gott! unter deinem Schutze ist auch dieser Tag von mir zurückgelegt: Dank sey dir für alles Gute, für meine Gesundheit, für die Abwendung so manchen Unglücks, für den Fortgang meiner Geschäfte, für den erquickenden Schlaf, dem ich mich jetzt überlassen kann!

O siehe mit Langmuth auf die Fehler, womit ich heute mein Herz und mein Leben befleckt habe, mache sie mir so offenbar, daß sie mich ernstlich reuen, und ich sie künftig mit treuer Gewissenhaftigkeit vermeiden möge. Laß mich dann mit Frudigkeit an der Vergebung Antheil nehmen, die mir dein Sohn, Jesus Christus, verheißen und durch seinen Tod versichert hat.

O wie schnell flieht meine Lebenszeit dahin! hilf mir sie so verwenden, daß ich auch vor dem letzten meiner Tage, der vielleicht bald und unvermuthet kommt, nicht erschrecken darf.

So lege ich mich getrost zur Ruhe nieder, und übergebe mich, die Meinigen und alle Menschen deinem väterlichen Schutze. Wache du über mir mit deiner Liebe, so wird mich kein Verderben treffen, und mein Herz, wenn ich wieder erwache, deines Preises voll seyn. Segne mich, mein Gott und Vater, nach deiner ewigen Güte. Amen.

Ps. 40, 12. Laß deine Güte und Treue mich allewege bewahren.

Prüfung am Abende.

Ps. 119, 59. Ich betrachte meine Wege, und kehre meine Füße zu deinen Zeugnissen.

Mel. O Gott, du frommer Gott.

Ein Tag ist wieder hin,
Und diesen Theil des Lebens,
Wie hab ich ihn vollbracht?
Verstrich er mir vergebens?

Hab ich mit allem Ernst
Dem Guten nachgestrebt?
Hab ich vielleicht nur mir,
Nicht meiner Pflicht gelebt?

Wars in der Furcht des Herrn,
Daß ich ihn angefangen?
Mit Dank und mit Gebet,
Mit eifrigem Verlangen,
Als ein Geschöpf von Gott,
Der Tugend mich zu weihn,
Und züchtig, und gerecht,
Und Gottes Freund zu sehn?

Hab ich in dem Beruf,
Den Gott mir angewiesen,
Durch Eifer und durch Fleiß
Ihn, diesen Gott gepriesen?
Mir und der Welt genützt,
Und jeden Dienst gethan,
Weil ihn der Herr gebot,
Nicht, weil mich Menschen sahn?

Wie hab ich diesen Tag
Mein eigen Herz regieret?
Hat mich im Stillen oft
Ein Blick auf Gott gerühret?
Erfreut ich mich des Herrn,
Der unser Flehn bemerkt?
Und hab ich im Vertraun
Auf ihn mein Herz gestärkt?

Dacht ich bei dem Genuß
Der Güter dieser Erden
An den Allmächtigen,
Durch den sie sind und werden?
Verehrt ich ihn im Staub?
Empfand ich seine Huld?
Trug ich das Glück mit Dank,
Den Undank mit Geduld?

Und wie genoß mein Herz
Des Umgangs süße Stunden?
Fühlt ich der Freundschaft Glück?
Sprach ich, was ich empfunden?
War auch mein Ernst noch sanft,
Mein Scherz noch unschuldsvoll?
Und hab ich nichts geredt,
Das ich bereuen soll?

Hab ich die Meinigen
Durch Sorgfalt mir verpflichtet?
Sie durch mein Beispiel still
Zum Guten unterrichtet?
War zu des Mitleids Pflicht
Mein Herz nicht zu bequem?
Ein Glück, das Andere traf,
War diß mir angenehm?
War mir der Fehltritt leid,
Sobald ich ihn begangen?
Bestritt ich auch in mir
Ein unerlaubt Verlangen?
Und wenn in dieser Nacht
Gott über mich gebeut,
Bin ich, vor ihm zu stehn,
Auch willig und bereit?
Gott, der du Alles weißt,
Was könnt ich dir verhehlen?
Ich fühle täglich noch
Die Schwachheit meiner Seelen.
Vergib durch Christi Blut
Mir die verletzte Pflicht;
Vergib und gehe du
Nicht mit mir ins Gericht
Ja, du verzeihest dem,
Den seine Sünden kränken;
Du liebst Barmherzigkeit,
Und wirst auch mir sie schenken.
Auch diese Nacht bist du
Der Wächter über mir;
Leb ich, so leb ich dir,
Sterb ich, so sterb ich dir!

Gesang beim Abendessen.

Ihr Gerechten, freuet euch des Herrn, und danket ihm und preiset seine Heiligkeit. Ps. 97, 12.

Dank dem Geber Dank!
Daß der Gaben Fülle
Uns erquickt;
Daß des Friedens Wonne
Uns entzückt;
Dank dem Geber, Dank!
Hat des Reichen Speisesaal
Freuden mehr als unser Mahl?
Tön dem Geber, Gesang!

Dank dem Schöpfer, Dank!
Daß die Wasserquelle
Für uns floß;
Daß sein milder Segen
Sich ergoß;
Dank dem Schöpfer, Dank!
Floß in Gottes Regen
Nicht für uns der Segen?
Tön dem Schöpfer, Gesang!
Dank dem Schöpfer, Dank!
Daß das Werk der Hände
Wohl gerieth;
Daß so manche Freude
Für uns blüht;
Dank dem Schöpfer, Dank!
Tön dem Schöpfer, Gesang!
Wir loben dich! Wir danken dir! Amen. Amen.

Danklied am Abende.

Dankt dem Herrn! die Abendsonne
Bringt der stillen Erde Ruh;
Und der ganzen Schöpfung Wonne
Deckt ein heilig Dunkel zu.

Dankt dem Herrn! In kühlen Lüften
Schmettert noch der Lerchen Chor!
Aus den Feldern, aus den Triften
Steigt ein Balsamduft empor.

Dankt dem Herrn! Von Arbeit müde
Sehnet sich der Mensch nach Ruh,
Und im schwächern Abendliede
Fällt des Vogels Auge zu.

Dankt dem Herrn! In unsern Hütten
Wartet unsrer süße Ruh.
Was wir thaten, was wir litten,
Deckt die stille Nacht nun zu.

Mein Auge neigt zum Schlummer sich,
Zur Ruh leg ich mich nieder.
Da lieg ich fühllos, aber du
Wachst, Vater, über meine Ruh.
Du wachst, du liebest ewig.

Häusliche Abendlieder.

Der junge Walter hatte viel Glück gehabt. Er war wohl verheyrathet. Er befand sich in einer einträglichen

Wirthschaft. Seine Feldfrüchte gediehen. Sein Vieh stand gut. Sein Gesinde war treu. Seine Kinder waren gesund und folgsam. Walter war jung, aber nicht leichtsinnig. Er vergaß in seinem Glück seines Gottes nicht, blieb mäßig und arbeitsam, und mildthätig und verträglich, und stärkte sich und die Seinigen zu allem Guten durch fleißiges Gebet. — Er pflegte immer mit seinen Hausgenossen vor dem Schlafengehen eine Andacht zu halten.

Mel. Nun ruhen alle Wälder ꝛc.

Die stillen Abendstunden
Sind uns so schnell verschwunden
In häuslich froher Ruh.
Die ernste Nacht sinkt nieder,
Und drückt uns allen wieder
Mit leichter Hand die Augen zu. (Ps. 119, 55.)

Laßt uns vor Gott erwägen,
Wie großen reichen Segen
Uns dieser Tag gebracht!
Laßt uns mit Dank erkennen,
Und tief gerührt bekennen:
„Der Herr hat alles wohl gemacht." (Ps. 73, 6.)

Du, Gott der Treu und Gnade,
Hast segensvolle Pfade
Uns bis hieher geführt.
Dir sey allein die Ehre,
Ein jeder Tag vermehre
An uns den Dank, der dir gebührt.

Der Schlaf, den du den Müden
Nach Tageslast beschieden,
Sey dir nun auch geweiht.
Wir schlummern ohne Sorgen,
Du weckst uns wieder morgen,
Hier oder in der Ewigkeit.

Zuletzt betete ein Kind:

O Gott! der du mir heut einen frohen Tag gegeben hast, schenke mir nun auch einen sanften erquickenden Schlaf! In deine Hände übergebe ich meinen Leib und meine Seele! immer will ich suchen, dir, Vater im Himmel! wohlzugefallen, damit ich im Leben und im Tode dein gehorsames liebes Kind bleibe. Amen.

Nun ists genug, sprach Luise, die älteste Schwester. Wir haben nun fröhliche Lieder gesungen, und Hannchen

ist bei dem letzten mit ihrer Stimme zuweilen schon ausgeblieben, und Georg, seht ihr nicht, nickt mit dem Kopfe. Es ist Zeit, schlafen zu gehen. Nur Ein Lied noch! Ein ernsthaftes. Der Vater las, die Mutter wiegte ihren Säugling im Schoos. Jetzt begegneten sich ihre Blicke, und vereinigten sich, und fielen fröhlich auf die gute Tochter. — Die Kinder sangen:

Den süßen Schlaf erbitten wir,
Du bester Vater, uns von dir.
Gib deinen müden Kindern Ruh.
Indem sie schlafen, wachest du *).

Du waltest mit Barmherzigkeit
Stets über unsre Lebenszeit.
Voll Lieb und Weisheit theilst du sie
In Tag und Nacht, in Ruh und Müh.

Was gut ist, Vater, kommt von dir;
Des Guten viel empfingen wir.
Nimm unser schwaches Loblied an
Für das, was du an uns gethan.

Wir wollen deine Kinder seyn,
Und bleiben, und uns hoch erfreun,
Daß du Gott, unser Vater, bist,
Und unser nimmermehr vergißt. (Jes. 49, 15.)

Schlußgebete.

Wir sind wieder hier, o Gott! etwas Nützliches zu lernen. Laß uns dieses wohlgelingen, und gib, daß wir Dich, unsere Eltern und Lehrer ehren, lieben und ihnen gehorsam seyen. Amen.

Liebreicher Vater im Himmel! Wir danken dir, daß du uns Gelegenheit und Kräfte geschenkt hast, etwas Gutes zu lernen. Laß uns allezeit fromm und fleißig seyn, damit wir von Dir, unsern Lehrern und andern guten Menschen geliebt werden mögen. Amen.

Gott, unser Vater! wir sind hier versammmelt, das zu lernen, was uns beglücket, und wodurch wir auch andern einst nützlich seyn können. Du hast uns deswegen mit

---

*) Scheu nicht den schweren Tag, scheu nicht die finstre Nacht,
Der Vater, der dich schuf, der ew'ge Vater wacht!

Verstand beschenkt, daß wir geschickt werden sollen, schon in der Jugend mancherlei Kenntnisse zu sammeln. Wie undankbar wären wir, wenn wir uns bei der Unterweisung unsers Lehrers verdrossen, träge oder leichtsinnig bezeigen, unsern Verstand, dieses unschätzbare Geschenk, vernachläßigen, oder doch nicht recht gebrauchen wollten! Nein, so unbenützt wollen wir unsere Jahre nicht verleben daß wir unwissend bleiben, und eine Last der menschlichen Gesellschaft werden sollten. Wir wollen vielmehr deine uns anvertrauten Gaben getreu gebrauchen, und soviel Gutes lernen, als wir nur Gelegenheit dazu haben, damit wir immer geschickter werden, unsern Brüdern einmal zu dienen, und soviel wir können, sie glücklich zu machen. Segne also, o Gott, unsere Bemühungen. Amen.

Du hast uns, o Gott, abermals Zeit, Gelegenheit und Kräfte gegeben, nützliche Kenntnisse zu sammeln. Unter deinem Beistande, haben wir die Arbeit angefangen und beschlossen. Wir danken dir herzlich für die Wohlthaten des Unterrichts. Lehre uns nun auch einen guten Gebrauch davon machen. Es müße keine Stunde vorbeigehen, da wir nicht thätig im Guten seyn sollten. Auch ausser der Schule wollen wir so denken und handeln, wie es Christen geziemet, die dich als den Heiligen und Gerechten kennen. O laß es uns nie vergessen, daß du bei uns bist, und auf unser Verhalten merkest. Dir, dir soll unsre ganze Jugendzeit geheiliget seyn. Amen.

Gott du erfreuest Alles, was da lebet, mit Wohlgefallen. Auch uns hast du mit Speise und Trank erfreuet. Du sorgst für uns, wie ein guter Vater für seine Kinder. Dank und Anbetung sey dir dafür gebracht! Gestärkt durch deine Gaben, kehren wir wieder zu unsern Arbeiten zurück, und bitten dich um deine Hülfe dazu. O möchten wir uns Alle bei dem Unterrichte als folgsame Schüler beweisen unserm Lehrer viele Freude machen, und unsern Geschäfften ordentlich und gerne abwarten! Amen.

Allwissender Gott! du kennst alle Gedanken und Werke der Menschen. Du weißt es auch, was wir an diesem Tage in der Schule und ausser derselben gedacht, geredt und gethan haben. Du hast unsern Fleiß und unsere Trägheit, unsere Treue und Untreue, unsere Willigkeit und Verdrossenheit bei den Arbeiten, und alle Mängel gese-

Ach wie oft haben wir uns heute an dir versündiget! Vergib uns, Vater, und laß uns mit dem ernstlichen Vorsatz aus der Schule gehen, bessere Kinder zu werden. Lehre uns alle Stunden unsers Lebens nach deinem heiligen Willen anwenden, damit wir dir einmal mit Freuden von unserm Leben Rechenschaft geben können. Amen.

Wir sind jetzt hier in der Schule beisammen, um dasjenige zu lernen, was zu unserm Fortkommen in der Welt, zum frommen tugendhaften Leben und zu unserer ewigen Glückseligkeit uns zu wissen nöthig ist. Dir, o Gott, danken wir für diese Wohlthat. Aber laß uns dieselbe nicht durch Faulheit oder Unachtsamkeit übel anwenden. Segne unsern und unsers Lehrers Fleiß, damit wir zu verständigen und guten Menschen gebildet werden mögen. Wenn wir uns schon frühzeitig bestreben, weise und fromm zu werden, so wird es uns dereinst wohlgehen, und wir werden als Christen leben und sterben können. Amen.

Dank sey dir gesagt, lieber, guter Gott, daß wir wieder in so vielen nützlichen Sachen unterrichtet worden sind, wodurch wir nicht nur verständiger sondern auch besser und dir wohlgefälliger werden sollen. O wie unglücklich wären wir, wenn unsere gute Obrigkeit uns nicht unterrichten und zum Guten erziehen ließe. In der Rohheit würden wir aufwachsen, vor Unglück würden wir uns nicht hüten, die Leiden würden wir nicht mit Geduld ertragen und das Glück nicht mit Weisheit geniessen können. Wie glücklich waren wir also heute wieder, daß wir in der Schule soviel Gutes und Nützliches gelernt haben. Vergib uns doch, guter Gott, wenn wir nicht immer aufmerksam auf diese Lehren, und nicht andächtig genug beim Gebete gewesen sind! Wir wollen künftig den Verstand, den du uns geschenkt hast, immer besser anwenden, und zum Guten fleißiger werden. Still und sittsam wollen wir itzt nach Hause gehen, und mit neuer Lust wieder zur Schule kommen, damit wir recht gute, brauchbare und dir wohlgefällige Menschen werden. Amen.

Gott! du erfreuest Alles, was da lebet, mit Wohlgefallen. Auch uns hast du mit Speise und Trank erfreuet. Du sorgst für uns, wie ein guter Vater für seine Kinder. Dank und Anbetung sey dir auch von uns, deinen Kindern, gebracht. Gestärkt durch deine Gaben, lehren wir

also zu unsern Arbeiten zurück und bitten dich um deine Hülfe dazu. O möchten wir uns Alle bei dem Unterrichte als folgsame Schüler beweisen, unserm Lehrer viele Freude machen und unsere Geschäffte ordentlich und gerne arwarten. Amen.

Gesättigt und durch Erholung gestärkt, erscheinen wir wieder in der Schule, wohlthätiger Vater, um unsere übrigen Lernstunden mit neuer Munterkeit anzufangen. Wir erinnern uns jetzt an deine Heiligkeit, Allwissenheit und Allgegenwart, vor der wir uns billig mehr scheuen sollten, als vor den Augen unsers Lehrers, denn dieser sieht nur, was vor Augen ist, du aber, Gott, siehest das Herz an. Wir wollen also weder durch fremde Gedanken, noch durch Plaudern oder andere Zerstreuungen unsere Aufmerksamkeit abziehen, wollen nicht blos lernen, weil wir müssen; sondern weil es uns nützlich ist, und uns brauchbar für die Welt macht: auf daß wir unserm lieben Erlöser dadurch nachahmen, der schon in seiner Jugend sein Vergnügen unter den Lehrern gesucht, und dadurch kindlichen Gehorsam gegen seine Eltern, uns Allen das schönste Beispiel gegeben hat. O daß wir ihn doch Alle ähnlich werden mochten! Amen.

Abermals haben wir, o gütiger Gott! unsere heutigen Arbeiten glücklich vollbracht. Wir danken dir herzlich, daß du uns und unserm Lehrer Kräfte gegeben hast, die angewiesenen Geschäffte abzuwarten. Wenn uns unser Herz das Zeugniß gibt, daß wir die Pflichten guter Schüler gethan, daß wir unsere Kenntnisse erweitert, und durch unser Vorhaben Niemanden zum Bösen gereitzt haben: so können wir mit der Versicherung aus der Schule gehen daß du Wohlgefallen an uns hast, und uns als deine gehorsame Kinder liebest. Aber wie mißvergnügt und beschämt wird unser Herz wenn es uns Zerstreuung, Trägheit oder Ungehorsam vorhält. Gott! du siehest unsere Mängel und Fehler. Wir wollen uns bessern. Stärke du selbst unsern guten Vorsatz durch deinen Geist! Laß die Bemühungen unseres Lehrers an uns nicht vergeblich seyn! Gib daß er mit unsern Schwachheiten Geduld habe. Schenke ihm Muth und Entschlossenheit, allen Schwierigkeiten getrost entgegen zu arbeiten, und laß ihn viele angenehme Früchte von seiner Arbeit sehen. Segne ihn und uns Alle. Amen.

Nimm, o gütiger Gott, zum Schlusse der öffentlichen Lehrstunden dieses Tages, von Uns Allen den kindlichsten

Dank für das viele Gute, was wir wieder gehört und gesehen haben. O daß wir doch auch Alles recht wohl gemerkt hätten, es nimmermehr vergessen und nach Möglichkeit ausüben möchten! Aber was nützt unser Wünschen, wenn wir nicht auch Alles anwenden, daß du, o Vater! unsere Wünsche erfüllen kannst! O so wollen wir denn künftig unsern Fleiß verdoppeln, um alle Tage weiser, besser und glückseliger zu werden. Schon heute wollen wir zeigen, daß wir die Schule nicht vergeblich besucht haben. Kein böser Gedanke soll Raum finden in unserm Herzen, noch vielweniger aber sollen Lügen, Flüche oder schandbare Worte aus unserm Munde gehen. Gehorsam und dienstfertig wollen wir seyn gegen unsre Eltern, friedfertig und liebreich gegen unsre kleinen Freunde, höflich und ehrerbietig gegen Jedermann andächtig, wenn wir beten, fleißig und aufmerksam, wenn wir lernen, treu und redlich in andern Geschäften. So werden wir hier und dort glückselig seyn. Amen.

Gott! Du Urheber alles Lebens und Quelle aller Glückseligkeit! Du allein bleibest immer, wie du bist, und deine Jahre nehmen kein Ende. Bei dir allein ist keine Veränderung. Aber unsere Tage vergehen unvermerkt und wie ein Strom fließen sie schnell dahin. Schon wieder ist eine Woche unsers Lebens verstrichen. O daß sie doch nicht unnütz für uns verflossen wäre! Lehre uns doch, Herr! unsere kurze Lebenszeit so gebrauchen, daß wir viel Gutes lernen, und noch viel mehr Gutes thun.

Indessen danken wir dir bei dem Schlusse dieser Woche mit kindlichem Herzen für deinen gnädigen Beistand, den wir auch dißmal nicht entbehrt haben. Dank sei dir, o Gott! für jede Stunde des Lebens! Dank sei dir für das Glück daß wir unter einer weisen, gerechten und gütigen Obrigkeit leben; die auch bei ihren übrigen vielen und schweren Staats- und Amtsgeschäfften für unsere Bildung, Unterweisung und Glückseligkeit väterlich besorgt ist. Belohne sie, Herr! mit langem Leben, und laß ihre Geschäffte die allerglücklichsten und wohlthätigsten seyn!

Wir empfehlen dir auch alle Vorsteher unserer Schule, auch unsern treuen Lehrer! segne und belohne sie alle für die viele Mühe und Fürsorge, womit sie sich unser Wohl angelegen seyn lassen, und uns zu guten nützlichen Menschen zu bilden suchen. Segne o Gott, auch unsere Eltern, beglücke alle ihre Bemühungen, und laß sie und uns Alle deiner gütigen Fürsorge empfohlen seyn. Amen.

Zweyter Anhang
Beschreibung.
der
gefährlichsten Giftpflanzen.

Taumelloch, betäubender Lolch.

wird auch Tollkorn, Tolltrespe, Schwidelhafer, Sommerloich Tollrich, Toberich, Täberich, Dippelhaber, Lollhafer ꝛc. hier und dort im gemeinen Leben genannt.

Das einzige Gift unter den Gräsern. Sein Saamen findet sich sehr häufig unter dem Getraide, besonders unter der Gersten und dem Haber, auch andern genießbaren Pflanzen. Sie werden daher leider! oft genossen

und ob sie gleich nicht schnell tödten, so erzeugen sie doch manche Krankheit, auf deren Grund niemand leicht kommt. Daher ist die Ausrottung des Schwindellochs (Lolchs) von größter Wichtigkeit, und der Leichtsinn unverantwortlich groß, der das Getraide nicht auf das sorgfältigste reiniget, sich nicht eine recht reine Saat angelegen seyn läßt, noch durch Voreggen Dicksäen, Nacheggen derselben, durch Spätsäen und Verwahren des Düngers vor Vermengung mit diesem, so wie mit allem andern, Unkraut, für der Menschen Leben und Gesundheit Sorge trägt. Der Tollrich betäubt und macht Schwindel, daher sein Name. Schon oft sind die Beckergesellen beim Einweichen des Mehls, worunter Tollrich gewesen, vor der Mulde (Backtroge) betäubt umgefallen. Das Mutterkorn (ein durch Feuchtigkeit und schnell darauf erfolgte Hitze verursachter plitzähnlicher Auswuchs der Getraidekörner) ist lange nicht so schädlich, vielmehr gibt das Mehl von demselben, wenn es mit einer hinlänglichen Menge Sauerteig vermischt wird, ein unschädliches Brod, allein was man so gerne dem Mutterkerne zuschreibt, thun vielmehr Körner des Tollrichs. Diese unterscheiden sich nur dardurch von dem Roggen, daß sie runder und dicker sind. Die allermeisten Gräser haben drei Staubfäden, die meisten zwei Staubwege: so auch der Tollrich, dessen Blüthezeit im May fällt. Sein Halm wird 2 — 4 Fuß hoch, macht Gelenke, und hat glatte Grasblätter. Die Blüthe treibt eine Aehre, *) der Aehrchen sind oft zehen bis achtzehn auf beiden Seiten des Halms breitgedrückt, in Granen (Bart, Stacheln) ausgehend, jedes Aehrchen hat acht kleine Blümchen. Der immerwährende und gemeine, unschädliche, Lolch unterscheidet sich von dem Tollolch vornemlich durch die Granen. Der Saame ist braunschwarz, eyrund, breitgedrückt, schmeckt süß, und dauert drei Jahre lang unter der Erde. Die ganze Pflanze hat keinen Geruch. Auf feuchten Aeckern und nach einem nassen Frühjahre findet sie sich am leichtesten.

Das damit angesteckte Korn siebe man durch ein Treysensieb, dessen Löcher länglicher als an den Radesieben seyn müssen.

---

*) Auch Waizen, Korn und Gersten haben Aehren, der Haber hingegen Rispen, so wie die meisten Grasarten.

Stechapfel.

Auch Dornapfel, Rauchapfel genannt.

Man kann vor diesem Giftgewächse, das vom Junius bis in Herbst (auch bisweilen schon im May) blühet, und auf allen Schutthaufen, an Wegen, Dämmen und Flüssen, auf dem Felde, an Straßen ued in Dörfern, angetroffen wird, nicht genug warnen, denn es ist eines der Allergefährlichsten. Ist aber auch leicht zu kennen, sowohl in seiner Blüthe als in seiner Frucht Der Stängel ist zwei Fuß hoch, dreieckigt, treibt große, glatte, breite, dunkelgrüne langstielige, geäderte, eyförmige, an ihrem Rande Winkel, wie Buchten, bildende Blätter. Die Blume ist groß, weiß, eine trichterförmige Röhre, die weit über ihren Kelch, in dem sie steht, hinausragt, gefaltet, der Saum dieser Blumenkrone ist fast ganz geradrandig, und kaum mit fünf Zähnen versehen, der Kelch wächst bauchig, bildet fünf Ecke, hat fünf Zähne, fällt

bald ab. Fünf Staubfäden stehen wie Pfriemen und der Griffel wie ein Faden in der Blumenkrone. Die Frucht, oder der Stechapfel steht aufrecht eyrund, geht aus der grünen in die graubraune Farbe über, hat viele Stacheln auf seiner Oberfläche, springt, wenn sie reif ist, auf, hat in seinem Innern zwei Fächer, vier Klappen (Schalen), in denen eine Menge nierenförmiger Saamenkörner, die schwarz, flach, viel größer und breiter als die des Schwarzkümmels sind und keinen Gewürzgeschmack haben. Die ganze Pflanze schwitzt eine klebrige Feuchtigkeit aus, und hat einen so widrigen Geruch, daß oft schon ihre Ausdünstung in Zimmern, oder vor den Fenstern, Uebelkeiten und Kopfschmerzen macht. Man lasse doch ja keine Kinder mit dem Samen des Stechapfels spielen!

Das Bilsenkraut,

auch Zigeunerkr. Saubohne, Teufelskr. Tollkr. genannt.

Eines der heftigsten Gifte: wächst im Schutte, auf öden aber fetten Stellen, Kirchhöfen ꝛc. zur Höhe von 2 Fuß, und blühet im Julius und August. Ist leicht zu kennen: ist durchaus von weichen Haaren bekleidet und hat einen eben so widrigen stinkenden Geruch, als düsteres eckelhaftes Ansehen. Die Blätter sind lang, stiellos am Rande buchtig ausgeschweift, haben weißgrüne Adern und umfassen den Stengel. Die Blumenkrone sitzt stiellos auf, ist blaßgelb, macht ein Netzwerk von zarten Purpuräderchen: und bildet eine kurze, stumpfe, trichter- oder glocken-förmige Röhre, deren Mündung aufgerichtet, in fünf Lappen getheilt, da steht. Die fünf Staubfäden darinn sind pfriemenförmig: der Staubweg ist ein Faden, ist oben knöpfig: der Kelch röhrenförmig, unten bauchig, theilt sich oben in fünf spitzigzulaufende Theile, fällt aber nicht ab, wie der des Stechapfels. Der Saame liegt in einer eyrunden, zweifächerigen mit einer Stürze, die, wenn er reif ist, abfällt, bedeckten Kapsel, und ist klein, rauh nierenförmig, und hat Tüpfeln. Schon ein halber Scrupel *) dieser Körner stürzt in Lebensgefahr. Die Wurzel ist lang, dick, runzlich, braun, inwendig weiß, der Figur nach eine Spindel, schmeckt fett. Wie oft ist sie schon mit Pastinak- oder auch mit Wegwart- (Cichorien-) Wurzel verwechselt worden! In einem Kloster zu Rheinau wurden einst die Mönche durch einen Salat, in welchen durch ein Versehen des Gärtnersjungen einige Bilsenkrautwurzeln gekommen waren, auf das jämmerlichste vergiftet. **) Die Vergiftung zeigt sich anfangs durch einen leichten Wahnwiz von Fröhlichkeit mit lächerlichen Stellungen und Geberden, die Einbildungskraft schweift in unzüchtige und schandbare Reden aus, man zankt und rauft sich, man wird wüthig, wie besessen, die Augen funkeln, die Sprache verliert sich, und zuletzt verfällt man in einen tiefen Schlaf, dem, wenn man nicht noch zur rechten Zeit durch Gegengifte zu Hülfe kommt, der Tod ein Ende macht. In den Leichen ist der Magen voll blauer Flecken.

---

*) Ein Scrupel hat 20 Gran, ein Gran ist der 240ste Theil eines Lothes.

**) Diese schreckliche Geschichte erzählt das Noth- und Hülfsbüchlein umständlicher.

Die Tollkirsche, Belladonna,

Wolfskirsche, Waldnachtschatten, Tollkraut, Teufelsbeere, Schlafbeere, Wuthbeere ꝛc. ꝛc.

Wächst auf waldigen Bergen in schattigen Holzungen, blüht vom Junius bis in August: hat ein düsteres aber schönes Aussehen, etwas ähnliches mit der Tabackspflanze, vor ihren süßen, glänzenden Beeren kann man im August und September naschhafte Kinder nicht genug warnen. Der Stängel ist dünne, etwa 4 Fuß hoch, dunkelroth, die Blätter sind langrund, spitz, dunkelgrün, von unten etwas hellgrün, weich, haarig, am Rande ganz und ungezackt, mit durchziehenden Adern. Die vielen Blumen haben nur Stielchen, hängen etwas niederwärts, sind groß, glockenförmig, gestreift, inwendig purpurroth, am Grunde gelb, von aussen grünlichroth, behaart. Der Kelch ist höckrig, in fünf spitzige Lappen getheilt, und

fällt unter der Kirsche nicht ab. Die Blume hat fünf Lappen, enthält fünf Staubfäden pfriemenartig von einander abstehend, und gebogen, auch der Griffel ist gebogen, oben sitzt ein Knopf, die Frucht ist eine schwarze kugelrunde, glänzende, zweifächerige Kirsche, oder große Beere, welche viele nierenförmige, kleine, getüpfelte Saamen enthält.

Schwarz Beerchen, sey du noch so schön,
Kenn ich dich nicht, laß ich dich stehn.

Der gefleckte Schirling,

Blutschirl. Wuthschirl. Tollkörbel, Hundspetersilge, Teufelspeterle, Würgerling, Wüterich, Kazenpeterlein ꝛc.

Blühet im Jun., Jul. und August auf Viehwaiden, Wiesen, auch Aeckern und Gärten, noch mehr an ungebauten Stellen, und an Wassergräben. Er gehört in das Geschlecht der Dolden- oder Schirmpflanzen, seine Wurzel ist Fußlang, von mittlerer Dicke, fast wie ein Spindel *), runzlich, faserig, gelbweiß, inwendig schwammig, hat den Geruch der Pastinak. **) Der Stängel wird über 3 Fuß hoch und einen Zoll dick, ist glatt, rund, hohl, knotig, sonderlich von unten hinauf, ästig, dicht mit blutrothen Flecken besprengt. †) Die Blätter entspringen aus einer roth gefleckten Scheide, sind aus vielen Blättchen zusaminengesetzt, obenher glänzend, dunkelgrün, doch in der ersten Zeit grüngelb, gefiedert, unten dreifach, oben zweifach, die Blättchen sind von neuem eingeschnitten. ††) Die Blumendolde ist ziemlich groß, hat eine Hülle †††) von etlichen umgebogenen Blättchen, aus ihren Strahlen entwickeln sich mehrere Döldchen, jedes Döldchen besteht aus mehreren weissen Krönchen, jedes Krönchen hat fünf herzförmige, aber einander ungleiche, und eingebogene Blumenblättchen. Diese Döldchen tragen eine fast kugelrunde, fünfstreifige gekerbte Frucht, die zwei nackte, getüpfelte, halbgewölbte, gestreifte Samen hat, deren Unterfläche glatt ist, die mit durchkreuzten Querstrichen geribbt sind, und übel riechen, wenn man sie zwischen den Fingern reibt.

---

*) Der Spargel hat keine so spindelförmige Figur.

**) Uebrigens unterscheidet sich der Schirl. vom Pastinak dadurch, daß jener stinkt, eine weisere, saftigere, dickere, nicht so ästige Wurzel hat, daß die Schirl. Blätter viel feiner aufgeschnitten, dunkler gefärbt sind, daß die Schirl. Dolde eine Hülle hat, die Blätter weiß und die Samen halbkuglich sind.

†) Zwar hat auch der berauschende Kälberkropf einen gefleckten Stängel, auch der zottige K. Allein ihre Oberfläche ist nicht glatt, ihre Hüllen sind zurückgebogen und stehen aufrecht, ihr Same ist länglicht.

††) Die Blätter der Petersilge sind nicht so fein, nicht so spiz eingeschnitten, haben ein helleres Grün, ihre Dolden sind kleiner, ihrer Blüthen weniger, ihr Same ist eyrundlänglicht, plattgedrückt, ihr Geruch und Geschmack fein, sie hat keine Hüllchen.

†††) Was man bei andern den Blüthen-Kelch nennt, nennt man bei den Schirm- (Dolden) Pflanzen die Hülle, die alle aus dem Stengel hervorschießenden Strahlen gemeinschaftlich umfaßt, und die Hüllchen, die den auf jedem Strahl einzeln aufsizenden Döldchen statt Kelches dienen.

Der Gift-Schirling,

Wasserschirling, Wütherich.

Diß Gift ist vom ersten Range blüht im Jul. und Aug. an Gräbern, Sümpfen und auf wäßrigen Wiesen: glücklicher Weise ist es aber nicht so allgemein der Antheil aller Länder und Gegenden, wie der Stechapfel und das Bilsenkraut.

Die Wurzel ist oft sehr groß, inwendig voll hohler Zellen, in denen ein etwas milchiger Saft von ungemeiner Schärfe, so in kurzer Zeit gelbröthlich wird, sich befindet. Sie riecht fast wie Pastinak, doch eckelhaft, hat von aussen viele erhabene Ringe, ein weisses Fleisch, der Figur nach ist sie spindelförmig, hat fünf und mehr Ringe, mit kleinen Grübchen wie Stecknadelstiche. Aus den Knotenringen und glatten Wurzelausschüssen, brechen lange Fäden (Haare) hervor, die sich durchein-

flechten, und wenn man sie wascht, einen weissen, langen, dichten Bart vorstellen, und theils im Wasser schwimmen, theils im Moder oder nächsten Grase wurzeln. Die Wurzel treibt mehr als einen Hauptstängel, (wie z. B. das Schilfrohr und der Calmus auch thun) dieser ist über der Wurzel weißlich hohl, und hat rothe Streifen, die gegen die Höhe zu, grün werden. Die Pflanze wird zwei Ellen hoch, der Stängel ist an der Wurzel dicker als der Arm eines kleines Kindes, auch die Stängel theilen sich in Knieringe ab, jedes Gelenke ist eine halbe Elle von dem andern entfernt. Aus jedem Knieringe steigen Aeste hervor, die dicker als ein kleiner Finger sind, und worunter jede sieben Flügel hat. Jeder Flügel trägt 3 5 oder 7 Blätter.

Die Blätter sind zusammengesetzt, gefiedert, bestehen aus 3 bis 4 länglichten am Rande sägeförmig eingeschnittenen Blättchen, von rundem Umkreise, sind nicht so dunkelgrün, wie am gefleckten Schirling, aber zärter im Bau, als an der Petersilge. Den Blättern gerade über zeigt sich, vom Mai an, den ganzen Sommer hindurch, die große, weise Dolde, die sich wieder in Döldchen theilt, aus deren Spitzen weise Blümchen mit herzförmigen, durch 4—5 kleine Flammenstriche bezeichneten Blättchen hervorkommen, mit einem kleinen Stecknadelkopf an ihrer Spitze. Die Dolde hat keine Hülle, aber die Döldchen haben ihre Hüllchen. In der länglichten Samenhülse, die aus den abfallenden Döldchen hervorkommt, bilden sich zwei kleine Samen, in der Größe des Petersilgesamens, grün, fast eyrund, etwas haarig, gehohlkehlt, (gefurcht) weißgesäumt. Stängel und Aeste findet man bis an ihne Stiele, hohl, rund, inwendig weiß, ihr Saft ist gelblich, klebrig, und läßt sich zu Fäden ziehen. Sein wässeriger Geschmack endigt mit einer beissenden Schärfe. Schon vom Ausziehen der Pflanze und ihrer giftigen Ausdünstung, sonderlich wenn man in schwülen Tagen schwitzt, berauscht und betäubt man sich. Kinder, die die Wurzel für Pastinakw. gegessen, bekamen Zuckungen, fielen in Krämpfe, verdrehten Kopf und Augen, knirschten mit den Zähnen, bluteten aus den Ohren, der Magen schwoll auf, der Rücken krümmte sich zu einem Bogen: der Tod ist unvermeidlich, wenn nicht bald mit Gegengiften (Fett, Milch, Oehl, Brechmitteln ꝛc.) entgegengearbeitet wird. Die Leichen gehen schnell in Fäulniß über.

Die Gleisse,

der kleine Schirling, Hundspetersilge, stinkende Petersilge, faule Grete, Glanzpetersilge ꝛc.

Ist in Gärten, auf Krautäckern; sehr gemein, und mischt sich, da sie vor dem Aufblühen schwerlich für das, was sie ist, erkannt werden kann, öfters unter Petersilge, Körbel ꝛc. Man darf sie aber nur zwischen den Fingern reiben, so riecht sie widrig, und fade, fast wie Knoblauch: da andere Schirmblumen, wie Petersilge, Sellery, Pastinak, Körbel, Dill, Fenchel, Kümmel ꝛc. vielmehr gewürzhaft riechen.

Die Wurzel ist dünn, lang und weiß, die Blätter groß und doppelt gefiedert, die Blättchen klein, ovalgespitzt, lappicht, der Stängel ist dünne, rund gefurcht, sehr ästig, 3 Fuß hoch, dunkelgrün, glatt, die Dolde groß und weiß. Der allgemeine Schirm hat viele Strahlen, worunter die innern immer kürzer werden. Die Dolde selbst hat zwar keine Hülle (allgemeine Schirmdecke) aber ihre Döldchen haben Hüllchen von drei, sehr langen, schmalen Blättchen, die nur auf der einen Seite stehen, und auswärts herabhangen. Die Frucht ist eyrund, gestreift, zwei rundliche, auf der einen Seite etwas flache Saamen. Die Blätter glänzen stark auf ihrer untern Seite, etwas, was von der Petersilge, Körbel ꝛc. nicht gilt.

Glücklicherweise schaden Kraut, Wurzel, oder Saamen erst in einer beträchtlichen Menge genossen, wenigstens merket man erst dann ihre schädliche Wirkungen auf die Gesundheit.

Dennoch erzählt uns das Beckerische Noth- und Hülfsbüchlein, das man allen Landleuten und ihren Kindern zu lesen nicht genug empfehlen kann, von zwei Bauern-Kindern in der Nähe von Regenspurg, die die Wurzeln der Gleiße mit der Petersilge verwechselten, daß der eine Knabe drüber unter schrecklichen Schmerzen und Zuckungen das Leben verloren, der andere, der weniger gegessen hatte, kaum noch durch einen geschickten Arzt aus der Stadt, gerettet worden sei. Darum

Sieh wohl zu, was du nimmst! Es steht
Oft Gift im schönsten Gartenbeet.

Die Herbst-Zeitlose.

auch Lichtblume, Spinnerin, Lilie auf dem Felde genannt

Wächst in großer Menge auf Wiesen, besonders nassen, ihre Blätter erscheinen erst im Frühjahre: ihre Frucht reift im Julius, aber schon im Sept. und Oktober desselben Jahres blühet die Pflanze wieder, und macht mit ihren schönen Blumen den letzten Schmuck des Feldes aus. Sie ist daher gar leicht zu erkennen, und bedarf wenig Beschreibung. Die Wurzel ist zwiebelartig, inwendig weiß, aussen braune Haut, steckt mehrere Zolle tief in der Erde. Ihr Genuß schnürt Menschen die Kehle zu, macht die Zunge starr, verursacht Brennen im Leibe, Durst, blutigen Bauchfluß, oft den Tod. Auch die Blätter sind sehr giftig, 4 — 5, die sich groß, lilienartig, lanzenförmig, gestreift, aufrecht in die Höhe treiben. Die Blume steigt, wie aus einer Scheide nackt, röthlicht, über die Zwiebel weit empor, bildet

eine sehr lange, zarte, oben sechsmal getheilte Röhre; in der 6 hellgelbe Staubfäden und 3 noch längere dünne Griffel stehen, und ist ohne Geruch. Die Frucht ist eine runzliche, birnförmige, in 3 eyrunde Fächer abgetheilte Blase, in welcher sich viele rundliche, gerunzelte, schwarzbraune Kerne finden. Leider! haben schon manche Kinder auf den Wiesen mit dem Samengehäuse ꝛc. gespielt, den Samen, der ihnen süß schien, verschluckt, aber dafür schrecklich büßen müssen. Zwei, die einmal davon gegessen hatten, erbrachen sich heftig, man gab ihnen warme Milch, und doch starb das eine Kind.

Die Einbeere,

Wolfskirsche, Spinnenkopf.

Sie wird, wegen ihrer Aehnlichkeit mit Kirschen, leicht von Kindern gegessen, und findet sich gern in schattigen Wäldern, unter Stauden. Ihre knolligte, braune,

zaserigte Wurzel treibt einen einfachen Stengel, in der Mitte gewöhnlich mit vier ins Kreuz gegenüberstehenden ovalen, stiellosen, glatten und ungezahnten, stark geaderten Blättern, im April bis May sitzt an der Spitze eine einzige Blüthe *), diese hat vier lange Kelchblättchen, vier schmälere grüne Blumenblättchen, acht dazwischenstehende gelblichte Staubfäden und vier Staubwege. Die Frucht ist eine einzige runde, saftige Beere. schwarzblau, wird im August reif, und hat gelbe eyförmige Saamen, in vier Fächern liegend. Die Kelch- und Blumenblättchen bleiben auch an der reifen Frucht noch sitzen, aber hängen abwärts.

Die Wolfsmilch.

Sie macht ein großes Geschlecht von häufig wachsendem Unkraut aus, das man in Gärten, auf Aeckern, unter dem Getraide, in Wäldern, neben Hecken, am Wege, auf dem Schutt um und in Dörfern ꝛc. überall findet, und das gar vielerlei Arten hat. Alle geben einen weißen, ätzenden, scharfen Milchsaft von sich, der die Milch der Kühe ꝛc. rosenroth färbt, und haben 12 gelbe Staubfäden, 3 Staubwege; ihre vier, fünf Blumenblüthen sind von der Form eines Schildes, und sitzen im Kelch, der Kelch ist einblätterig, bauchigt, mit Schüppchen gekrönt, die Saamenkapsel hat drei hervorragende Knoten, inwendig eben so viele Fächer, in denen sich die einzelnen Samen befinden, auf jedem Knoten sitzt eine Nath, die in Klappen aufspringt: man nennt sie daher dreiköpfig, die meisten Arten von Wolfsmilch bilden eine Dolde. Der Genuß der Wolfsmilchen macht Magenentzündung, Erbrechen, heftige Stuhlgänge ꝛc. der Essig ist das kräftigste Gegenmittel. Es sei hier genug, zwei der gewöhnlichsten Arten noch näher zu beschreiben.

---

*) Daher sie auch die Kräuterkenner die vierblätterige Einbeere nennen.

Die kleine braune Esels-W. Milch.

Sie wird einen Fuß hoch, die Seitenzweige treiben keine Blüthen, die Blätter, die wechselsweise um den Stengel stehen, sind gleichförmig. Ihre Hauptdolde spaltet sich in mehr als fünf Stralen, und diese theilen sich wieder. Der ganze Schirm hat fünf einförmige spitze Blätter zum Unterdache, die braungelbe Blumenblättchen sind meist zweiöhrig, und stellen eine mondförmige, zweihörnige Figur vor. Die Hüllchen sind fast herzförmig, auf der dreiköpfigen Samenkapsel bleiben die Spuren der drei Staubwege. Die Wurzel verursacht ein brennendes Gefühl, entzündet äusserlich die Haut, führt heftig ab; wenn die Ziegen das Kraut fressen, so treibt der Genuß ihrer Milch auf den Stuhl. Die Blüthezeit dauert vom Aprill bis in Juni. Die Samen werden zur Betäubung der Fische am Köder gebraucht.

Milch.

Die Cypressen oder = gemeine Wolfs = Milch.

In der größten Menge findet man sie auf trocknen Hügeln und Feldern und andern nicht feuchten Orten. Sie unterscheidet sich von der Esels = W. M. besonders durch die Blätter, die (nach Art des Cypressenbaums) b o r s t e n f ö r m i g sind, und den Stengel dicht umgeben. Zwar nährt sich von ihr eine sehr schöne Raupe, und die Tauben fressen den Samen sehr gern, allein Kinder müssen sich vor dieser, so wie vor jeder andern Art von Wolfsmilch, hüten, sie sind alle für den Menschen gefährlich, und nur in den Händen des Arztes oder Wundarztes können sie, z. B. wider die Warzen, die Hühneraugen (Leichdornen), zum Blasenziehen, zum Wegbeitzen des wilden Fleisches, zur Reinigung der Geschwüre an Pferden ꝛc. nützlich werden.

Der blaue Eisenhut.

Sturmhut, Napell, im gemeinen Leben auch Kappenblume, Teufelswurz, Narrenkappe, Wolfswurz ꝛc.

Wächst auf den Gebürgen und Alpen, höheren und niedern, und blüht vom Jun. bis August: in den Ziergärten wird er aber häufig gepflanzt. Die ganze Pflanze greift die Nerven heftig an, besonders ist die Wurzel ein sehr furchtbares Gift, vor dem man sich wohl in Acht zu nehmen hat. Letztere ist steckrübenartig (daher ihr Name Napell, Rübchen) von aussen braunschwarz wie ein Rettich. Die Stängel werden 2—5 Schuh hoch, zu unterst glatt, mit einer weichen Wolle bekleidet, dicht mit Blätrern besetzt. Die Blätter stehen wechselsweise auf Stie-

len, glänzen, und sind 3 oder 5theilig wie Finger. Kein Kelch. Die Blumen sind dunkelblau, groß, stehen gedrängt, und bilden an der Spitze des Stengels eine walzenförmige, bald dünnere bald dickere, Aehre. Fünf Blumenblätter; das oberste ist gewölbt, wie ein Helm, daher das Ganze einer Ritterkappe oder Sturmhaube gleich sieht. Die zahlreichen Staubfäden sind braungelb, die Frucht besteht aus 3 — 4 glatten und glänzenden, schotenartigen, Samenkäpselchen, die kleine braune Körper enthalten. Schon die Ausdünstungen der Pflanze, schon der Samenstaub, wenn er in die Nase hinaufgezogen wird, oder andere Theile des Gewächses, wenn sie auf die Haut gelegt werden, äussern im menschlichen Körper ihre schädlichen Kräfte. Auf der Haut gibt es Blasen, auf der Zunge entsteht ein beissender, brennender Schmerz, diese schwärt, oder wird gar gelähmt, die Lippen werden schwarzblau, angefressen u. s. w. Im Jahr 1561 konnte man einem Missethäter in Prag, welchem man den Strang, zu dem er verurtheilt war, in einen Vergiftungsversuch mit dem blauen Eisenhut verwandelte, durch Gegengifte, die sogar dem [illegible] zu steuren pflegen, nicht mehr retten. Zuletzt verdrehte er die Augen, verzog den Mund, zog den Kopf in die Schultern zurück, jammerte über Frost, krümmte und wälzte sich wie ein Wurm, erbrach einen faulen, gallichten und schwarzen Unrath, verfiel in Schlaf, und konnte nicht mehr aufgeweckt werden. Sein Gesicht wurde nach dem Tode schwarzblau, wie wenn er gehangen worden wäre. Jemand, der blos ein Stückchen der Blume kostete, es zerkaute und wieder ausspie, empfand eine Stunde darauf an der Zungenspitze einen stumpfen Schmerzen, als ob er die Zunge verbrannt hätte, und diese Empfindung verlor sich erst nach drei Tagen. Das beste Mittel, einen Menschen von der Vergiftung des Eisenhütleins zu retten, bleiben Brechmittel, nur müssen sie **bei Zeiten** gegeben werden.

Uebrigens gibt es auch einen hellblauen, und einen gelben Eisenhut: die ganze Familie ist giftig.

Der giftige Hahnenfuß,

der böseste Hahnenfuß, Froschpfeffer.

Häufig auf feuchten Wiesen und Viehweiden, an Teichen und Gräbern, seine Blüthezeit fällt in Juni und Juli. Folglich ist er das einzige Sommergewächs aus der so großen weitläufigen Familie der Hahnenfüße (Ranunkel). Die Wurzel hat lange weise Zasern in Menge, der Stängel ist dick, ästig, inwendig hohl, und weiß, wächst gegen zwei Schuhe hoch. Die Wurzelblätter sind handförmig, und gehen in 3 Hauptlappen aus, die Sten-

gelblätter aber werden flügerförmig; jene anfangs lang gestielt, diese immer stielloser. Die Blumen sind sehr klein und blaßgelb, haben ungefähr 20 Staubfäden und fünf Kronblättchen, deren jedes an seinem untern Ende ein kleines, ringsum mit einem kleinen Wulst eingefaßtes Grübchen hat, wie alle Arten des Hahnenfußes oder Ranunkels. Der Kelch ist zurückgeschlagen, fällt bald ab, und hat inwendig Härchen. Die Samenkapseln sitzen an einem Fruchtboden, der ein kegelförmiges Köpfchen vorstellt, und fallen noch, ehe sie völlig reif sind, ab. Man sollte diese Pflanze voll Giftschärfe, sowohl von Menschen-Wohnungen, als von Triften und Viehweiden mit aller Mühe zu entfernen suchen. Das Vieh meidet sie zwar in der Regel, aber manchmal bekommt es doch davon zu fressen, wird krank und stirbt ohne daß man weiß wovon?

Indessen hat das Geschlecht der Hahnenfuße noch verschiedene andere giftige Arten: jene ist aber die gefährlichste ihr Saft erregt schon auf der bloßen Haut Blasen, Geschwüre, Schmerzen.

Nun könnten zwar diesen 13 teutschen Giftpflanzen noch mehrere beigefügt werden, z. B. der Seidelbast, die Aronswurz, der Fingerhut, die Nieswurz, das Läusekraut, der schwarze Nachtschatten, der Giftlattich, u. s. w. Allein sie sind theils nicht so gefährlich, wie jene, theils werden sie mit den eßbaren Pflanzen nicht so leicht verwechselt, theils findet man sie seltener, endlich erlaubte der Raum nicht mehr. Wer mehr kennen lernen will, kaufe und lese das Büchlein, das der Verleger des Kinderfreundes unter dem Titel:

„Beschreibung der teutschen Giftpflanzen, zur „Belehrung und Warnung für das Volk, mit „illuminirten Holzschnitten."

nächstens herauszugeben gedenkt, und in welchem auch der Giftschwämme, auch mancher zwar nicht wild, oder in Ziergärten wachsenden Blumen Erwähnung geschehen wird.

Uebrigens hat nicht blos das Gewächsreich Gifte, man muß sich auch vor dem Kobolt, Spiesglanz, Quecksilber, Kupfer, Blei, Arsenik und andern Mineralien sorgfältig hüten. Wie vieles wäre noch von den häufigen Vergiftungen, die durch den Genuß und Gebrauch dieser und anderer Naturdinge Statt finden, und die theils schnell und fürchterlich, theils langsam und unmerklich tödten, zu sagen! O es gibt dessen, was dem

Körper zerstört, und dem Leben Gefahr drohet, so gar vieles. Dennoch hat alles seinen guten Nutzen, nur muß es der Mensch recht brauchen, muß nicht voraussetzen, daß alles zu seiner Nahrung dienen müsse: Schirling und Queckſilber, Belladonna und Spiesglanz ꝛc. ſind in der Apotheke höchſt wichtige Arzneimittel, den Arſenik kann der Glasmacher nicht entbehren, der Kobalt gibt uns eine der ſchönſten Farbe, manche Giftpflanze nährt Inſekten und andere Thiere, oder hat Gott nicht auch für den geringſten Wurm Sorge getragen? Wer weiß auch, wie viele böſe Dünſte die Giftgewächſe in ſich ſaugen, und dazu dienen müſſen die Luft für unſern Odem zu reinigen? So iſt nichts an ſich unnütz und ſchädlich, nur müſſen wir von allem den rechten Gebrauch, den Gott wollte, machen, nichts mißbrauchen. Damit ihr aber, liebe Kinder, nichts mißbrauchet, müſſet ihr auch nichts mißverſtehen, ſondern vor allem andern jedes eurem Leben und eurer Geſundheit gefährliche Dinge recht kennen lernen. Daher dieſe Beſchreibung der gefährlichſten Giftpflanzen. Gott will, wir ſollen das Böſe vom Guten unterſcheiden, um jenes fliehen und dieſes wählen zu können, darzu gab er dem Menſchen Verſtand und Vernunft, und den Kindern Schulen und Lehrer.

Zwar gibt es Leute, die es nicht für räthlich halten, die Gifte gemeinen Leuten und Kindern kenntlich zu machen. Böſewichter, meinen ſie, würden ein Mittel, zu morden, weniger wiſſen, wenn man ſie nicht mit den Giftpflanzen bekannt machte. Aber ſo engbrüſtig dachte die Würtembergiſche Regierung nicht als ſie einſt die Tollkirſche zeichnen, und die Zeichnung in den Schulen austheilen ließ; ja erſt noch im Sommer des Jahrs 1803 hat ſie, veranlaßt durch die unbeſonnene That eines Weibes in Plieningen, die einen Kranken durch den Abſud der Zeitloſe ums Leben brachte, eine öffentliche Warnung vor dieſer Giftpflanze herausgegeben. Denn welche Vergiftungen ſind wohl häufiger, die aus Unwiſſenheit, oder die aus Mordſucht? Auch damit die im Finſtern ſchleichende Giftmiſcherei, die Gottlob! in heutigen Zeiten weniger Statt findet als in alten, ans Tageslicht komme, und nicht lange unentdeckt bleibe, iſt es gut, Jedermann mit den Giften bekannt zu machen. Endlich welche ſchwache Stütze hat man für die Tugend und Sittlichkeit von der bloßen Unwiſſenheit eines Laſters zu hoffen?

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Der Abschied.

Ein Lehrer mufste den Ort einst verlassen, wo er lange gelehrt hatte. Da weinten bey seinem Abschiede die Kleinen und die Grofsen. Die Kinder sagten: „Ach! „unser guter Lehrer verläfst uns, wer wird uns nun „lehren?“ Die Grofsen sprachen: „Wenn wir wenig„stens doch noch Zeit gehabt hätten, ihm Freude ge„nug zu machen! wenn er uns doch als Dienstboten, „Eheleute, Eltern und Hauswirthe gesehen hätte, und „wie wir, durch Gehorsam gegen seine guten Lehren, „dann glücklich lebten!“ Der Lehrer selbst war ganz bewegt; aber er faste sich, und redete bey seinem Abschiede diese merkwürdigen Worte:

„Lieben Fr[illegible] Grofse und Kleine! ich danke „euch allen, dafs [illegible]mich gerne gehört habt. Euer „Gehorsam, weil ich bey euch war, und die Liebe, die „ihr mir stets beweiset, versichern mich dessen. Aber „es ist auch nützlich, dafs ich euch verlasse. Als ich „bey euch war, da dachtet ihr nicht genug selbst. Ihr „verliefset euch darauf, ich würde schon für euch mit „denken. Und ihr sahet überhaupt mehr auf den Leh„rer, als auf die Lehre. Nun ich euch aber verlasse, „nun müfst ihr selbst denken und überlegen; diefs aber „hilft euch am allermeisten. Denn ob ich euch gleich „jetzt verlasse, so bleibt doch meine Lehre bey euch; „und diese wird euch noch nützlicher werden, als mei„ne persönliche Gegenwart, wenn ihr sie durch öfteres „Nachdenken und Wiederholen recht zu verstehen und „anzuwenden suchet.“ Joh. 16, 7.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rochow, Friedrich Eberhard von, 1734-1805 / Rochow, Friedrich Eberhard << von>>, / Riecke, Victor Adolf,

Der Kinderfreund, zum Unterricht in dem Lesen und bei dem Lesen, vornemlich für Landschulen

Bd.: 2

Stuttgart [1805]

Paed.pr. 2901 a-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760834-0